

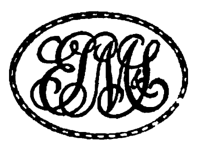
Goethes Gedanken

Aus seinen mündlichen Äußerungen

in sachlicher Ordnung und mit Erläuterungen zusammengestellt

von

Dr. Wilhelm Bode



In zwei Bänden

Erster Band

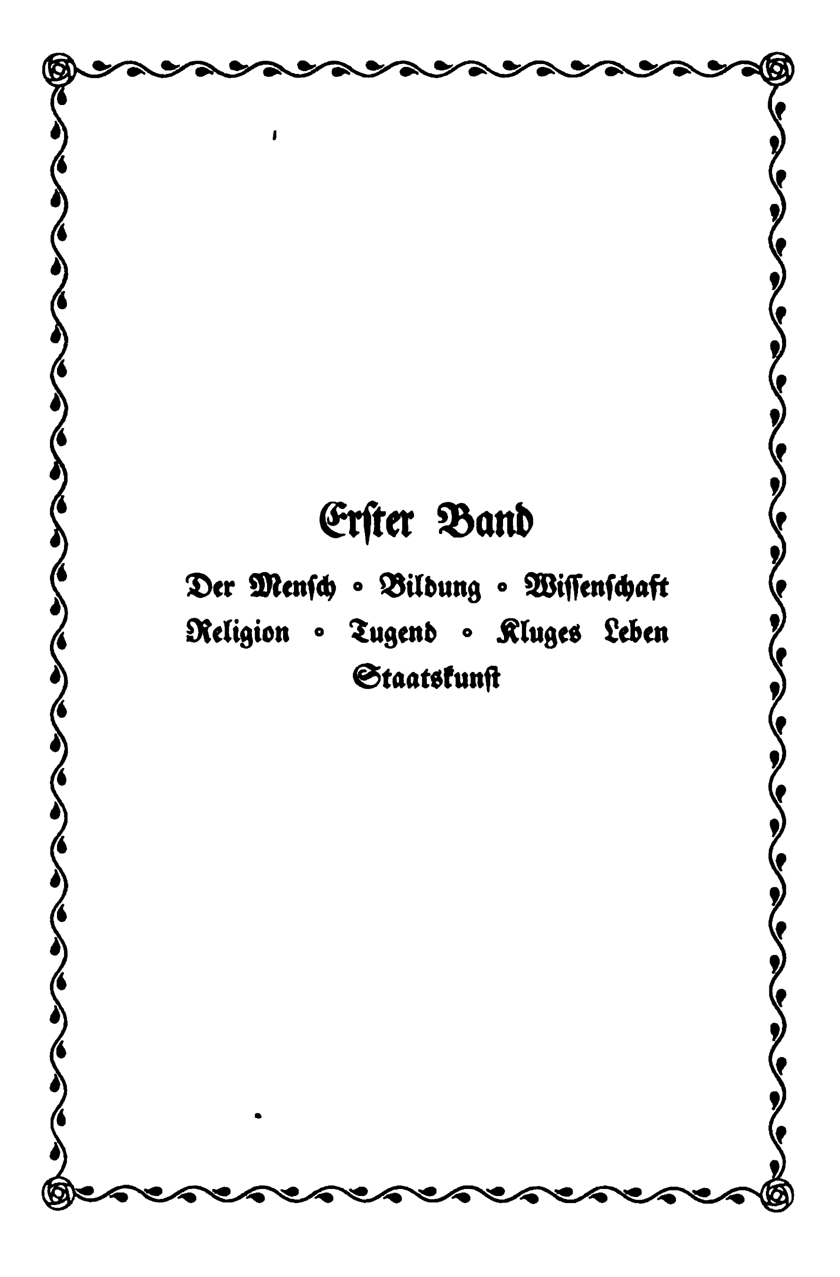
Zweite Auflage

Berlin 1907

Ernst Siegfried Mittler und Sohn

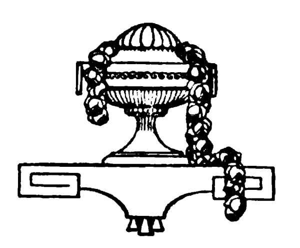
Königliche Hofbuchhandlung

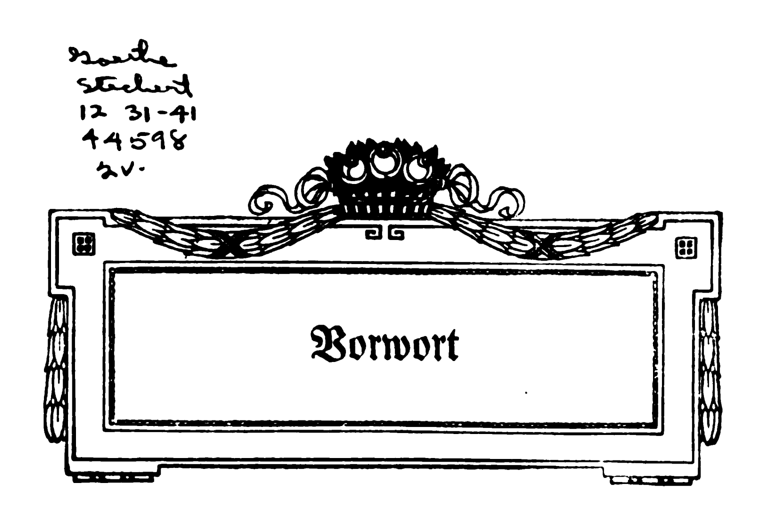
Kochstraße 68—71



Erster Band

Der Mensch ∘ Bildung ∘ Wissenschaft
Religion ∘ Tugend ∘ Kluges Leben
Staatskunst





Vorwort

Dieses Werk bietet alle gehaltvollen Äußerungen Goethes, die uns aus seinen Gesprächen überliefert worden sind; es bietet sie in sachlicher Anordnung. Eine ähnliche Aufgabe hat sich vor mir der im Jahre 1903 gestorbene Freiherr Woldemar v. Biedermann gesetzt, der von 1889 bis 1896 ‚Goethes Gespräche‘ herausgab; aber er wählte die Anordnung nach der Zeitfolge und gab die Auszüge aus den Überlieferungen in größerer Breite, so daß seine Sammlung auf 10 Bände und 3367 Seiten anschwoll. Dem Umfange mußte der Preis entsprechen: 50 und 70 Mk.

In dieser kleineren und billigeren Ausgabe sind von Goethes eigenen Worten nur solche weggelassen, denen wir Heutigen nichts entnehmen können, also z. B. wenn er ein kleines Mädchen fragte, wie es heiße, und auf die Antwort ‚Amalie‘ erwiderte: „Dann heißest du ja ebenso wie unsere gute Herzogin.“ Besonders aber habe ich, soweit es irgend möglich war, alle Anhängsel an Goethes Worte weggelassen. Man wird hier also z. B. Eckermanns autobiographische Notizen vergeblich suchen, die seinen sonst so kostbaren Überlieferungen oft einen Stich in's Komische geben: „Bei diesen

Worten atmete ich leicht auf, es fiel mir wie Schuppen vom Auge" oder „Sehr wahr! sagte ich, und ich möchte wohl, daß diese Ansicht zur allgemeinen Maxime würde".

Die sachliche Anordnung dient denen, die in einzelnen oder häufigen Fällen schnell erfahren möchten, wie Goethe über einen Gegenstand dachte, der sie beschäftigt. Ich habe den Wunsch, nach dem gleichen Verfahren Auszüge aus Goethes Briefen, Tagebüchern, biographischen Schriften usw. vorzulegen; deshalb wählte ich auch hier schon den Haupttitel: ‚Goethes Gedanken'. Die sechzehn Abteilungen, in die ich diesmal die Gedankenwelt einteilte, werden mit ihren Überschriften zunächst überraschen; ich kann aber versichern, daß ich sie nicht willkürlich gemacht habe, sondern daß sie bei der Arbeit selbst und aus dem vorhandenen Stoff herausgewachsen sind.

Meine Erläuterungen finden vielleicht manchen Tadler. Oft sind sie Folgen meines eigenen Bedürfnisses, Goethes Äußerungen recht genau zu verstehen; sodann habe ich als Schriftsteller immer den Wunsch, jedermann verständlich und dienstbar zu sein, der überhaupt zu meinen Büchern greift. Die beste Bildungslust findet sich sehr oft bei Männern und Frauen, die keine höheren Schulen besucht und keine fremden Sprachen gelernt haben; und wir, die wir viele Jahre studiert und manche Examina bestanden haben, haben von all dem eingestopften Wissenskram nach einiger Zeit auch nur noch recht wenig in uns behalten. Ich mag mich nicht an der deutschen Bildungsheuchelei beteiligen, wonach jeder Gebildete so tut, als wisse und verstehe er alles, was im Konversationslexikon steht und was man auf höheren Schulen lernen kann. Wir müssen uns jetzt darauf einrichten, daß von fremden Sprachen

nur noch die französische in allen unseren höheren Schulen gelehrt wird; ich habe aber auch damit gerechnet, daß viele wertvolle Mitbürger selbst das Französische nie gelernt oder wieder vergessen haben. Daß meine reichlichen Verdeutschungen im Sinne Goethes sind, darf ich durch Hinweis auf dessen Aufsätzchen: „Den Philologen empfohlen" beglaubigen.

Eine naheliegende Art der Erläuterung fehlt hier: die Hinweise auf ähnliche Stellen in Goethes Briefen und Werken. Hätte ich sie aufgenommen, wo hätte ich aufhören sollen? Und, wie gesagt: ich möchte später die sonstige Hinterlassenschaft Goethes ähnlich bearbeiten wie hier die Gespräche.

Dagegen habe ich reichlich auf andere Stellen in diesem Werke verwiesen; oft habe ich auch die gleiche Äußerung in verschiedenen Abteilungen wiedergegeben, um den Lesern das Nachschlagen zu ersparen.

Nach der allgemeinen Erfahrung der Leser und dem allgemeinen Urteil der Kenner darf man die mündlichen Äußerungen Goethes den schriftlichen an Wert gleich setzen.

Wohl ist hier nicht jedes Wort, jeder Satz reiflich überlegt wie bei Niederschriften und Diktaten, die für den Druck bestimmt waren; man kann also zuweilen zweifeln, ob man dauernde Meinungen Goethes vor sich hat, und müßte dann nachsehen, ob sie sich auch in seinen übrigen Werken finden. Dagegen haben aber viele Gesprächsäußerungen den besonderen Wert, daß sie aus einer lebendigeren, angeregteren, genialischeren Seele herausflossen als die Studierstubenarbeiten. Und nur

ganz selten wurde Goethe durch den Gesprächsgegner so gereizt, daß er in der Hitze des Gefechts mehr sagte, als er meinte. Dem Kanzler v. Müller gegenüber gab er sich vielleicht zuweilen für politisch-konservativer und religiös-ungläubiger, als er war, denn dieser Freund ärgerte ihn zuweilen, teils weil er ein liberaler Doktrinär, teils weil er „dreist und gottesfürchtig" war. Dagegen hatte Goethe gegen Eckermann, Soret, Boisserée und die meisten übrigen eine solche gleichmütige Ruhe, daß er zu ihnen nur seine wirklichen und bleibenden Meinungen aussprach.

Aber sind die Berichte zuverlässig? Haben die Berichterstatter nicht etwas von ihrem Eigenen hinzugegeben? Eckermann ist ein vollkommen reines Glas, und auch die meisten andern erweisen sich als durchaus zuverlässig. Bei Falk sind Goethes Reden vielleicht etwas patriotisch-fromm gefärbt, bei Riemer ist ihnen etwas Galle beigemischt. Aber alles in allem stehen doch diese von Anderen berichteten Äußerungen im besten Einklange mit dem, was Goethe selber geschrieben oder diktiert hat. Verdrießlich ist freilich, daß einige der Gesprächsteilnehmer keine so klaren Ausarbeitungen gemacht haben wie Eckermann und Falk, sondern uns nur abgerissene Sätze und Tagebuchnotizen bieten, die oft schwer verständlich oder leicht mißverständlich sind; das gilt besonders vom Kanzler F. v. Müller, Boisserée und Riemer.

Die wertvollsten Gespräche Goethes sind uns zum größten Teile verloren gegangen: diejenigen mit Karl August, Herder, Wieland, Schiller und mit seinen vertrautesten Freunden Heinrich Meyer und Zelter. Aber man fühlt diesen Mangel kaum, wenn man die Menge und den Gehalt des Überlieferten übersieht. Eckermann, Riemer, Falk, Boisserée und

die Andern haben doch auch die Gabe gehabt, den Alten zum Reden zu bringen, und zwar auch über die höchsten Dinge.

Es ist uns von ihm selber und von Andern berichtet, daß Goethe in Gesprächen recht oft unbeholfen, steif und stumm war; mancher, der Offenbarungen erwartete, hörte von ihm nur gleichgültige Bemerkungen oder nur die Wörtlein: So, so! Hm hm! Ach ja!, mit denen er freigebig war. Er hatte auch hier seine Talente nicht so in der Gewalt wie Schiller. Dennoch rechnen wir Goethe zu den allergrößten Gesprächsrednern; den Beweis dafür bringen teils die nachfolgenden Blätter, teils die Zeugnisse seiner Zeitgenossen. Vier solcher Zeugnisse, die von nahen weimarischen Vertrauten herrühren, mögen hier folgen:

Henriette v. Knebel 1806: „Es war das angenehmste Gefühl, sich mit ihm gleichsam auf eine höhere Stufe gestellt zu sehen ... Er sprach von dem Bezug, den der Mensch zu sich selbst und zu den Dingen außer ihm hat, so reich, reif und mild, daß ich wirklich noch nie so habe sprechen hören. Ich wünschte, er hätte die Rede aufgeschrieben. Mich dünkt, sie allein müßte ihm den Ruhm eines seltenen Menschen machen. Ich selbst dünkte mich glücklicher und vornehmer durch die unzähligen Fäden, durch die wir mit Himmel und Erde zusammenhängen.“

Legationsrat Conta 1820: „Heute vormittag war mir, in Wahrheit zu sagen, Goethe zu Kopf gestiegen. Er hatte mir Bücher seiner Autorschaft gegeben, darauf vor Tische eine Stunde mit mir gesprochen, so anziehend und dabei in so hohem Fluge, mit so wenig Worten Endloses andeutend, daß mir zu schwindeln anfing. Ich mußte in die freie Luft, in's schöne Grün hinaus, um mir das Kopfweh zu vertreiben.“

Kanzler v. Müller 1832: „Alles was seine Schriften an Geist und hinreißender Darstellungsgabe enthalten, ward durch die Liebenswürdigkeit seiner persönlichen Mitteilungen noch weit überboten. Alle, die das Glück genossen, ihm in traulichen Kreisen näher zu kommen, werden diese vielleicht

auffallende Behauptung aus voller Seele bestätigen ... Nicht schon in der ersten Stunde solchen Zusammenseins durfte man hoffen, dieser geistigen Blitze und wohltuenden Gemütsausströmung froh zu werden; wie alles sich bei ihm folgerecht entwickelte und jedes sprunghafte Hervortreten oder absichtliche Ausforschen ihm verhaßt war: so bedurfte es auch erst längeren, ungestörten Gesprächs und zufälliger Anlässe, um die ganze Fülle seiner Liebenswürdigkeit zu entfalten. War aber ein solcher köstlicher Moment eingetreten, so schien sein ganzes Wesen verklärt, seine Brust gleichsam freier, ja die Person, zu der er sprach, ihm so viel lieber geworden, und er suchte und sann dann rings umher, wie er den befreundeten Genossen solcher traulichen Stunde noch mit einem sichtbaren Zeichen der Liebe und des Wohlwollens entlassen könne."

Eckermann 1847: „Seine Unterhaltung war mannigfaltig wie seine Werke. Er war immer derselbige und immer ein anderer. Bald okkupierte ihn irgend eine große Idee, und seine Worte quollen reich und unerschöpflich. Sie glichen oft einem Garten im Frühling, wo alles in Blüte stand und man, von dem allgemeinen Glanze geblendet, nicht daran dachte, sich einen Strauß zu pflücken. Zu anderen Zeiten dagegen fand man ihn stumm und einsilbig, als lagerte ein Nebel auf seiner Seele; ja es konnten Tage kommen, wo es war, als wäre er voll eisiger Kälte und als striche ein scharfer Wind über Reif- und Schneefelder. Und wiederum, wenn man ihn sah, war er wieder wie ein lachender Sommertag, wo alle Sänger des Waldes uns aus Büschen und Hecken entgegenjubeln, der Kuckuck durch blaue Lüfte ruft und der Bach durch blumige Auen rieselt. Dann war es eine Lust, ihn zu hören; seine Nähe war dann beseligend, und das Herz erweiterte sich bei seinen Worten.

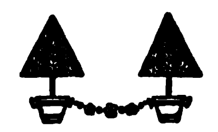
Seine Selbstbeherrschung war groß, ja sie bildete eine hervorragende Eigentümlichkeit seines Wesens. Sie war eine Schwester jener hohen Besonnenheit, wodurch es ihm gelang, immer Herr seines Stoffes zu sein und seinen einzelnen Werken diejenige Kunstvollendung zu geben, die wir an ihnen bewundern. Durch eben jene Eigenschaft aber ward er, so wie in manchen seiner Schriften, so auch in manchen mündlichen Äußerungen, oft gebunden und voller Rücksicht. Sobald aber in glücklichen Momenten ein mächtigerer Dämon in ihm rege wurde und jene Selbstbeherrschung ihn verließ, dann ward sein Gespräch jugendlich dahinbrausend, gleich einem aus der Höhe herabkommenden Bergstrome. In solchen Augen-

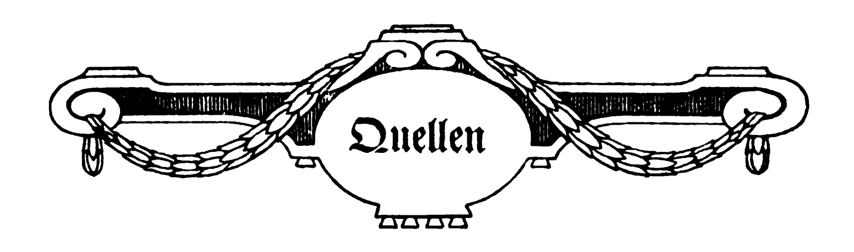
blicken sagte er das Größte und Beste, was in seiner reichen Natur lag, und von solchen Augenblicken ist es wohl zu verstehen, wenn seine früheren Freunde über ihn geäußert, daß sein gesprochenes Wort besser sei als sein geschriebenes und gedrucktes."

Möge der aufrichtige, gütige, kluge und fromme Denker Goethe auch aus dieser Sammlung seiner Aussprüche heraus viele Leser wohltätig und weiterhelfend berühren!

Weimar, im Januar 1907.

Dr. Wilhelm Bode.





Quellen

Goethes mündliche Äußerungen finden sich zunächst in solchen Büchern und Aufsätzen seiner Zeitgenossen, die ihm besonders gewidmet sind, sodann in verschiedenen Selbstbiographien und Briefsammlungen, endlich zerstreut in allerlei Notizen, wie sie gelehrte Zeitschriften veröffentlichen. Eine Sammlung alles damals Bekannten hat, wie oben gesagt, Freiherr Woldemar v. Biedermann von 1889—1896 veranstaltet. Seine Quellen waren größtenteils dieselben, die ich hier als die meinigen nenne; im Nachfolgenden zeige ich durch einen oder mehrere vorgedruckte Buchstaben, wie sie kurz zitiert werden sollen.

A. Goethe in meinem Leben. Erinnerungen und Betrachtungen von Bernhard Rudolf Abeken . . . Weimar 1904.

Abeken war Osnabrücker, studierte in Jena, war Hauslehrer der Schillerschen Kinder, später Gymnasial-Lehrer und Direktor in Osnabrück. Er lernte Goethe schon als Student kennen. Verheiratet war er mit Christiane v. Wurmb, einer nahen Verwandten von Frau v. Schiller. Vgl. P 86 und Q 63.

B. Sulpiz Boisserée. Seine Erinnerungen und Briefe, hrsg. von seiner Witwe. Stuttgart, Cotta 1862.

Über Sulpiz Boisserée (1783—1854) vgl. D 50 und G 91.

Bie. Goethes Gespräche. Herausgeber Woldemar Freiherr v. Biedermann. Leipzig 1889—1896. In 10 Bänden.

Bö. Literarische Zustände und Zeitgenossen. Aus K. A. Böttigers Nachlaß. Leipzig 1838.

Böttiger (1760—1835), aus Reichenbach im Voigtland gebürtig, war Schulmann und Schriftsteller, äußerst gelehrt und fleißig. Von 1791—1804 lebte er als Gymnasialdirektor in Weimar, anfangs von Goethe wegen seines reichen archäologischen und philologischen Wissens geschätzt, später ihm verhaßt. Vgl. Q 64.

C. Goethes Unterhaltungen mit Carl Friedrich Anton v. Conta. Von Bernhard Suphan. Deutsche Rundschau, XXVIII, 2.

Conta (1778—1850), Sohn eines weimarischen Beamten, wurde 1806 Legationssekretär und Gehilfe F. v. Müllers bei seinen Verhandlungen mit Napoleon. 1812 trat er in's Landespolizeikollegium, 1815 wurde er Legationsrat und Geh. Referendar im Staatsministerium; als solcher hatte er in Angelegenheiten der Akademie Jena viel Berührung mit Goethe. 1837 wurde er Präsident der Landesdirektion und schließlich Chef des Departements des Innern.

Dö. Schiller und Goethe. Reliquien, Charakterzüge und Anekdoten. Gesammelt und hrsg. von H. Döring. Leipzig 1852.

E. Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Von Johann Peter Eckermann. Leipzig 1835 und Magdeburg 1846. Seitdem oft herausgegeben, z. B. von Adolf Bartels, Friedrich Bernt, Ludwig Geiger, Moldenhauer, Otto Roquette.

Eckermann (1792—1854), aus Winsen an der Luhe, kam wegen seiner ärmlichen Verhältnisse erst spät zum Studium in Göttingen. Er schrieb 1822 ein Werk ‚Beiträge zur Poesie mit besonderer Hinweisung auf Goethe' und sandte die Handschrift an den Dichter. Im Juni 1823 kam er selber nach Weimar und blieb nun dort bis an sein Lebensende, teils von Unterricht sich ernährend, teils mit kleinen literarischen Arbeiten für Goethe beschäftigt, teils das Werk vorbereitend, dem er die Dauer seines Namens verdankt: ‚Gespräche mit Goethe'. Diese Gespräche wurden von Beiden mit bewußter Absicht der Veröffentlichung geführt.

F. Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt. Von J. Falk. Leipzig 1832.

Johannes Falk (1770—1826) stammte aus Danzig und lebte seit 1798 als Privatgelehrter in Weimar. Seine literarischen Erzeugnisse, meist satirischer Art, hatten keinen dauernden Erfolg. Über seine Betätigung nach den Ereignissen von 1806 vgl. Q 13. Das Elend, das damals auch über viele Kinder kam, bewog Falk, sich ganz dem Rettungswerke an gefährdeten, heranwachsenden Knaben und Mädchen zu widmen (D 66 a).

G. Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und dem Rate Grüner. Leipzig 1853.

Joseph Sebastian Grüner (um 1780—1864) war seit 1807 Magistrats- und Kriminalrat in seiner Vaterstadt Eger; später wurde er Bürgermeister und Gerichtsvorsteher ebendort. Goethe lernte ihn 1820 kennen, sah ihn während seiner Badeaufenthalte häufig und schätzte ihn bald sehr hoch wegen seiner Lernlust, Hilfswilligkeit und Lustigkeit.

GJ. Goethe-Jahrbuch, herausgegeben von Ludwig Geiger. In Frankfurt seit 1880 erscheinend.

Kn. Aus Karl Ludwig v. Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette ... Von Heinrich Düntzer. Jena 1858.

Knebel (1744—1834), aus Franken gebürtig, war zuerst preußischer Offizier, dann Erzieher des Prinzen Konstantin, einzigen Bruders des Herzogs Karl August. Im rüstigsten Alter trat er in Ruhestand, mit poetischen und gelehrten Arbeiten sich die Zeit vertreibend. Mit Goethe war er von 1774—1832 befreundet. Er war sehr gutmütig und wohlwollend, aber auch sehr launisch und oft verdrossen. Seine Schwester Henriette wurde Erzieherin und beste Freundin der weimarischen Prinzessin Karoline, der einzigen Tochter Karl Augusts.

Kr. Aus Goethes Freundeskreise. Erinnerungen der Baronin Jenny v. Gustedt. Hrsg. von Lilly v. Kretschmann, Braunschweig 1892.

Jenny v. Gustedt, geb. v. Pappenheim, war eine Stieftochter des weimarischen Ministers v. Gersdorff. Sie verkehrte von 1826 an viel mit Goethes Schwiegertochter. Sie gilt für eine Tochter Jeromes; ihre Enkelin, die Herausgeberin ihrer Erinnerungen, ist die jetzige Frau Lilly Braun.

L. Rückblicke in mein Leben. Von Heinrich Luden. Jena 1847.

Luden (1780—1847) stammte aus dem Bremischen, ward 1806 Professor der Geschichte in Jena, wo er bis zu seinem Tode blieb; außer seinem Lehramt verwaltete er Vertrauensämter im weimarischen Landtage. Der Verkehr dieses hochbegabten Gelehrten mit Goethe ward nicht so lebhaft und häufig, wie die räumliche Nähe vermuten ließe, weil Goethe Ludens andauernde Teilnahme an politischen Angelegenheiten nicht gern sah und weil Luden am Minister Goethe viel auszusetzen hatte. Ein sehr langes Gespräch beider über den ‚Faust' geben wir nicht wieder, da Goethe sich darin nur ausfragend verhält.

Lo. Aus dem Leben eines Musikers. Von J. C. Lobe. Leipzig 1859.

Lobe (1797—1881) wuchs in Weimar auf und wurde später ein seinerzeit weit bekannter Musikschriftsteller in Leipzig. Als er seine Gespräche mit Goethe hatte, war er Musiker in der Theaterkapelle zu Weimar.

M. Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich v. Müller. Hgg. von C. A. H. Burkhardt. Stuttgart 1870 u. ö.

Müller (1779—1849), aus Kunreuth in Franken, trat nach Vollendung seiner juristischen Studien in weimarische Dienste, zeichnete sich 1806 in der gefährlichen Zeit nach der Schlacht bei Jena so sehr aus, daß er in den Adelsstand erhoben und zum Geh. Regierungsrat ernannt wurde. Seit 1815 war er Kanzler, d. h. erster juristischer Beamter des Großherzogtums. Mit Goethe war er von 1801 an bekannt; nach dessen Tode pflegte er am getreuesten die Erinnerungen an seinen großen Freund. Müllers Charakter zeichnete schon 1806 der Minister Voigt richtig: „unermüdet treibend, immer von neuem anklopfend, exaltiert, nicht empfindlich, geschmeidig, frischen Entschlusses, edler Dreistigkeit, guter Gesundheit, von angenehmem Äußeren, jugendlich klug und wortreich." Vgl. Q 78, 79.

M 2. Gedächtnisrede auf J. W. v. Goethe. Gehalten in der Loge ‚Amalia' zu Weimar am 9. November 1831. Von Friedrich von Müller. Gedruckt für die Loge. Abgedruckt in Bode, Goethes Persönlichkeit. Berlin 1901.

M 3. Goethe in seiner praktischen Wirksamkeit. Eine Vorlesung in der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt am 12. September 1832. Abgedruckt in Bode, Goethes Persönlichkeit. Berlin 1901.

M 4. Erinnerungen aus den Kriegsjahren von 1806 bis 1813. Von F. v. Müller. Braunschweig 1850.

MKW. Goethes letzte literarische Tätigkeit, Verhältnis zum Ausland und Scheiden. Dargestellt von K. W. Müller. Jena 1832.

Dr. Karl Wilhelm Müller lebte bei Goethes Tode in Weimar, hatte aber nicht zu dessen nahen Bekannten gehört. Seine Mitteilungen stammen jedoch von Freunden des Goethischen Hauses.

O. Zwei Polen in Weimar. Aus polnischen Briefen übersetzt und eingeleitet von F. Th. Bratranek. Wien 1870,

Die Polen sind der berühmte Dichter Adam Mickiewicz und der Redakteur Anton Eduard Odyniec.

P. Briefe eines Verstorbenen. Von Hermann Fürst v. Pückler.

Fürst Pückler (1785—1871) war seinerzeit als geistvoller und origineller Schriftsteller bekannt; er ist der Begründer des herrlichen Parks zu Muskau.

R. Mitteilungen über Goethe. Von Friedrich Wilhelm Riemer. Berlin 1841, 2 Bände.

Riemer (1774—1845), aus Glatz, ging mit W. v. Humboldt als Erzieher nach Italien, ward im September 1803 in Goethes Hause Erzieher des Sohnes und Gehilfe des Dichters. Später war er Professor am Gymnasium und Bibliothekar, auch wieder für Goethe beschäftigt. Sein griechisch-deutsches Handwörterbuch wurde allgemein geschätzt; als Dichter hatte er weniger Erfolg. Verheiratet war er mit Karoline Ulrich, die vorher Gesellschafterin der Christiane Vulpius gewesen war.

R 2. Briefe von und an Goethe. Desgleichen Aphorismen und Brocardica. Von F. W. Riemer. Leipzig 1846.

R 3. Aus den Tagebüchern Riemers. Mitgeteilt von R. Keil. Deutsche Revue. Breslau 1886.

Rd. Une femme de diplomate. Paris 1901.

Enthält die Briefe der Frau (später: Gräfin) Christine Reinhard an ihre Mutter, Frau Reimarus in Hamburg. Ihr Mann, deutsch-französischer Diplomat, genoß die höchste Achtung Goethes. Vgl. Q 84.

Ro. Diary, Reminiscences and Correspondence of H. C. Robinson. London 1872.

S. Goethes Unterhaltungen mit Friedrich Soret. Herausgegeben von Dr. C. A. H. Burkhardt. Weimar 1905.

Soret (1795—1865), in St. Petersburg geboren, Genfer nach Abstammung, lebte auch von 1836 bis zu seinem Tode in Genf. Von 1822—1836 war er in Weimar Erzieher des Prinzen Karl Alexander, des nachmaligen Großherzogs. Seinem Studium nach war er Theologe gewesen, Naturforscher geworden. Sorets Aufzeichnungen über seine Gespräche mit Goethe geschahen in kurzen Worten in französischer Sprache. Die meisten davon hat Eckermann in seinem dritten Bande benutzt und mit einem Sternchen gekennzeichnet. Burkhardt hat 1905 eine deutsche Übersetzung aller vorhandenen Aufzeichnungen gegeben; der französische Text ist noch ungedruckt.

S 2. Notice sur Goethe. Ein Aufsatz Sorets in der Genfer ‚Bibliothèque universelle‘ 1832.

Sch. Schillers Briefe. Herausgegeben von Fritz Jonas. Stuttgart o. J.

Schm. Erinnerungen eines weimarischen Veteranen. Von Heinrich Schmidt. Leipzig 1856.

Über Schmidt s. N 46.

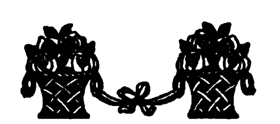
T. Life, Letters and Journals of George Ticknor. Boston 1876.

V. Goethe und Schiller in Briefen von Heinrich Voß dem Jüngeren ... Hgg. von Dr. Hans Gerhard Gräf. Leipzig, Reclam (1896).

Heinrich Voß (1779—1822) war ein Sohn des Homer-Übersetzers. Er studierte zuerst Theologie, dann klassische Philologie. Von 1804 bis 1806 war er Lehrer der alten Sprachen am Gymnasium zu Weimar. Danach lebte er als Universitätsprofessor in Heidelberg. Er war schwächlich und kränklich, eine enthusiastische Natur; sein anfänglich herzliches Sohnesverhältnis zu Goethe kühlte sich später ab, weil der leibliche Vater ihn gegen Goethe einnahm.

VI. Goethe in amtlichen Verhältnissen. Aus den Akten dargestellt von C. Vogel. Jena 1834.

Hofrat Dr. Vogel war Goethes letzter Arzt, zugleich aber auch sein Gehilfe in der Aufsicht über die unmittelbaren Anstalten für Kunst und Wissenschaften.

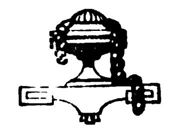


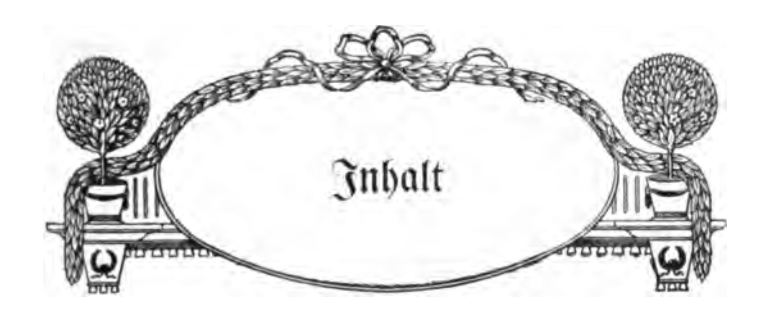
Bemerkungen.

Die Übersetzungen aus S 2, Ko und T sind von mir. In den deutschen Berichten habe ich oft die Erzählung in Dialogform umgewandelt, also das „sagte er", „versetzte ich" u. dgl. gestrichen.

In vielen Fällen rührt die Absatzbildung und Satzzeichensetzung von mir her. Ich hielt es nicht für zweckmäßig, die oft recht mangelhafte Satzordnung der Berichterstatter, die das Lesen und Verstehen erschwert und lebendige Rede papieren werden läßt, aus „Achtung vor der Quelle" beizubehalten.

Alles von mir Hinzugefügte ist in eckige Klammern gesetzt oder am linken Rande „eingezogen".





Ein alphabetisches Register befindet sich am Schlusse des zweiten Bandes.

A. Der Mensch.

B. Die Ausbildung des Menschen.

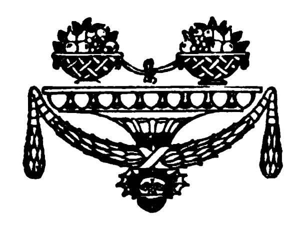
C. Wissenschaft.

D. Religion.

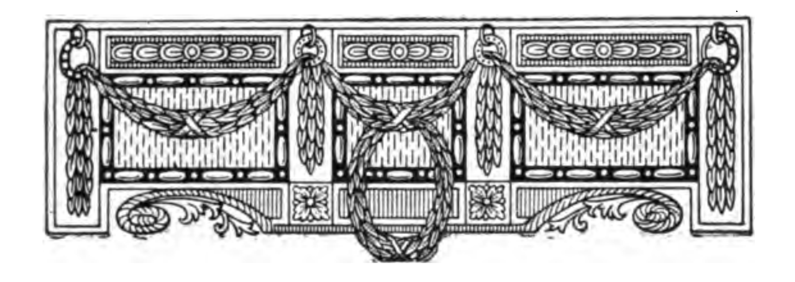
E. Tugend.

F. Kluges Leben.

G. Staatskunst. Völkerkunde. Politische Geschichte.







A. Der Mensch.

Selbsterkenntnis.

A 1 Eckermann, 10. April 1829.

„Man hat zu allen Zeiten gesagt und wiederholt, man solle trachten, sich selber zu kennen. Dies ist eine seltsame Forderung, der bis jetzt niemand genügt hat und der eigentlich auch niemand genügen soll. Der Mensch ist mit allem seinem Sinnen und Trachten auf's Äußere angewiesen, auf die Welt um ihn her, und er hat zu tun, diese insoweit zu kennen und sich insoweit dienstbar zu machen, als er es zu seinen Zwecken bedarf. Von sich selber weiß er bloß, wenn er genießt oder leidet; und so wird er auch bloß durch Leiden und Freuden über sich belehrt, was er zu suchen oder zu meiden hat. Übrigens aber ist der Mensch ein dunkles Wesen; er weiß nicht, woher er kommt noch wohin er geht; er weiß wenig von der Welt und am wenigsten von sich selber. Ich kenne mich auch nicht, und Gott soll mich auch davor behüten!" [E.]

Vgl. A 16, Hypochondrisch sein.

A 2 Zu F. v. Müller, 8. März 1824.

„Ich behaupte, der Mensch kann sich nie selbst kennen lernen, sich nie rein als Objekt betrachten. Andere kennen mich besser, als ich mich selbst. Nur meine Bezüge zur Außenwelt kann ich kennen und richtig würdigen lernen; darauf sollte man sich beschränken. Mit allem Streben nach Selbstkenntnis, das die Priester, das die Moral uns predigen, kommen wir nicht weiter im Leben, gelangen weder zu Resultaten noch zu wahrer innerer Besserung. Doch will ich diese Ansicht nicht eben für ein Evangelium ausgeben.“ [M.]

Wie gut Goethe sich selber kannte, wie objektiv er sich betrachtete, beweisen seine Dichtungen und biographischen Schriften; am besten zeigt es seine Selbstschilderung von 1797, die Suphan im ‚Goethe-Jahrbuch‘ XVI bekannt gemacht hat; man findet sie in den neueren Ausgaben der Werke, z. B. in Cottas Jubiläumsausgabe XXV, S. 277 und 278.

Bewußtsein.

A 3 Zu Riemer, 5. August 1810.

„Der Mensch kann nicht lange im bewußten Zustande oder im Bewußtsein verharren; er muß sich wieder in's Unbewußtsein flüchten, denn darin lebt seine Wurzel.“ [R 2.]

Zusammenhänge zwischen Körperlichem und Seelischem.

Der Mensch als Körperschaft.

A 4a Zu Riemer, 1. Oktober 1807.

„Der Mensch ist wie eine Republik oder vielmehr wie ein Kriegsheer. Hand, Fuß und alle Gliedmaßen dienen und helfen zu dem Zwecke, den sich das Haupt vorgesetzt hat, und ermüden nicht, beseelt von der Vorstellung des Zwecks;

darum nennen es auch die Alten das Hegemonikon. Aber das Hegemonikon muß auch die Einsicht haben und den Soldaten die gehörige Erholung lassen." [R 2.]

Republik hier: Staat, Gemeinwesen; Goethe stellt sich den Körper als Monarchie vor. Wichtige Weiterentwicklung dieses Gedankens s. Entelechie, Anm. zu A 16. Hegemonie: Oberbefehl.

Physische Unterlage des Talents.

A 4b Eckermann, 14. Februar 1831.

Goethe hatte die ‚Memoiren' des Generals Rapp gelesen, wodurch das Gespräch auf Napoleon kam, und welch ein Gefühl die Madame Lätitia müsse gehabt haben, sich als Mutter so vieler Helden und einer so gewaltigen Familie zu wissen.

„Sie hatte Napoleon, ihren zweiten Sohn, geboren, als sie achtzehn Jahre alt war und ihr Gemahl dreiundzwanzig, so daß also die frischeste Jugendkraft der Eltern seinem physischen Teile zu gute kam. Neben ihm gebiert sie drei andere Söhne, alle bedeutend begabt, tüchtig und energisch in weltlichen Dingen und alle mit einem gewissen poetischen Talent. Auf solche vier Söhne folgen drei Töchter, und zuletzt Jérôme, der am schwächsten von allen ausgestattet gewesen zu sein scheint." [E.]

Ererbtes.

A 5 Riemer, 9. April 1814.

Interessantes Gespräch über die Neigungen der Eltern, die man in sich verspürt. Wir tauschten unsere Selbsterfahrungen gegen einander aus. [R.]

Großherzigkeit.

A 6 Zu Riemer, November 1810.

Bei Gelegenheit von Philippus Neri, der in seiner Jugend sich ein paar Brustrippen zerbrochen, wodurch das Herz zuviel Spielraum bekommen, weswegen er auch immer an Herzklopfen gelitten, bemerkte Goethe:

Es sei ein Wahn, was man von einem großen Herzen behaupte; die ärgsten Lumpe hätten immer die größten Herzen gehabt. Das eigentliche Leben sei in den Adern, außenhin, und das Herz nur, wie bei den Röhrenfahrten, der Punkt, von wo aus die Richtung bestimmt wird. [R 2.]

Philippus Neri (1515—1595) ist Stifter der Kongregation des Oratoriums in Italien; 1622 ward er heilig gesprochen, die Stadt Neapel wählte ihn zum Schutzpatron. Goethe handelt ausführlich über ihn in der ‚Ital. Reise'.

Phrenologie.

A 7 F. v. Müller, 24. Juni 1823.

Er nahm Partei für Galls Lehre gegen die Pariser Kritiker. [M.]

Der Arzt Johann Joseph Gall (1758—1828) wurde besonders durch seine Gehirn- und Schädellehre berühmt. Er zeigte u. a. auch, daß die Form des Schädels gewisse Eigenschaften und Anlagen erkennen lasse. Goethe hörte seine Vorträge in Halle; er spricht über ihn ausführlich in den ‚Annalen' von 1805. Am 6. November sagte Goethe zu Riemer, das Gallsche System könne durch seine, Goethes, Morphologie zu einer Erläuterung, Begründung und Zurechtstellung gelangen. Er fuhr fort: „Es ist ein sonderbarer Einwurf, den man gegen dasselbe davon hergenommen hat, daß es eine partielle Erklärungsweise sei von Erscheinungen, die aus dem gesamten organischen Wesen ihre Erklärung schöpfen. Als wenn nicht alle Wissenschaft in ihrem Ansprunge partiell und einseitig sein müßte! Das Buchstabieren und Syllabieren ist noch nicht das Lesen, noch weniger Genuß und Anwendung des Gelesenen; es führt doch aber dazu. Eine Würdigung dieser erst aufkeimenden Wissenschaft oder dieser Art des Wissens ist noch viel zu früh." — In Goethes alten Tagen vertrat sein geschätzter Dresdener Freund Carus Galls Lehre; jetzt verteidigt sie P. J. Möbius. — Vgl. auch A 32 b.

Handschriftendeutung.

A 8 Eckermann, 2. April 1829.

Goethe: „Sehen Sie sich einmal um! Hinter Ihnen auf dem Pult liegt ein Blatt, welches ich zu betrachten bitte."

Eckermann: „Dieses blaue Briefkuvert?"

Goethe: „Ja. Nun, was sagen Sie zu der Handschrift? Ist das nicht ein Mensch, dem es groß und frei zu Sinne war, als er die Adresse schrieb? Wem möchten Sie die Hand zutrauen?"

Eckermann: „Merck könnte so geschrieben haben."

Goethe: „Nein, der war nicht edel und positiv genug. Es ist von Zelter. Papier und Feder hat ihn bei diesem Kuvert begünstigt, so daß die Schrift ganz seinen großen Charakter ausdrückt. Ich will das Blatt in meine Sammlung von Handschriften legen." [E.]

Eckermann erzählt (21. Januar 1830), daß Goethe mit ihm die Faksimilia der Handschriften jener Gelehrten betrachtet habe, die am Naturforscherkongreß zu Heidelberg teilnahmen, und daß sie dabei „auf den Charakter schließen" wollten. Über Goethes Stellung zur Graphologie handelt J. v. Ungern-Sternberg in den ‚Stunden mit Goethe' III, 1. Über Zelter vgl. Q 90—92, über Merck Q 35, 36.

Unsere Schicksalsmacher.

A 9 Eckermann, 11. März 1828.

Ich hatte Goethe wiederholt meinen Zustand [schlechten Schlaf, starkes Träumen von abends bis morgens] geklagt, und er hatte mich wiederholt getrieben, mich doch meinem Arzte zu vertrauen. „Was Euch fehlt," sagte er, „ist gewiß nicht der Mühe wert, wahrscheinlich nichts als eine kleine Stockung, die durch einige Gläser Mineralwasser oder ein wenig Salz zu heben ist. Aber laßt es nicht länger so fort schlendern, sondern tut dazu!"

Goethe mochte ganz recht haben, und ich sagte mir selber, daß er recht habe; allein jene Unentschlossenheit und Unlust wirkte auch in diesem Falle, und ich ließ wiederum unruhige Nächte und schlechte Tage verstreichen, ohne das mindeste zur Abstellung meines Übels zu tun.

Als ich nun heute nach Tisch abermals nicht ganz frei und heiter vor Goethe erschien, riß ihm die Geduld, und er konnte nicht umhin, mich ironisch anzulächeln und mich ein wenig zu verhöhnen.

„Ihr seid der zweite Shandy, der Vater jenes berühmten Tristram, den ein halbes Leben eine knarrende Tür ärgerte und der nicht zu dem Entschluß kommen konnte, seinen täglichen Verdruß durch ein paar Tropfen Öl zu beseitigen.

Aber so ist's mit uns allen! Des Menschen Verdüsterungen und Erleuchtungen machen sein Schicksal! Es täte uns not, daß der Dämon uns täglich am Gängelbande führte und uns sagte und triebe, was immer zu tun sei. Aber der gute Geist verläßt uns, und wir sind schlaff und tappen im Dunkeln." [E.]

Über Tristram Shandy O 62. — „Der Dämon" und „der gute Geist" D 38 ff.

Jugend, Produktivität, Genie, wiederholte Pubertät.

A 10 Eckermann, 11. März 1828.

Goethe: „Da war Napoleon ein Kerl! Immer erleuchtet, immer klar und entschieden, und zu jeder Stunde mit der hinreichenden Energie begabt, um das, was er als vorteilhaft und notwendig erkannt hatte, sogleich in's Werk zu setzen. Sein Leben war das Schreiten eines Halbgottes von Schlacht zu Schlacht und von Sieg zu Sieg. Von ihm könnte man sehr wohl sagen, daß er sich in dem Zustande einer fortwährenden Erleuchtung befunden; weshalb auch sein Geschick ein so glänzendes war, wie es die Welt vor ihm nicht sah und vielleicht auch nach ihm nicht sehen wird . . ."

Eckermann: „Doch scheint es mir, daß Napoleon sich besonders in dem Zustande jener fortwährenden Erleuchtung befunden, als er noch jung und in aufsteigender Kraft war, wo wir denn auch einen göttlichen Schutz und ein beständiges Glück ihm zur Seite sehen. In späteren Jahren dagegen scheint ihn jene Erleuchtung verlassen zu haben so wie sein Glück und sein guter Stern."

Goethe: „Was wollt Ihr! Ich habe auch meine Liebeslieder und meinen ‚Werther' nicht zum zweitenmal gemacht. Jene göttliche Erleuchtung, wodurch das Außerordentliche entsteht, werden wir immer mit der Jugend und der Pro-

duktivität im Bunde finden, wie denn Napoleon einer der produktivsten Menschen war, die je gelebt haben.

Ja, ja, mein Guter, man braucht nicht bloß Gedichte und Schauspiele zu machen, um produktiv zu sein! Es gibt auch eine Produktivität der Taten, und die in manchen Fällen noch um ein Bedeutendes höher steht. Selbst der Arzt muß produktiv sein, wenn er wahrhaft heilen will; ist er es nicht, so wird ihm nur hin und wieder wie durch Zufall etwas gelingen, im ganzen aber wird er nur Pfuscherei machen."

Eckermann: „Sie scheinen in diesem Falle Produktivität zu nennen, was man sonst Genie nannte?"

Goethe: „Beides sind auch sehr naheliegende Dinge. Denn was ist Genie anders als jene produktive Kraft, wodurch Taten entstehen, die vor Gott und der Natur sich zeigen können, und die eben deswegen Folge haben und von Dauer sind? Alle Werke Mozarts sind dieser Art; es liegt in ihnen eine zeugende Kraft, die von Geschlecht zu Geschlecht fortwirkt und sobald nicht erschöpft und verzehrt sein dürfte. Von anderen großen Komponisten und Künstlern gilt dasselbe. Wie haben nicht Phidias und Raphael auf nachfolgende Jahrhunderte gewirkt, und wie nicht Dürer und Holbein! Derjenige, der zuerst die Formen und Verhältnisse der altdeutschen Baukunst erfand, so daß im Laufe der Zeit ein Straßburger Münster und ein Kölner Dom möglich wurde, war auch ein Genie, denn seine Gedanken haben fortwährend produktive Kraft behalten und wirken bis auf die heutige Stunde. Luther war ein Genie sehr bedeutender Art; er wirkt nun schon manchen guten Tag, und die Zahl der Tage, wo er in fernen Jahrhunderten aufhören wird produktiv zu sein, ist nicht abzusehen. Lessing wollte den hohen Titel eines Genies ablehnen, allein seine dauernden Wirkungen zeugen wider ihn selber. Dagegen haben wir in der Literatur andere, und zwar bedeutende Namen, die, als sie lebten, für große Genies gehalten wurden, deren Wirken aber mit ihrem Leben endete, und die also weniger waren, als sie und andere dachten. Denn, wie gesagt, es gibt kein Genie ohne pro-

duktiv fortwirkende Kraft; und ferner: es kommt dabei gar nicht auf das Geschäft, die Kunst und das Metier an, das einer treibt, es ist alles dasselbige! Ob einer sich in der Wissenschaft genial erweist, wie Oken und Humboldt, oder im Krieg und der Staatsverwaltung, wie Friedrich, Peter der Große und Napoleon, oder ob einer ein Lied macht, wie Béranger: es ist alles gleich und kommt bloß darauf an, ob der Gedanke, das Aperçu, die Tat lebendig sei und fortzuleben vermöge.

Und dann muß ich noch sagen: nicht die Masse der Erzeugnisse und Taten, die von jemand ausgehen, deutet auf einen produktiven Menschen. Wir haben in der Literatur Poeten, die für sehr produktiv gehalten werden, weil von ihnen ein Band Gedichte nach dem anderen erschienen ist. Nach meinem Begriffe aber sind diese Leute durchaus unproduktiv zu nennen, denn was sie machten, ist ohne Leben und Dauer. Goldsmith dagegen hat so wenige Gedichte gemacht, daß ihre Zahl nicht der Rede wert; allein dennoch muß ich ihn als Poeten für durchaus produktiv erklären, und zwar eben deswegen, weil das wenige, was er machte, ein innewohnendes Leben hat, das sich zu erhalten weiß."

Eckermann: „Liegt denn diese geniale Produktivität bloß im Geiste eines bedeutenden Menschen, oder liegt sie auch im Körper?"

Goethe: „Wenigstens hat der Körper darauf den größten Einfluß. Es gab zwar eine Zeit, wo man in Deutschland sich ein Genie als klein, schwach, wohl gar buckelig dachte; allein ich lobe mir ein Genie, das den gehörigen Körper hat.

Wenn man von Napoleon gesagt, er sei ein Mensch aus Granit, so gilt dieses besonders auch von seinem Körper. Was hat sich der nicht alles zugemutet und zumuten können! Von dem brennenden Sande der syrischen Wüste bis zu den Schneefeldern von Moskau, welche Unsumme von Märschen, Schlachten und nächtlichen Biwaks liegt da nicht in der Mitte! Und welche Strapazen und körperliche Entbehrungen hat er dabei nicht aushalten müssen! Wenig Schlaf, wenig Nahrung, und dabei immer in der höchsten geistigen Tätig-

keit! Bei der fürchterlichen Anstrengung und Aufregung des 18. Brumaire ward es Mitternacht, und er hatte den ganzen Tag noch nichts genossen; und ohne nun an seine körperliche Stärkung zu denken, fühlte er sich Kraft genug, um noch tief in der Nacht die bekannte Proklamation an das französische Volk zu entwerfen! Wenn man erwägt, was der alles durchgemacht und ausgestanden, so sollte man denken, es wäre in seinem vierzigsten Jahre kein heiles Stück mehr an ihm gewesen; allein er stand in jenem Alter noch auf den Füßen eines vollkommenen Helden.

Aber Sie haben ganz recht, der eigentliche Glanzpunkt seiner Taten fällt in die Zeit seiner Jugend. Und es wollte etwas heißen, daß einer aus dunkler Herkunft und in einer Zeit, die alle Kapazitäten in Bewegung setzte, sich so herausmachte, um in seinem siebenundzwanzigsten Jahre der Abgott einer Nation von dreißig Millionen zu sein! Ja, ja, mein Guter, man muß jung sein, um große Dinge zu tun. Und Napoleon ist nicht der einzige.“ — — —

Ich konnte nicht umhin, einige hochstehende deutsche Männer zu erwähnen, denen im hohen Alter die nötige Energie und jugendliche Beweglichkeit im Betriebe der bedeutendsten und mannigfaltigsten Geschäfte doch keineswegs zu fehlen scheine.

Goethe: „Solche Männer und ihresgleichen sind geniale Naturen, mit denen es eine eigene Bewandtnis hat; sie erleben eine wiederholte Pubertät, während andere Leute nur einmal jung sind.

Jede Entelechie nämlich ist ein Stück Ewigkeit, und die paar Jahre, die sie mit dem irdischen Körper verbunden ist, machen sie nicht alt. Ist diese Entelechie geringer Art, so wird sie während ihrer körperlichen Verdüsterung wenig Herrschaft ausüben; vielmehr wird der Körper vorherrschen, und wie er altert, wird sie ihn nicht halten und hindern. Ist aber die Entelechie mächtiger Art, wie es bei allen genialen Naturen der Fall ist, so wird sie bei ihrer belebenden Durchdringung des Körpers nicht allein auf dessen Organisation kräftigend und veredelnd einwirken, sondern sie wird auch, bei ihrer

geistigen Übermacht, ihr Vorrecht einer ewigen Jugend fortwährend geltend zu machen suchen. Daher kommt es denn, daß wir bei vorzüglich begabten Menschen auch während ihres Alters immer noch frische Epochen besonderer Produktivität wahrnehmen; es scheint bei ihnen immer einmal wieder eine temporäre Verjüngung einzutreten; und das ist es, was ich eine wiederholte Pubertät nennen möchte.

Aber jung ist jung! Und wie mächtig auch eine Entelechie sich erweise, sie wird doch über das Körperliche nie ganz Herr werden; und es ist ein gewaltiger Unterschied, ob sie an ihm einen Alliierten oder einen Gegner findet.

Ich hatte in meinem Leben eine Zeit, wo ich täglich einen gedruckten Bogen von mir fordern konnte, und es gelang mir mit Leichtigkeit. Meine ‚Geschwister' habe ich in drei Tagen geschrieben, meinen ‚Clavigo', wie Sie wissen, in acht. Jetzt soll ich dergleichen wohl bleiben lassen; und doch kann ich über Mangel an Produktivität selbst in meinem hohen Alter mich keineswegs beklagen. Was mir aber in meinen jungen Jahren täglich und unter allen Umständen gelang, gelingt mir jetzt nur periodenweise und unter gewissen günstigen Bedingungen. Als mich vor zehn, zwölf Jahren, in der glücklichen Zeit nach dem Befreiungskriege, die Gedichte des ‚Diwan' in ihrer Gewalt hatten, war ich produktiv genug, um oft in einem Tage zwei bis drei zu machen; und auf freiem Felde, im Wagen oder im Gasthof, es war mir alles gleich! Jetzt, am zweiten Teil meines ‚Faust' kann ich nur in den frühen Stunden des Tages arbeiten, wo ich mich vom Schlaf erquickt und gestärkt fühle und die Fratzen des täglichen Lebens mich noch nicht verwirrt haben. Und doch, was ist es, das ich ausführe! Im allerglücklichsten Falle eine geschriebene Seite, in der Regel aber nur so viel, als man auf den Raum einer Handbreit schreiben könnte, und oft, bei unproduktiver Stimmung, noch weniger." [E.]

Aperçu: vgl. C 54. — 18. Brumaire: Der 9. November 1799, an dem Napoleon die bisherige Verfassung gewaltsam aufhob und sich zum Ersten Konsul machte. — Bei der wiederholten Pubertät ist

natürlich zuerst an Goethe selbst zu denken, der nicht beständig jung blieb, sondern sich wiederholt verjüngte. P. J. Möbius hat über das Periodische seiner Zustände ausführlich gehandelt. — Der Begriff der Entelechie ist für Goethes Denken sehr wichtig, vgl. ‚Das Fortleben nach dem Tode' D 48—61. Er hat ihn von Aristoteles, der die Seele insofern eine Entelechie nannte, als sie den Körper, der an sich nur die Fähigkeit zu leben und zu empfinden hat, wirklich leben und empfinden läßt, wie erst das hindurch fließende Wasser eine Wasserleitung wirklich zu einer solchen macht. Die Entelechie ist also auch außerhalb ihres Körpers denkbar. — Sonstiges über die Veränderung des Menschen mit dem Alter G 14, 57; H 10, 19—22; I 3.

Mittel zur Steigerung der Produktivität.

A 11 Eckermann, 11. März 1828.

Eckermann: „Gibt es denn im allgemeinen kein Mittel, um eine produktive Stimmung hervorzubringen oder, wenn sie nicht mächtig genug wäre, sie zu steigern?"

Goethe: „Um diesen Punkt steht es gar wunderlich, und wäre darüber allerlei zu denken und zu sagen.

Jede Produktivität höchster Art, jedes bedeutende Aperçu, jede Erfindung, jeder große Gedanke, der Früchte bringt und Folge hat, steht in niemandes Gewalt und ist über aller irdischen Macht erhaben. Dergleichen hat der Mensch als unverhoffte Geschenke von oben, als reine Kinder Gottes zu betrachten, die er mit freudigem Dank zu empfangen und zu verehren hat. Es ist dem Dämonischen verwandt, das übermächtig mit ihm tut, wie es beliebt, und dem er sich bewußtlos hingibt, während er glaubt, er handle aus eigenem Antriebe. In solchen Fällen ist der Mensch oftmals als ein Werkzeug einer höheren Weltregierung zu betrachten, als ein würdig befundenes Gefäß zur Aufnahme eines göttlichen Einflusses. Ich sage dies, indem ich erwäge, wie oft ein einziger Gedanke ganzen Jahrhunderten eine andere Gestalt gab, und wie einzelne Menschen durch das, was von ihnen ausging, ihrem Zeitalter ein Gepräge aufdrückten, das noch in nachfolgenden Geschlechtern kenntlich blieb und wohltätig fortwirkte.

Sodann aber gibt es eine Produktivität anderer Art, die schon eher irdischen Einflüssen unterworfen ist und die der Mensch schon mehr in seiner Gewalt hat, obgleich er auch hier immer noch sich vor etwas Göttlichem zu beugen Ursache findet. In diese Region zähle ich alles zur Ausführung eines Planes Gehörige, alle Mittelglieder einer Gedankenkette, deren Endpunkte bereits leuchtend dastehen; ich zähle dahin alles dasjenige, was den sichtbaren Leib und Körper eines Kunstwerkes ausmacht.

So kam Shakespearen der erste Gedanke zu seinem ‚Hamlet‘, wo sich ihm der Geist des Ganzen als unerwarteter Eindruck vor die Seele stellte, und er die einzelnen Situationen, Charaktere und Ausgang des Ganzen in erhöhter Stimmung übersah, als ein reines Geschenk von oben, worauf er keinen unmittelbaren Einfluß gehabt hatte, obgleich die Möglichkeit, ein solches Aperçu zu haben, immer einen Geist wie den seinigen voraussetzte. Die spätere Ausführung der einzelnen Szenen aber und die Wechselreden der Personen hatte er vollkommen in seiner Gewalt, so daß er sie täglich und stündlich machen und daran wochenlang fortarbeiten konnte, wie es ihm nur beliebte. Und zwar sehen wir an allem, was er ausführte, immer die gleiche Kraft der Produktion, und wir kommen in allen seinen Stücken nirgends auf eine Stelle, von der man sagen könnte, sie sei nicht in der rechten Stimmung und nicht mit dem vollkommensten Vermögen geschrieben. Indem wir ihn lesen, erhalten wir von ihm den Eindruck eines geistig wie körperlich durchaus und stets gesunden, kräftigen Menschen.

Gesetzt aber, eines dramatischen Dichters körperliche Konstitution wäre nicht so fest und vortrefflich und er wäre vielmehr häufigen Kränklichkeiten und Schwächlichkeiten unterworfen, so würde die zur täglichen Ausführung seiner Szenen nötige Produktivität sicher sehr häufig stocken und oft wohl tagelang gänzlich mangeln. Wollte er nun etwa durch geistige Getränke die mangelnde Produktivität herbeinötigen und die unzulängliche dadurch steigern, so würde das allenfalls auch

wohl angehen, allein man würde es allen Szenen, die er auf solche Weise gewissermaßen forciert hätte, zu ihrem großen Nachteil anmerken.

Mein Rat ist daher, nichts zu forcieren und alle unproduktiven Tage und Stunden lieber zu vertändeln und zu verschlafen, als in solchen Tagen etwas machen zu wollen, woran man später keine Freude hat."

Eckermann: „Sie sprechen etwas aus, was ich selber sehr oft erfahren und empfunden und was man sicher als durchaus wahr und richtig zu verehren hat. Aber doch will mir scheinen, als ob wohl jemand durch natürliche Mittel seine produktive Stimmung steigern könnte, ohne sie gerade zu forcieren. Ich war in meinem Leben sehr oft in dem Fall, bei gewissen komplizierten Zuständen zu keinem rechten Entschluß zu kommen. Trank ich aber in solchen Fällen einige Gläser Wein, so war es mir sogleich klar, was zu tun sei, und ich war auf der Stelle entschieden. Das Fassen eines Entschlusses ist aber doch auch eine Art Produktivität; und wenn nun einige Gläser Wein diese Tugend bewirkten, so dürfte ein solches Mittel doch nicht ganz zu verwerfen sein."

Goethe: „Ihrer Bemerkung will ich nicht widersprechen; was ich aber vorhin sagte, hat auch seine Richtigkeit: woraus wir denn sehen, daß die Wahrheit wohl einem Diamant zu vergleichen wäre, dessen Strahlen nicht nach einer Seite gehen, sondern nach vielen. Da Sie übrigens meinen ‚Diwan' so gut kennen, so wissen Sie, daß ich selber gesagt habe:

Wenn man getrunken hat,
Weiß man das Rechte,

und daß ich Ihnen also vollkommen beistimme. Es liegen im Wein allerdings produktivmachende Kräfte sehr bedeutender Art; aber es kommt dabei alles auf Zustände und Zeit und Stunde an, und was dem einen nützt, schadet dem anderen. Es liegen ferner produktivmachende Kräfte in der Ruhe und im Schlaf; sie liegen aber auch in der Bewegung. Es liegen solche Kräfte im Wasser und ganz besonders in der Atmosphäre. Die frische Luft des freien Feldes ist der eigentliche Ort, wo wir hingehören; es ist als ob der Geist Gottes dort den Menschen unmittelbar anwehte und eine göttliche Kraft ihren Einfluß ausübte. Lord Byron, der täglich mehrere Stunden im Freien

lebte, bald zu Pferde am Strande des Meeres reitend, bald im Boote segelnd oder rudernd, dann sich im Meere badend und seine Körperkraft im Schwimmen übend, war einer der produktivsten Menschen, die je gelebt haben.“ [E.]

Wein und Entschlußfähigkeit: Eckermann war, wie Goethe auch, ein sehr unschlüssiger Mensch und, ohne Trinker zu sein, betrachtete er es stets als großes Glück, wenn er von einem besseren Weine reichlich trinken konnte. — ‚Jedes bedeutende Aperçu‘, Aperçu s. C 54; das Wort ‚bedeutend‘ braucht Goethe meist noch im eigentlichen Sinne, also für etwas, das auch als Beispiel, Typus, Symbol etwas bedeutet. — Bei den forcierten Arbeiten eines Dramatikers denkt Goethe an Schiller; vgl. P 22.

Macht des Willens gegen körperliche Krankheit.

A 12 Zu Eckermann, 7. April 1829.

„Die Pestkranken hat Napoleon besucht, und zwar um ein Beispiel zu geben, daß man die Pest überwinden könne, wenn man die Furcht zu überwinden fähig sei. Und er hat recht! Ich kann aus meinem eigenen Leben ein Faktum erzählen, wo ich bei einem Faulfieber der Ansteckung unvermeidlich ausgesetzt war und wo ich bloß durch einen entschiedenen Willen die Krankheit von mir abwehrte. Es ist unglaublich, was in solchen Fällen der moralische Wille vermag. Er durchdringt gleichsam den Körper und setzt ihn in einen aktiven Zustand, der alle schädlichen Einflüsse zurückschlägt. Die Furcht dagegen ist ein Zustand träger Schwäche und Empfänglichkeit, wo es jedem Feinde leicht wird, von uns Besitz zu nehmen. Das kannte Napoleon zu gut, und er wußte, daß er nichts wagte, seiner Armee ein imposantes Beispiel zu geben.“ [E.]

Faulfieber: es ist wohl das ansteckende Nervenfieber (febris putrida) gemeint, das, von flüchtigen Franzosen eingeschleppt, 1813 im Weimarischen viele Opfer forderte.

A 13 Eckermann, 21. März 1830.

Eckermann war als Begleiter von Goethes Sohn August ausersehen, der nach Italien reiste, um leiblich und seelisch kuriert zu werden. August war Alkoholist. Er starb in Rom am 26. Oktober 1830.

[Goethe] spricht zunächst über die Reise seines Sohnes, und daß wir uns über den Erfolg keine zu große Illusion machen sollen. „Man kommt gewöhnlich zurück, wie man gegangen ist," sagte er, „ja man muß sich hüten, nicht mit Gedanken zurückzukommen, die später für unsere Zustände nicht passen. Die Hauptsache ist, daß man lerne sich selbst zu beherrschen. Wollte ich mich ungehindert gehen lassen, so läge es wohl in mir, mich selbst und meine Umgebung zu Grunde zu richten."

Wir sprachen sodann über krankhafte körperliche Zustände und über die Wechselwirkung zwischen Körper und Geist.

„Es ist unglaublich," sagte Goethe, „wieviel der Geist zur Erhaltung des Körpers vermag. Ich leide oft an Beschwerden des Unterleibs, allein der geistige Wille und die Kräfte des oberen Teils halten mich im Gange. Der Geist muß nur dem Körper nicht nachgeben! So arbeite ich bei hohem Barometerstande leichter als bei tiefem; da ich nun dieses weiß, so suche ich bei tiefem Barometer durch größere Anstrengung die nachteilige Einwirkung aufzuheben, und es gelingt mir." [E.]

Brillen.

A 14 Eckermann, 5. April 1830.

Es ist bekannt, daß Goethe kein Freund von Brillen ist. „Es mag eine Wunderlichkeit von mir sein," sagte er mir bei wiederholten Anlässen, „aber ich kann es einmal nicht überwinden." — — —

„Es hat jemand bemerken wollen," versetzte ich, „daß das Brillentragen die Menschen dünkelhaft mache, indem die Brille sie auf eine Stufe sinnlicher Vollkommenheit hebe, die weit über das Vermögen ihrer eigenen Natur erhaben, wodurch denn zuletzt sich die Täuschung bei ihnen einschleiche, daß diese künstliche Höhe die Kraft ihrer eigenen Natur sei."

Goethe: „Die Bemerkung ist sehr artig, sie scheint von einem Naturforscher herzurühren. Doch genau besehen, ist sie nicht haltbar. Denn wäre es wirklich so, so müßten ja alle Blinden sehr bescheidene Menschen sein, dagegen alle mit

trefflichen Augen Begabten dünkelhaft. Dies ist aber durchaus nicht so; vielmehr finden wir, daß alle geistig wie körperlich durchaus naturkräftig ausgestatteten Menschen in der Regel die bescheidensten sind, dagegen alle, besonders geistig, Verfehlten weit eher einbilderischer Art. Es scheint, daß die gütige Natur allen denen, die bei ihr in höherer Hinsicht zu kurz gekommen sind, die Einbildung und den Dünkel als versöhnendes Ausgleichungs- und Ergänzungsmittel gegeben hat.

Übrigens sind Bescheidenheit und Dünkel sittliche Dinge so geistiger Art, daß sie wenig mit dem Körper zu schaffen haben. Bei Bornierten und geistig Dunkeln findet sich der Dünkel; bei geistig Klaren und Hochbegabten aber findet er sich nie. Bei solchen findet sich höchstens ein freudiges Gefühl ihrer Kraft; da aber diese Kraft wirklich ist, so ist dieses Gefühl alles andere, aber kein Dünkel." [E.]

Gesundheit und Krankheit der Seele.

Begriff der Krankheit.

A 15 Zu Riemer, 6. Dezember 1807.

„Die sublimierten Gefühle der Liebe ausgesprochen erregen den Widerspruch aller nicht so Gesinnten. »Das ist Überspannung, krankhaftes Wesen« — heißt es da. Als wenn Überspannung, Krankheit nicht auch ein Zustand der Natur wäre! Die sogenannte Gesundheit kann nur im Gleichgewicht entgegengesetzter Kräfte bestehen, wie das Aufheben derselben entsteht und besteht nur aus einem Vorwalten der einen über die andern, so daß der Zustand hypersthenisch und asthenisch heißen würde, wenn man sthenisch als das Harmonische (als die Indifferenz) setzen wollte." [R.]

Hypochondrie.

A 16 Zu Riemer, 3. Mai 1814.

„Hypochondrisch sein heißt nichts andres als in's Subjekt versinken. Wenn ich die Objekte aufgebe, kann ich nicht glauben, daß sie mich für ein Objekt gelten lassen; und ich gebe sie auf, weil ich glaube, sie hielten mich für kein Objekt." [R.]

Wahnsinn.

A 17 F. v. Müller, 13. Juni 1825.

Vom Wahnsinn gab er die einfache Definition: daß er darin bestehe, wenn man von der wahren Beschaffenheit der Gegenstände und Verhältnisse, mit denen man es zu tun habe, weder Kenntnis habe, noch nehmen wolle, diese Beschaffenheit hartnäckig ignoriere. [M.]

Wirkung persönlicher Erlebnisse und Zustände.

Jugendeindrücke.

A 18 Eckermann, 12. April 1829.

Goethe erzählte von einem Werk über Peter den Großen von Ségur, das ihm interessant sei und ihm manchen Aufschluß gegeben.

„Die Lage von Petersburg ist ganz unverzeihlich, um so mehr wenn man bedenkt, daß gleich in der Nähe der Boden sich hebt und daß der Kaiser die eigentliche Stadt ganz von aller Wassersnot hätte freihalten können, wenn er mit ihr ein wenig höher hinaufgegangen wäre und bloß den Hafen in der Niederung gelassen hätte. Ein alter Schiffer machte ihm auch Gegenvorstellungen und sagte ihm voraus, daß die Population alle siebzig Jahre ersaufen würde. Es stand auch ein alter Baum da mit verschiedenen Spuren eines hohen Wasserstandes. Aber es war alles umsonst; der Kaiser blieb

bei seiner Grille, und den Baum ließ er umhauen, damit er nicht gegen ihn zeugen möchte.

Sie werden gestehen, daß in diesem Verfahren eines so großen Charakters durchaus etwas Problematisches liege. Aber wissen Sie, wie ich es mir erkläre? Der Mensch kann seine Jugendeindrücke nicht los werden, und dieses geht so weit, daß selbst mangelhafte Dinge, woran er sich in solchen Jahren gewöhnt und in deren Umgebung er jene glückliche Zeit gelebt hat, ihm auch später in dem Grade lieb und wert bleiben, daß er darüber wie verblendet ist und er das Fehlerhafte daran nicht einsieht. So wollte denn Peter der Große das liebe Amsterdam seiner Jugend in einer Hauptstadt am Ausflusse der Newa wiederholen; so wie die Holländer immer versucht worden sind, in ihren entfernten Besitzungen ein neues Amsterdam wiederholt zu gründen." [E.]

Norddeutscher Idealismus.

A 19 Zu Riemer, August 1808.

„Das Ideale im Menschen, wenn diesem die Objekte genommen oder verkümmert werden, zieht sich in sich, feinert und steigert sich, daß es sich gleichsam übertrumpft.

Die meisten Menschen im Norden haben viel mehr Ideales in sich, als sie brauchen können, als sie verarbeiten können; daher die sonderbaren Erscheinungen von Sentimentalität, Religiosität, Mystizismus usw." [R.]

Goethe fühlte sich oft im Gegensatz zu den norddeutschen Meeresanwohnern: Klopstock, den Grafen Stolberg, Claudius, Zacharias Werner, Tiedge, Öhlenschläger, Falk und den pietistischen adligen Damen: Gräfin Bernstorff, Elisa v. d. Recke, Frau v. Krüdener usw.

Vergleichung aus der Farbenlehre.

A 20 Zu Riemer, 26. Mai 1807.

„Lieben und Hassen, Hoffen und Fürchten sind auch nur differente Zustände unsers trüben Innern, durch welches der Geist entweder nach der Licht- oder nach der Schattenseite hinsieht. Blicken wir durch diese trübe organische Umgebung nach dem Lichte hin, so lieben und hoffen wir; blicken wir nach dem Finstern, so hassen und fürchten wir. Beide Seiten haben ihr Anziehendes und Reizendes, für manche Menschen sogar die traurige mehr als die heitere." [R.]

Wirkung der äußeren Umgebung.

A 21 Eckermann, 2. April 1829.

Beim Nachtisch ließ Goethe einen blühenden Lorbeer und eine japanesische Pflanze vor uns auf den Tisch stellen. Ich bemerkte, daß von beiden Pflanzen eine verschiedene Stimmung ausgehe, daß der Anblick des Lorbeers heiter, leicht, milde und ruhig mache, die japanesische Pflanze dagegen barbarisch, melancholisch wirke.

Goethe: „Sie haben nicht unrecht, und daher kommt es denn auch, daß man der Pflanzenwelt eines Landes einen Einfluß auf die Gemütsart seiner Bewohner zugestanden hat. Und gewiß, wer sein Leben lang von hohen ernsten Eichen umgeben wäre, müßte ein anderer Mensch werden, als wer täglich unter lustigen Birken sich erginge. Nur muß man bedenken, daß die Menschen im allgemeinen nicht so sensibler Natur sind als wir anderen, und daß sie im ganzen kräftig vor sich hin leben, ohne den äußeren Eindrücken so viele Gewalt einzuräumen. Aber so viel ist gewiß, daß außer dem Angeborenen der Rasse sowohl Boden und Klima als Nahrung und Beschäftigung einwirkt, um den Charakter eines Volkes zu vollenden. Auch ist zu bedenken, daß die frühesten Stämme meistenteils von einem Boden Besitz

nahmen, wo es ihnen gefiel, und wo also die Gegend mit dem angeborenen Charakter der Menschen bereits in Harmonie stand." [E.]

Goethe konnte über Japan sich noch nicht so gut unterrichten wie über Indien und China. Seine Überzeugung, daß der Volkscharakter von der Umgebung, namentlich aber auch von der Bodenbeschaffenheit abhänge, hat Goethe besonders auf seinen Reisen erworben; die Geologie war ihm der Anfang aller Länder- und Menschenkunde.

Sinnliche Wahrnehmungen.

A 22 F. v. Müller, 24. April 1819.

„Man erblickt nur, was man schon weiß und versteht. Oft sieht man lange Jahre nicht, was reifere Kenntnis und Bildung an dem täglich vor uns liegenden Gegenstande erst gewahren läßt." [M.]

Tiere und Menschen.

A 23 Zu Riemer, Juni 1831.

„Die Tiere werden durch ihre Organe belehrt, sagten die Alten. Ich setze hinzu: Die Menschen gleichfalls; sie haben jedoch den Vorzug, ihre Organe wieder zu belehren". [R 2.]

Übersinnliche Wahrnehmungen und Kräfte.

Hellseherinnen.

A 24 Zu F. v. Müller, 10. Februar 1830.

Über Magnetismus und die Seherin von Prevorst:

„Ich habe mich immer von Jugend auf vor diesen Dingen gehütet, sie nur parallel an mir vorüberlaufen lassen. Zwar zweifle ich nicht, daß diese wundersamen Kräfte in der Natur des Menschen liegen; ja, sie müssen darin liegen; aber man

ruft sie auf falsche, oft frevelhafte Weise hervor. Wo ich nicht klar sehen, nicht mit Bestimmtheit wirken kann, da ist ein Kreis, für den ich nicht berufen bin. Ich habe nie eine Somnambule sehen mögen.“ [M.]

Justinus Kerner hatte 1829 die Äußerungen der Württembergerin Friederike Hauffe, der „Seherin von Prevorst“, bekannt gemacht. Sie gab Kunde von einem Geisterreiche, einem neuen Sonnensysteme, einer besonderen Sprache der Geister u. dgl.

Wunderkuren.

A 25 Grüner, 6. September 1821.

Als die Rede auf den wundertätigen Fürsten Hohenlohe und auf die Erklärung des Stadtmagistrates von Bamberg gegen ihn kam, äußerte Goethe:

„Bei einem nervenschwachen Menschen kann ein derlei fester Glaube zu einer frommen und moralisch guten Person allerdings eine gewünschte Wirkung hervorbringen, wenn diese über ihn fromme Worte ausspricht und den Segen erteilt; allein es drängen sich Menschen mit chronischen Übeln hinzu und machen ein schlimmes Spiel.“

Ich bemerkte: Selbst von hier sind einige Podagristen dahin gewandert, die natürlich bei wieder eingetretenen Schmerzen verlacht wurden. [G.]

Alexander Prinz v. Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst (1794 bis 1849), seit 1815 Priester, machte den ersten Versuch einer Wunderkur in Gemeinschaft mit dem Bauer Martin Michel an einer Prinzessin von Schwarzenberg, die auf ihr Geheiß plötzlich gehen konnte, nachdem sie erlahmt gewesen war. Das Volk strömte dem prinzlichen Wundertäter zu, die Behörden verhielten sich ablehnend. Hohenlohe ward selber vom Mißlingen vieler Heilungen entmutigt und zog sich 1822 zurück. Er lebte danach als höherer Geistlicher in Wien, Großwardein und Vöslau.

Am 2. September 1821 unterhielten sich Goethe und Grüner über Vorbedeutungen; Goethe sagte: „Nach der Schlacht von Leipzig fiel ohne bekannte Veranlassung [Napoleons] Bild in meinem Zimmer herab; was sagen Sie dazu?“

Prophetische Träume. Wirkung in die Ferne.

A 26 Eckermann, 7. Oktober 1827.

Ich erzählte Goethen einen merkwürdigen Traum aus meinen Knabenjahren, der am anderen Morgen buchstäblich in Erfüllung ging.

„Ich hatte," sagte ich, „mir drei junge Hänflinge erzogen, woran ich mit ganzer Seele hing und die ich über alles liebte. Sie flogen frei in meiner Kammer umher und flogen mir entgegen und auf meine Hand, sowie ich in die Tür hereintrat. Ich hatte eines Mittags das Unglück, daß bei meinem Hereintreten in die Kammer einer dieser Vögel über mich hinweg und zum Hause hinausflog, ich wußte nicht wohin. Ich suchte ihn den ganzen Nachmittag auf allen Dächern, und war untröstlich, als es abend ward und ich von ihm keine Spur gefunden hatte. Mit betrübten herzlichen Gedanken an ihn schlief ich ein und hatte gegen Morgen folgenden Traum. Ich sah mich nämlich, wie ich an unseren Nachbarhäusern umherging und meinen verlorenen Vogel suchte. Auf einmal höre ich den Ton seiner Stimme und sehe ihn hinter dem Gärtchen unserer Hütte auf dem Dache eines Nachbarhauses sitzen; ich sehe, wie ich ihn locke und wie er näher zu mir herabkommt, wie er futterbegierig die Flügel gegen mich bewegt, aber doch sich nicht entschließen kann, auf meine Hand herabzufliegen. Ich sehe darauf, wie ich schnell durch unser Gärtchen in meine Kammer laufe und die Tasse mit gequollenem Rübsamen herbeihole; ich sehe, wie ich ihm sein beliebtes Futter entgegenreiche, wie er herab auf meine Hand kommt und ich ihn in voller Freude zu den beiden anderen zurück in meine Kammer trage.

Mit diesem Traume wache ich auf. Und da es bereits vollkommen Tag war, so werfe ich mich schnell in meine Kleider und habe nichts Eiligeres zu tun, als durch unser Gärtchen zu laufen nach dem Hause hin, wo ich den Vogel gesehen. Wie groß war aber mein Erstaunen, als der Vogel wirklich da war! Es geschah nun buchstäblich alles, wie ich es im Traume gesehen. Ich locke ihn, er kommt näher; aber er zögert, auf meine Hand zu fliegen. Ich laufe zurück und hole das Futter, und er fliegt auf meine Hand, und ich bringe ihn wieder zu den anderen."

Goethe: „Dieses Ihr Knabenereignis ist allerdings höchst merkwürdig. Aber dergleichen liegt sehr wohl in der Natur, wenn wir auch dazu noch nicht den rechten Schlüssel haben. Wir wandeln alle in Geheimnissen. Wir sind von einer Atmosphäre umgeben, von der wir noch gar nicht wissen, was sich alles in ihr regt und wie es mit unserem Geiste in Verbindung steht. Soviel ist wohl gewiß, daß in besonderen Zuständen die Fühlfäden unserer Seele über ihre körperlichen

Grenzen hinausreichen können und ihr ein Vorgefühl, ja auch ein wirklicher Blick in die nächste Zukunft gestattet ist."

Eckermann: „Etwas ähnliches habe ich erst neulich erlebt, wo ich von einem Spaziergange auf der Erfurter Chaussee zurückkam und ich etwa zehn Minuten vor Weimar den geistigen Eindruck hatte, wie an der Ecke des Theaters mir eine Person begegnete, die ich seit Jahr und Tag nicht gesehen und an die ich sehr lange ebensowenig gedacht. Es beunruhigte mich, zu denken, daß sie mir begegnen könnte, und mein Erstaunen war daher nicht gering, als sie mir, sowie ich um die Ecke biegen wollte, wirklich an derselbigen Stelle so entgegentrat, wie ich es vor etwa zehn Minuten im Geiste gesehen hatte."

Goethe: „Das ist gleichfalls sehr merkwürdig und mehr als Zufall. Wie gesagt, wir tappen alle in Geheimnissen und Wundern. Auch kann eine Seele auf die andere durch bloße stille Gegenwart entschieden einwirken, wovon ich mehrere Beispiele erzählen könnte. Es ist mir sehr oft passiert, daß, wenn ich mit einem guten Bekannten ging und lebhaft an etwas dachte, dieser über das, was ich im Sinne hatte, sogleich an zu reden fing. So habe ich einen Mann gekannt, der, ohne ein Wort zu sagen, durch bloße Geistesgewalt eine in heiteren Gesprächen begriffene Gesellschaft plötzlich still zu machen imstande war. Ja, er konnte auch eine Verstimmung hineinbringen, so daß es allen unheimlich wurde.

Wir haben alle etwas von elektrischen und magnetischen Kräften in uns und üben wie der Magnet selber eine anziehende und abstoßende Gewalt aus, je nachdem wir mit etwas Gleichem oder Ungleichem in Berührung kommen. Es ist möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß, wenn ein junges Mädchen in einem dunklen Zimmer sich, ohne es zu wissen, mit einem Manne befände, der die Absicht hätte, sie zu ermorden, sie von seiner ihr unbewußten Gegenwart ein unheimliches Gefühl hätte und daß eine Angst über sie käme, die sie zum Zimmer hinaus und zu ihren Hausgenossen triebe."

Eckermann: „Ich kenne eine Opernszene, worin zwei Liebende, die lange Zeit durch große Entfernung getrennt waren, sich, ohne es zu wissen, in einem dunkeln Zimmer zusammen befinden. Sie sind aber nicht lange beisammen, so fängt die magnetische Kraft an zu wirken: Eins ahnt des

Anderen Nähe, sie werden unwillkürlich zu einander hingezogen, und es dauert nicht lange, so liegt das junge Mädchen in den Armen des Jünglings."

Goethe: „Unter Liebenden ist diese magnetische Kraft besonders stark und wirkt sogar sehr in die Ferne. Ich habe in meinen Jünglingsjahren Fälle genug erlebt, wo auf einsamen Spaziergängen ein mächtiges Verlangen nach einem geliebten Mädchen mich überfiel und ich so lange an sie dachte, bis sie mir wirklich entgegenkam. ‚Es wurde mir in meinem Stübchen unruhig,' sagte sie, ‚ich konnte mir nicht helfen, ich mußte hierher.'

So erinnere ich mich eines Falles aus den ersten Jahren meines Hierseins, wo ich sehr bald wieder in leidenschaftliche Zustände geraten war. Ich hatte eine größere Reise gemacht und war schon seit einigen Tagen zurückgekehrt, aber durch Hofverhältnisse, die mich spät bis in die Nacht hielten, immer behindert gewesen, die Geliebte zu besuchen. Auch hatte unsere Neigung bereits die Aufmerksamkeit der Leute auf sich gezogen, und ich trug daher Scheu, am offenen Tage hinzugehen, um das Gerede nicht zu vergrößern. Am vierten oder fünften Abend aber konnte ich es nicht länger aushalten, und ich war auf dem Wege zu ihr und stand vor ihrem Hause, ehe ich es dachte. Ich ging leise die Treppe hinauf und war im Begriff in ihr Zimmer zu treten, als ich an verschiedenen Stimmen hörte, daß sie nicht allein war. Ich ging unbemerkt die Treppe wieder hinab und war schnell wieder in den dunkeln Straßen, die damals noch keine Beleuchtung hatten. Unmutig und leidenschaftlich durchstreifte ich die Stadt in allen Richtungen wohl eine Stunde lang, und immer einmal wieder vor ihrem Hause vorbei, voll sehnsüchtiger Gedanken an die Geliebte. Ich war endlich auf dem Punkte, wieder in mein einsames Zimmer zurückzukehren, als ich noch einmal an ihrem Hause vorbeiging und bemerkte, daß sie kein Licht mehr hatte. Sie wird ausgegangen sein, sagte ich zu mir selber; aber wohin in dieser Dunkelheit der Nacht? und wo soll ich ihr begegnen? Ich ging abermals durch mehrere Straßen, es begegneten mir viele

Menschen, und ich war oft getäuscht, indem ich ihre Gestalt und ihre Größe zu sehen glaubte, aber bei näherem Hinzukommen immer fand, daß sie es nicht war. Ich glaubte schon damals fest an eine gegenseitige Einwirkung, und daß ich durch ein mächtiges Verlangen sie herbeiziehen könne. Auch glaubte ich mich unsichtbar von höheren Wesen umgeben, die ich anflehte, ihre Schritte zu mir oder die meinigen zu ihr zu lenken. Aber was bist du für ein Tor! sagte ich dann zu mir selber; noch einmal es versuchen und noch einmal zu ihr gehen wolltest du nicht, und jetzt verlangst du Zeichen und Wunder!

Indessen war ich an der Esplanade hinuntergegangen und bis an das kleine Haus gekommen, das in späteren Jahren Schiller bewohnte, als es mich anwandelte, umzukehren und zurück nach dem Palais und von dort eine kleine Straße rechts zu gehen. Ich hatte kaum hundert Schritte in dieser Richtung getan, als ich eine weibliche Gestalt mir entgegenkommen sah, die der ersehnten vollkommen gleich war. Die Straße war nur von dem schwachen Licht ein wenig dämmrig, das hin und wieder durch ein Fenster drang, und da mich diesen Abend eine scheinbare Ähnlichkeit schon oft getäuscht hatte, so fühlte ich nicht den Mut, sie auf's ungewisse anzureden. Wir gingen dicht einander vorbei, so daß unsere Arme sich berührten; ich stand still und blickte mich um, sie auch. ‚Sind Sie es?' sagte sie, und ich erkannte ihre liebe Stimme. ‚Endlich!' sagte ich und war beglückt bis zu Tränen. Unsere Hände ergriffen sich. ‚Nun,' sagte ich, ‚meine Hoffnung hat mich nicht betrogen. Mit dem größten Verlangen habe ich Sie gesucht, mein Gefühl sagte mir, daß ich Sie sicher finden würde, und nun bin ich glücklich und danke Gott, daß es wahr geworden.' ‚Aber, Sie Böser,' sagte sie, ‚warum sind Sie nicht gekommen? Ich erfuhr heute zufällig, daß Sie schon seit drei Tagen zurück, und habe den ganzen Nachmittag geweint, weil ich dachte, Sie hätten mich vergessen. Dann vor einer Stunde ergriff mich ein Verlangen und eine Unruhe nach Ihnen, ich kann es nicht sagen. Es

waren ein paar Freundinnen bei mir, deren Besuch mir eine Ewigkeit dauerte. Endlich, als sie fort waren, griff ich unwillkürlich nach meinem Hut und Mäntelchen, es trieb mich, in die Luft zu gehen, in die Dunkelheit hinaus, ich wußte nicht wohin. Dabei lagen Sie mir immer im Sinn, und es war mir nicht anders, als müßten Sie mir begegnen.' Indem sie so aus treuem Herzen sprach, hielten wir unsere Hände noch immer gefaßt und drückten uns und gaben uns zu verstehen, daß die Abwesenheit unsere Liebe nicht erkaltet. Ich begleitete sie bis vor die Tür, bis in ihr Haus. Sie ging auf der finsteren Treppe mir voran, wobei sie meine Hand hielt und mich ihr gewissermaßen nachzog. Mein Glück war unbeschreiblich, sowohl über das endliche Wiedersehen als auch darüber, daß mein Glaube mich nicht betrogen und mein Gefühl von einer unsichtbaren Einwirkung mich nicht getäuscht hatte." [E.]

Einflüsse Anderer auf uns. Aberglauben.

A 27 Boisserée, 5. Oktober 1815.

Goethe rühmte, daß er wohl getan, nach Köln zu gehen, sich von dem Herzog influenzieren zu lassen. Er lasse sich ohnehin leicht bestimmen, und vom Herzog gern; denn der bestimme ihn immer zu etwas Gutem und Glücklichem, aber einige Personen seien, die einen ganz unheilbringenden Einfluß auf ihn hätten. Lange habe er es nicht gemerkt; immer, wenn sie ihm erschienen, sei ihm auch ganz unabhängig von ihnen irgend etwas Trauriges oder Unglückliches begegnet. Alle entschiedenen Naturen seien ihm Glück bringend, so auch Napoleon. Ich drang näher in ihn, ob dergleichen Unglücksboten etwa in der Nähe wären? Nein, sagte er, aber, wenn es einmal der Fall sein würde, verspreche er mir's zu sagen.

Ich spreche vom Aberglauben; wie man sich bei aller Anerkennung des Geheimnisvollen im Leben davor zu hüten habe,

Und er war einig, daß man nur so viel darauf geben müsse, um Ehrfurcht vor der uns umgebenden geheimnisvollen Macht in allem zu haben und zu behalten, welches eine Hauptgrundlage wahrer Weisheit sei. [B.]

Erinnerung.

A 28 F. von Müller, 4. November 1823.

Nach dem Konzert soupierten wir mit Egloffsteins bei Goethe, der von der liebenswürdigsten Gemütlichkeit war. Als unter mancherlei ausgebrachten Toasten auch einer der Erinnerung geweiht wurde, brach er mit Heftigkeit in die Worte aus:

„Ich statuiere keine Erinnerung in eurem Sinne, das ist nur eine unbeholfene Art, sich auszudrücken. Was uns irgend Großes, Schönes, Bedeutendes begegnet, muß nicht erst von außen her wieder er-innert, gleichsam erjagt werden, es muß sich vielmehr gleich vom Anfang her in unser Inneres verweben, mit ihm eins werden, ein neueres besseres Ich in uns erzeugen und so ewig bildend in uns fortleben und schaffen. Es gibt kein Vergangenes, das man zurücksehnen dürfte, es gibt nur ein ewig Neues, das sich aus den erweiterten Elementen des Vergangenen gestaltet; und die echte Sehnsucht muß stets produktiv sein, ein neues Besseres erschaffen. Und (setzte er mit großer Rührung hinzu) haben wir dies nicht alle in diesen Tagen an uns selbst erfahren? Fühlen wir uns nicht alle insgesamt durch diese liebenswürdige, edle Erscheinung, die uns jetzt wieder verlassen will, im Innersten erfrischt, verbessert, erweitert? Nein, sie kann uns nicht entschwinden, sie ist in unser innerstes Selbst übergegangen, sie lebt in uns mit uns fort, und fange sie es auch an, wie sie wolle, mir zu entfliehen, ich halte sie immerdar fest in mir.“ [M.]

Vgl. Stellung zu Vergangenheit usw. F 80—83. — Die edle Erscheinung war die kaiserl. russische Hofpianistin Frau Maria Szymanowska, eine Polin, die Goethe in Marienbad kennen gelernt und die nun auch in Weimar, zuerst zweimal bei Goethe, dann auch

öffentlich konzertiert hatte. Sie machte um so tieferen Eindruck auf ihn, als er gerade durch die Liebe zu Ulrike v. Levetzow sehr erregt war. „Dieser holden Frau habe ich viel zu danken", sagte Goethe zum Kanzler, als die Szymanowska und ihre Schwester Kasimira Wolowska abreisten. Eine Tochter der Sz. wurde Gattin von Adam Mickiewicz. — „Ich statuiere": gestatte, lasse gelten.

Phantasie.

A 29 F. v. Müller, 8. März 1824.

Ich erzählte, Schmidt sei von Madame Milder höchst eingenommen; sie übersteige alles, was seine Phantasie sich von einer vollkommenen Sängerin gedacht.

Goethe: „Ganz natürlich, denn die Phantasie kann sich nie eine Vortrefflichkeit so vollkommen denken, als sie im Individuum wirklich erscheint. Nur vager, neblicht, unbestimmter, grenzenloser denkt sie sich die Phantasie. Aber niemals in der charakteristischen Vollständigkeit der Wirklichkeit. Es erregt mir daher immer Schmerz, wenn man ein wirkliches Kunst- oder Naturgebilde mit der Vorstellung vergleicht, die man sich davon gemacht hatte, und dadurch sich den reinen Genuß des ersteren verkümmert. Vermag doch unsere Einbildungskraft nicht einmal das Bild eines wirklich gesehenen schönen Gegenstandes getreu wiederzugeben; immer wird die Vorstellung etwas Neblichtes, Verschwimmendes enthalten."

Auf meine Klage, daß diese Beschränkung unserer Natur uns so viel Herrliches entziehe, erwiderte er:

„Ei, das ist ja ein Glück! Was würden wir anfangen, wenn alle die unzähligen Empfindungen, die uns z. B. ein Hummelsches Spiel gibt, uns fortwährend blieben? Dann würden ja auch die vergangenen Schmerzen immerfort uns peinigen. Seien wir froh, daß für das Gute, Angenehme doch immer noch ziemlich viele Reproduktionskraft in uns wohnt." [M.].

Der weimarische Regierungsrat Schmidt war ein großer Musikfreund; er spielte oft in Goethes Gesellschaften, ebenso wie der Kapellmeister Hummel, der berühmteste Klaviervirtuose seiner Zeit. Anna Hauptmann, geb. Milder, war seit 1816 an der Oper in Berlin angestellt; sie spielte namentlich die Heldinnen in den Opern von Gluck und Mozart.

Die Persönlichkeit.

Vorbemerkung. Was unter A 10 über Entelechie gesagt ist und in D 48—61 über das Fortleben der Entelechie oder Monade, zeigt Goethes Gedanken über das Individuum. Z. B.: „Die Hartnäckigkeit des Individuums und daß der Mensch abschüttelt, was ihm nicht gemäß ist, ist mir ein Beweis, daß so etwas [wie die Entelechie] existiere. Leibnitz hat ähnliche Gedanken über solche selbständige Wesen gehabt, und zwar, was wir mit dem Ausdruck Entelechie bezeichnen, nannte er Monaden."

Gebiet und Freiheit des Individuums.

A 30a Zu Riemer, 11. Dezember 1811.

„In dem ungeheuren Leben der Welt, d. h. in der Wirklichwerdung der Ideen Gottes (denn das ist die wahre Wirklichkeit) fällt als Peculium für unsere Persönlichkeit ab: das Affirmieren und Negieren, das Vorurteil und die Apprehension, der Haß und die Liebe. Und darin besteht das Zeitliche, und Gott hat auf diese Perturbation mitgerechnet und läßt uns gleichsam darin gebahren." [R 2.]

Peculium: Vermögen, Eigentum. Apprehension: Furcht. Perturbation: eigentlich die Ablenkung, welche ein Himmelskörper in seiner Bahn durch die Einwirkung eines anderen Himmelskörpers erfährt.

Charakter.

A 30b Zu Riemer, 30. Dezember 1806.

„Der Charakter, d. h. die Mischung der ersten menschlichen Grundtriebe: der Selbsterhaltung, der Selbstschätzung usw., ist das, wovon auch die Ausbildung der übrigen Seelenkräfte

ausgeht und worauf sie ruht. Die Franzosen haben diesen Verstand, weil sie diesen Charakter haben; es ist nur dieser Verstand und kein anderer. Aus ihrem Charakter geht es hervor, daß sie die Welt bezwingen, nicht aus ihrem Verstande; denn ihr Verstand hat schon die Farbe ihres Charakters und redet bloß ihren ursprünglichen Tendenzen und Neigungen das Wort." [R 2.]

A 30c Riemer, 27. August 1808.

Der Charakter sei, sagte Goethe, die Tüchtigkeit vis-à-vis von etwas Höherem, das er über sich erkenne, und seine Selbstschätzung. Der Charakter ruhe auf der Persönlichkeit, nicht auf dem Talente.

„Der Charakter ist eine psychische Gewohnheit, eine Gewohnheit der Seele, und seinem Charakter gemäß handeln, heißt: seinen physischen und geistigen Gewohnheiten gemäß handeln; denn diese sind ihm allein bequem, und nur das Bequeme gehört uns eigentlich an.

Wer nicht nachgibt, ob er schon einsieht, daß der andere Recht hat, heißt ein trotziger Charakter. Es wird ihm aber leichter, nicht nachzugeben (wie es mancher gewohnt ist, mit der linken Hand alles zu tun, was Vielen schwer däucht); es ist seine Gewohnheit. Man muß Gewohnheit aber so verstehen: wir können uns eigentlich nichts angewöhnen, nichts, was nicht eigentlich schon unser wäre; es ist nur das Wiederholen des ersten ursprünglichen Tuns, und der Charakter ist eigentlich vor aller Gewöhnung und Gewohnheit. Er erscheint uns nur als Gewohnheit; denn wir müssen etwas wiederkehren sehen, wenn wir wissen sollen, daß es da ist, und diese Wiederkehr, dieses Wiederholen des Ersten und Einen heißen wir Gewohnheit.

Die gewöhnlichen Vorstellungsarten sind absurd. Man sagt: weil er das und das so oft getan hat, ist es ihm zur Gewohnheit worden. Dies ist ein Idem per Idem. Es ist, wie wenn ich sagte: weil ich den Handschuh so oft aus- und

angezogen habe, ist er weit geworden. Wenn es nicht die Natur des Handschuhleders wäre, sich zu dehnen, so hätte ich ihn tausend und abertausendmal anziehen können, er wäre nicht weiter geworden. Warum wird es denn kein Stahlhandschuh, oder ein steinerner? ich mag sie noch so oft anziehen.

Nein! er hat es getan, so oft und so oft, weil er's mußte, weil es seine Eigenschaft ist; und diese Eigenschaft erscheint uns als Gewohnheit, weil wir sie wiederholt sehen. Charakter ist also Eigenschaft und Gewohnheit zugleich. Jenes a priori angesehen; dieses, a posteriori.

Nimmt man das Willkürliche aus dem Leben und Handeln und Verfahren hinweg, so hat man das Beste hinweggenommen. Sei ich noch so weise und verständig und zweckmäßig: ich muß sterben wie der Allerunvernünftigste, wie der Tor. Und ich habe keine Freude davon gehabt, und Andern keine damit gemacht." [R.]

Idem per idem: dasselbe durch dasselbe; a priori, a posteriori: vor und nach der Erfahrung.

Meinungen und Vorurteile.

A 30d Zu Riemer, im Dezember 1806.

„Alles, was Meinungen über die Dinge sind, gehört dem Individuum an, und wir wissen nur zu sehr, daß die Überzeugung nicht von der Einsicht, sondern von dem Willen abhängt, daß niemand etwas begreift, als was ihm gemäß ist und was er deswegen zugeben mag. Im Wissen wie im Handeln entscheidet das Vorurteil alles, und das Vorurteil, wie sein Name wohl bezeichnet, ist ein Urteil vor der Untersuchung. Es ist eine Bejahung oder Verneinung dessen, was unsere Natur anspricht oder ihr widerspricht. Es ist ein freudiger Trieb unseres lebendigen Wesens nach dem Wahren wie nach dem Falschen, nach allem, was wir mit uns im Einklang fühlen." [R 2.]

Persönlichkeit und Menge.

A 30e Zu Riemer, 15. September 1809.

„So wie am Ende ein großes Individuum den Wissenschaften Face machen muß, so ist es am Ende auch nur das Individuum, welches originäre, primäre Vorstellungen hat: das eigentlich Schätzbare und das, was zählt. Die Andern erhalten ihre Vorstellungen nur als Reflex, als Wiederschein. Sie kleiden sich in gewisse Vorstellungen, wissenschaftliche oder sittliche, wie in Modetrachten.“ [R 2.]

Liebe zu unserm Persönlichen.

A 31 Zu Riemer, 13. August 1810.

„Nichts kommt mir so teuer vor als das, wofür ich mich selbst hingeben muß.“ [R.]

Fritz Jacobi teilt an die Fürstin Gallitzin 1784 eine Äußerung Goethes mit: „Ich weiß wohl, daß man, um die dehors zu salvieren, das dedans zugrunde richten soll; aber ich kann mich denn doch wohl nicht dazu verstehen.“ [„Die dehors“: äußere Erscheinung; „das dedans“: das Innere.]

Unvollständigkeit des Individuums.

A 32a Fr. v. Müller, 8. Juni 1821.

Als ich beklagte, daß Röhr nicht eine kleine Dosis Phantasie mehr habe und das Gemüt mehr anspreche, behauptete er heftig, dieses sei mit Röhrs streng abgeschlossener Individualität unvereinbar, und wenn man ihm nur einen Tropfen Phantasie, wie aus dem Wunderfläschchen des heiligen Remigius, womit Frankreichs Könige gesalbt wurden, auf's Haupt träufeln könnte, so würde er eben ein ganz anderer Mann sein. Wie sich einmal der geistige Organismus des Menschen gebildet, darüber könne er nicht hinaus; die Natur schaffe nichts Ganzes in den Individuen, während

der Charakter der Gattung freilich ein Ganzes sei und man die verschiedenen menschlichen Eigenschaften eigentlich nicht zersplittert denken dürfe. Die Brünette könne nun einmal nicht zugleich blond sein. Weil es sonst kein Individuum wäre. [M.]

Röhr war der damalige oberste Geistliche in Weimar. — Zum Thema vgl. H 30.

Etat des Individuums.

A 32b Zu Riemer, 2. Dezember 1806.

„Wenn die Natur einen bestimmten Etat für die genera der organischen Wesen hat, demzufolge sie eine starke Ausgabe durch eine Ersparnis wieder kompensieren muß, so hat sie ihn wahrscheinlich auch bei den Individuen. Um nur vom Menschen zu reden, so scheinen die starken Ausgaben an gewissen Teilen der Organisation gewisse Schwächen an anderen nach sich zu ziehen. Und auf dieser Lässigkeit, auf dieser Balanzierung, scheint es, beruht alle Verschiedenheit der Bildung, und nur auf diesem Wege dürfte Galls Theorie zu begründen sein.“ [R 2.]

Über Gall vgl. A 7. — Über den Etat für die genera Goethes Gedicht ‚Die Metamorphose der Tiere‘. — Lässigkeit bedeutet bei Goethe ungefähr: Duldung.

Individuelle Bedingtheit unseres Denkens.

A 33 Boisserée, 2. August 1815.

[Goethe sprach über die] wunderliche Bedingtheit der Vorstellungsart, die Kant sehr richtig mit Antinomie der Vorstellungsart ausdrückt.

„So muß es mir mit Gewalt abgenötigt werden, wenn ich etwas für vulkanisch halten soll; ich kann nicht aus meinem Neptunismus heraus“ ....

„Diese Antinomie der Vorstellungsart ist es nun, warum wir Menschen nie auf's Reine kommen können mit einem

gewissen Maß von Wissen, sondern immer alte Wahrheiten und Irrtümer auf eine neue Weise aussprechen; darum wir über viele Dinge uns nie ganz verständlich machen können, und ich daher oft zu mir sagen muß: darüber und darüber kann ich nur mit Gott reden, wie das und das in der Natur ist; was geht es nun weiter die Welt an! Sie faßt entweder meine Vorstellungsart, oder nicht, und im letztern Falle hilft mir alle Menschheit nichts. Darum, über viele Dinge kann ich nur mit Gott reden." [B.]

Über Neptunismus und Vulkanismus s. D 19. Goethe mußte seinem Charakter nach die neptunistische Lehre annehmen, weil ihm alles Gewalttätige und Umstürzlerische zuwider war. Antinomie: Widerspruch zweier Gesetze.

Individuelle Philosophien.

A 34 Zu Falk, Zeit unbekannt.

„Jedes Individuum hat vermittels seiner Neigungen ein Recht zu Grundsätzen, die es als Individuum nicht aufheben. Hier oder nirgends wird wohl der Ursprung aller Philosophie zu suchen sein." [F.]

Zusammenhang s. C 28.

Der Stil als Ausdruck des Innern.

A 35 Zu Eckermann, 14. April 1814.

„Im ganzen ist der Stil eines Schriftstellers ein treuer Abdruck seines Innern." [E.]

Den gleichen Gedanken ausführlicher unter C 62.

Methode.

A 36 Zu Riemer, 29. Juli 1810.

„Methode ist das, was dem Subjekt angehört, denn das Objekt ist ja bekannt, Methode läßt sich nicht überliefern. Es muß ein Individuum sich finden, dem die gleiche Methode

ein Bedürfnis ist. Eigentlich haben nur Dichter und Künstler Methode, indem ihnen daran liegt, mit etwas fertig zu werden und vor sich hinzustellen.“ [R.]

Verschiedene Charaktere. Große und kleine Menschen.

Vegetabile und animale Geister.

A 37 Zu Riemer, Dezember 1810.

„Es gibt vegetabile Geister und animale Geister, etwa wie Pflanzen und Tiere, Weiber und Männer. Jene die gleichsam einen Boden verlangen, in dem sie sich befestigen und ihre Nahrung daraus ziehen, irgend eine Wissenschaft; Andere, die herumgehen und alles genießen und zu ihrem Nutzen verwenden, wie die Poeten.“ [R 2.]

Vergleich der Menschen mit Organen.

A 38 Riemer, 7. Oktober 1887.

Riemer und Goethe sprachen über Görres, der in einer Vorlesung zu Heidelberg als einzige große Dichter unter den Lebenden Tieck, Jean Paul und Philipp August Runge genannt hatte. „So lieb' ich sie aber!“ scherzte Goethe; dann bedachte er wohl, daß dies seltsame Urteil doch von keinem ganz nichtigen Menschen ausgehe, und er bemerkte:

„Daß einzelne Menschen einzelne Organe konstituieren und ausmachen, Gehör, Auge, Verstand, Gedächtnis usw.“ [R.]

Innere Unfreiheit der Großen.

A 39 Riemer, 4. April 1814.

[Goethe drückte einmal aus], daß die höheren Organisationen weniger Freiheit hätten, sondern viel bedingter und eingeschränkter wären. Die Vernunft lasse die wenigste Freiheit zu und sei despotisch. [R 2.]

Riemer führt als Gleichgedachtes einen Brief Napoleons an Josephine an: „Je höher man gestellt ist, desto weniger Willen soll man haben; man hängt von den Ereignissen und Umständen ab. Was Ihr [Weiber] wollt, das muß sein; ich jedoch erkläre mich für den größten Sklaven: mein Herr hat kein Mitgefühl, und dieser Herr ist — die Natur der Dinge!"

Genie.

A 40 Zu Riemer, 14. November 1813.

„Die ganze Geschichte mit dem Genie ist, daß die Menschen einmal einem gestatten, was sie sich untereinander selbst nicht gestatten, nämlich daß einmal einer ganz sein darf, was er will und Lust hat." [R 2].

Vgl. über den Begriff des Genies A 10, 42.

A 41 Zu Riemer, 29. Dezember 1811.

„Größere Menschen haben nur ein größeres Volumen; Tugenden und Fehler haben sie mit den Mindesten gemein, nur in größerer Quantität. Das Verhältnis kann dasselbe sein." [R 2.]

Das Kollektive am Genie.

A 42 Soret, 17. Februar 1832.

Goethe sprach sich abfällig über französische Journale aus, die Dumonts Buch angriffen, weil mein Onkel darin die hohe Kunst dargestellt hatte, mit der Mirabeau verborgene Talente auszunutzen verstanden habe.

„Die Franzosen wollen Mirabeau als ihren Herkules behandelt wissen, und haben dazu ein Recht; sie vergessen aber, daß ein Koloß aus Stücken zusammengesetzt und Herkules selbst ein Kollektivbegriff ist. Das größte Genie würde nicht sehr weit kommen, wenn es alles aus sich schöpfen wollte. Was ist denn ein Genie, wenn es nicht die Fähigkeit besitzt, alles, was ihm nahe kommt, sich nutzbar zu machen, von hier den Marmor, von dort das Erz für die

Fertigstellung eines Gebäudes zu nehmen? Wenn man mir nicht sagte, daß Mirabeau die glücklichsten Gedanken Anderer sich anzueignen gewußt hätte, würde ich kaum an die Geschichte seines Einflusses glauben. Der talentvollste junge Maler, der seiner Phantasie ganz allein vertrauen zu müssen glaubt, würde — wenn er ein Genie wäre — nicht in dieses Zimmer treten können und die Bilder an den Wänden ansehen, ohne von hier mit einem viel reicheren Vorrat von Ideen wegzugehen. Was bin ich denn selbst, was habe ich geleistet? Alles, was ich gesehen, gehört und beobachtet, habe ich gesammelt und ausgenutzt. Meine Werke sind von unzähligen verschiedenen Individuen genährt worden, von Ignoranten und Weisen, Leuten von Geist und von Dummköpfen; die Kindheit, das reife und das Greisenalter, alle haben mir ihre Gedanken entgegengebracht, ihre Fähigkeiten, Hoffnungen und Lebensansichten; ich habe oft geerntet, was Andere gesät haben; mein Werk ist das eines Kollektivwesens, das den Namen Goethe trägt.

So war seinem Wesen nach auch Mirabeau: er hatte das Genie der Rednerbühne, der Einsammlung und Beobachtung; er durchschaute das Talent, fesselte es an sich, nutzte alles, was gut war, ohne sich für verpflichtet zu halten, seine Quellen anzugeben, und seine große Kunst war, sich in einer großen Zahl vorzüglicher Gebiete zu bewegen." [S.]

Hoffer und Verzweifler.

A 43 Zu F. v. Müller, 6. Juni 1824.

„Meine Freunde teile ich in Hoffer und Verzweifler. An der Spitze der ersteren: der Kanzler, der letzteren: Meyer. Dieser steht so hoch im Verzweifeln, daß er wieder zu hoffen anfängt." [M.]

Verzweifeln bedeutet bei Goethe: alle Hoffnung aufgeben, indem man durchaus verzichtet, z. B. „Wer nicht verzweifeln kann, muß nicht leben"; „Der Kanzler": Friedrich v. Müller; „Meyer": Prof. Heinrich Meyer; näheres über beide Q 67—71, 78, 79.

Weibliche Natur.

A 44 Zu Riemer, November 1806.

„Die Weiber haben das Eigene, daß sie das Fertige zu ihren Absichten verarbeiten und verbrauchen. Das Wissen, die Erfahrung des Mannes nehmen sie als ein Fertiges und schmücken sich und anderes damit. Nicht die Raupe zu erziehen, das Kokon abzuhaspeln, die Seide zu spinnen, zu färben und zu appretieren, sondern sie zu Blumen zu versticken oder in schon gewebtem Stoffe sich damit zu putzen, ist im allegorischen Sinne dieses Bildes ihre Sache. Daher folgen sie dem Manne nicht in seiner Deduktion und Konstruktion, ob sie ihnen schon manchmal artig vorkommen kann, sondern sie halten sich an das Resultat; und wenn sie ihm auch folgen, so können sie ihm doch darin nicht nachahmen und es in anderem Falle wieder so machen. Der Mann schafft und erwirbt, die Frau verwendet's: das ist auch im intellektuellen Sinne das Gesetz, unter dem beide Naturen stehen. Daher muß man einer Frau das Fertige geben; und aus eben dieser Ursache sind sie das wünschenswerteste Auditorium für einen Dogmatiker, der nur Geist genug hat, das, was er ihnen sagt, angenehm und sinnlich ergreifend zu sagen. Das Positive lieben sie in diesem Falle, solche Undulisten sie auch in anderen Rücksichten sein mögen." [R 2.]

Undulisten von undula, die Welle: Liebhaber des Unbestimmten, Schwankenden. Näheres über diesen Begriff bietet Goethes Werkchen „Der Sammler und die Seinigen". — Vgl. oben A 37.

Geschmack der Frauen.

A 45 Zu Riemer, 29. Januar 1804.

„Die Weiber, auch die gebildetsten, haben mehr Appetit als Geschmack. Sie möchten lieber alles ankosten, es zieht sie das Neue an. Sie unterscheiden nicht zwischen dem, was anzieht, was gefällt, was man billigt; sie werfen das alles

in eine Masse. Was nur nicht gegen ihren konventionellen Geschmack anstößt, es mag noch so hohl, leer, seicht, schlecht sein: es gefällt. Es mißfällt ihnen aber oft etwas, was bloß gegen diese ihre Konvention anstößt, sei es an sich noch so vortrefflich." [R 2.]

Vgl. K 20, weibliches Verhalten zu Kunstwerken.

Unfähig zur Ironie.

A 46 Riemer, 7. Dezember 1808.

„Weiber haben keine Ironie, können nicht von sich selbst lassen. Daher ihre sogenannte größere Treue, weil sie sich selbst nicht überwinden können, und sie können es nicht, weil sie bedürftiger, abhängiger sind als die Männer." [R 3.]

Über Goethes Begriff der Ironie s. B 15 b.

Persönliche Nebenabsichten.

A 47 Mit Riemer, Kaaz und Falk, 25. Juni 1804.

Die Franzosen, bemerkte Falk, seien fast keiner Ideen fähig, sie täten auch nichts um einer Idee willen, diese zu realisieren, und gleichen in diesem Stück den Weibern, die sich nie zum Allgemeinen erheben, sondern vom einzelnen und für das einzelne handeln.

So bemerkte auch Goethe: ein Franzose handle nie aus reinem Antrieb, um der Sache willen, er hänge ihr immer noch einen Schwanz von Absehen dabei an, entweder um bei Hof, beim Kaiser, beim Publikum, bei den Frauen u. dgl. zu gewinnen.

„Die Weiber sind überhaupt Franzosen, und was die Franzosen unter den Männern sind, das sind die Weiber unter den Menschen überhaupt. Man kann also in diesem Sinne die Franzosen die Weiber von Europa nennen. — Die Weiber überhaupt sind die Franzosen." [R 3.]

Riemer notiert am 13. August 1807: „Koketterie = Egoismus in der Form der Schönheit." [R 2.]

Hypochondrie.

A 48 Zu Riemer, August 1810.

„Wenn die Weiber Hypochonder sind, so werden sie immer nur die Objekte schelten, niemals sich. Ein Mann hingegen kann mit sich selbst unzufrieden sein und die Objekte zu sehr erheben.“ [R.]

Eitelkeit.

A 49 Zu Riemer, 6. September 1810.

„Wenn ich die Weiber von Eitelkeit reden und sie sich oder uns vorwerfen höre, so möchte ich immer ausrufen: Vater vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie tun.“ [R.]

Liebesbedürfnis.

A 50 Zu Riemer, 2. Juli 1810.

„Die Weiber möchten auf der einen Seite lieben und auf der anderen geliebt werden und so beide Pole ihres Magneten beschäftigen. Wir wissen es; sie tun es unbewußt.“ [R.]

A 51 Zu Riemer, 13. August 1807.

„Die femmes auteurs fassen die Männer nur unter der Form des Liebhabers auf und stellen sie dar; daher alle Helden in weiblichen Schriften die Kartenmanns-Figur machen.“ [R 2.]

Ehre.

A 52 Zu Riemer, August 1810.

„Die Weiber wissen niemals, worüber eigentlich die Männer sich nicht vertragen können. Weil sie eben wie die Juden kein Point d'honneur haben und zuletzt immer noch transigieren.“ [R.]

Transigieren: verhandeln, vermitteln; point d'honneur: der Punkt, wo Ehre und Schande sich scheiden.

Gewissen.

A 53 Zu Riemer, 8. August 1807.

„Wenn ein Weib einmal vom rechten Wege ab ist, dann geht es auch blindlings und rücksichtslos auf dem bösen fort, und der Mann ist nichts dagegen, wenn er auf bösen Wegen wandelt, denn er hat immer noch eine Art von Gewissen. Bei ihr aber wirkt dann die bloße Natur." [R.]

Verweisungen.

Künstlerische Betätigung der Frauen H 52.
Merkwürdige Reflexion H 7.

Weibliche Charaktere und ihr Einfluß auf die Männer.

Zwei Arten Freundinnen.

A 54 Zu F. v. Müller, 25. September 1824.

„Die Freundinnen teilen sich in zwei Klassen, in solche, die action à distance haben, und in solche, die nur in Gegenwart etwas sind. Mit jenen unterhalte ich mich oft lange im Geiste, diese sind mir rein nichts, wenn ich sie nicht vor mir sehe." [M.]

Über action à distance, Wirkung in die Ferne, vgl. A 26.

Geringe Sinnlichkeit.

A 55 F. v. Müller, 8. Juni 1821.

Goethe sprach von Fräulein Caspers in Wien, die ihn habe grüßen lassen, und daß sie eines jener lieblichen, aber neutralen, adiaphoren weiblichen Wesen sei, die, mit geringer Sinnlichkeit ausgestattet, um so sicherer durch die Welt gehen, weil sie eben nicht mehr anreizen, als daß man gerne bei ihnen verweilt. [M.]

Goethe meint die sehr schöne Fanny (Fanisca) Caspers, die mit ihrer Schwester zusammen von 1800—1802 am weimarischen Theater war, auch von Schiller sehr geschätzt wurde. Sie war damals mit einem reichen Apotheker aus Zittau verlobt, ohne ihn zu lieben; um 1819 erweckte sie in Rom, wo sie sich als Gesellschafterin einer ungarischen Fürstin aufhielt, Thorwaldsens Liebe. Erst 1823 verheiratete sie sich mit dem Bankier Doré. Sie starb 1835. — Den Ausdruck adiaphor (gleichgültig, Mittelding) gebraucht Goethe vermutlich als Leser des Chemikers Winterl, der ihn für solche Substanzen anwendet, die weder merklich als Säuren, noch als Basen wirken.

Gefährlichkeit der Frauen.

A 56 Zu Riemer, 29. Mai 1811.

„Wenn die Männer sich mit den Weibern schleppen, wie Stolberg mit der ***, Werner mit der ***, so werden sie gleichsam abgesponnen wie ein Wocken." [R.]

Zacharias Werner schloß und löste drei Ehen und hatte stets mit Frauen zu tun. In Weimar hing ihm die Frau v. Schardt, Schwägerin der Frau v. Stein, am meisten an. Vgl. Willemers Verhältnisse zu Frauen Q 86.

A 57 Zu F. v. Müller, 14. Dezember 1808.

„Es ist unglaublich, wie der Umgang der Weiber herabzieht." [M.]

Goethe dachte hierbei an Karoline Jagemann und ihren Einfluß auf den Herzog, besonders in seinem Vorgehen gegen den Sänger Morhard.

A 58 Zu F. v. Müller, 2. November 1824.

Jacobi sei auch so ein Hans Dampf gewesen, der mit klugen Frauen in Korrespondenz sich eingelassen, was zu nichts führe. [M.]

Über Jacobi s. Q 39—42.

A 59 Eckermann, 16. März 1831.

Es wurde das unedle Benehmen Tells gegen den flüchtigen Herzog von Schwaben erwähnt; Goethe sagte:

„Schiller war dem Einfluß der Frauen unterworfen wie Andere auch, und wenn er in diesem Falle so fehlen konnte, so geschah es mehr aus solchen Einwirkungen als aus seiner eigenen guten Natur.“ [E.]

A 60 Zu Riemer, 6. September 1810.

„Wer die Weiber haßt, ist im Grunde galanter gegen sie, als wer sie liebt; denn jener hält sie für unüberwindlich, dieser hofft noch mit ihnen fertig zu werden.“ [R.]

Günstige Ehen.

A 61 Zu Riemer, 5. März 1809.

„Eine stille ernsthafte Frau ist übel daran mit einem lustigen Manne. Ein ernsthafter Mann nicht so mit einer lustigen Frau.“ [R.]

Riemer bemerkt dazu: „Ist im Grunde Goethes und der Vulpia eigenes Verhältnis zu einander.“ Bei dem ersten Satze kann man an das herzogliche Paar Karl August und Luise denken.

Liebe zum andern Geschlecht.

Wünsche der Geschlechter von einander.

A 62a Zu Riemer, 2. August 1807.

„Der Mann soll gehorchen, das Weib soll dienen. Beide streben nach Herrschaft. Jener erreicht sie durch Gehorchen, diese durch Dienen. Gehorchen ist dicto audientem esse; dienen heißt zuvorkommen. Jedes Geschlecht verlangt von dem andern, was es selbst leistet, und erfreut sich dann erst;

der Mann, wenn ihm das Weib gehorcht (was er selbst tut und tun muß); das Weib, wenn ihr der Mann dient, zuvorkommt, aufmerksam, galant und wie es heißen mag ist. So tauschen sie in der Liebe ihre Rollen um: der Mann dient, um zu herrschen, das Weib gehorcht, um zu herrschen." [R 2.]

Dicto audientem esse: auf den Befehl hören.

Männliche und weibliche Liebe.

A 62 b Zu Riemer, 15. Mai 1808.

„Die Liebe der Frauen ist meistens eine pflichteifrige, die der Männer eine enthusiastische." [R.]

Riemer hat diese Notiz in lateinischer Sprache.

Unfreiwilligkeit der Liebe.

A 63 Zu Riemer, 11. Juli 1810.

„Lieben heißt leiden. Man kann sich nur gezwungen (natura) dazu entschließen, d. h. man muß es nur, man will es nicht.

In der Jugend und Liebe macht man die frais von allem und hält die Weiber frei in Witz, Geist und Liebenswürdigkeit." [R.]

Natura: durch das in uns liegende Naturgesetz; frais: Kosten.

Erste Liebe.

A 64 Zu Riemer, 27. Juni 1811.

„Zu der Zeit liebt sich's am besten, wenn man noch denkt, daß man allein liebt und noch kein Mensch so geliebt hat und lieben werde." [R 2.]

Selbstbetrug in der Liebe.

A 65 Zu Riemer, 7. Juni 1813.

„Die wenigsten Menschen lieben an dem Andern das, was er ist. Nur das, was sie ihm leihen, sich, ihre Vorstellung von ihm lieben sie." [R 2.]

A 66 Zu Riemer, zw. 1804 und 1812.

„Die Liebe ist eine Konservationsbrille, aber nur für den Gegenstand, den man damit betrachtet, nicht für uns.

Sonst sieht man doch mit der Brille schärfer und deutlicher; mit dieser Brille aber verschwindet aller Mangel und Fehler, und lauter Dinge, die nicht da sind, wenn man die bloßen Augen braucht, kommen erst hier zum Vorschein.

Zwar kommen auch Mängel und Fehler zum Vorschein, nämlich Tugenden und Eigenschaften, welche fehlen, sobald man den Gegenstand mit bloßen Augen sieht." [R.]

Unter Konservationsbrille verstand man eine solche, durch die man etwas schwächer sieht als durch die höhere Nummer, die eigentlich unserm Auge angemessen ist. Man vermeidet diese schärfere, weil sie das Auge schmerzen macht und anstrengt, während die etwas schwächere das Auge konserviert. — Der erste Satz „die Liebe — für uns" findet sich in R 2 unter dem 29. Januar 1804.

Liebe und Grausamkeit.

A 67 Zu Riemer 7. Juli 1811.

„Beide Geschlechter besitzen eine Grausamkeit gegen einander, die sich vielleicht in jedem Individuum zuzeiten regt, ohne gerade ausgelassen werden zu können: bei den Männern die Grausamkeit der Wollust, bei den Weibern die des Undanks, der Unempfindlichkeit, des Quälens u. a. m." [R.]

Eifersucht.

A 68 F. v. Müller, 1. März 1819.

„Eifersucht ist Ahndung fremder Wahlverwandtschaft.“ [M.]

Liebe bei Kulturmenschen.

A 69 Zu Riemer, 24. März 1807.

„Die Liebe, wie sie modern erscheint, ist ein Gesteigertes. Es ist nicht mehr das erste einfache Naturbedürfnis und Naturäußerung, sondern ein in sich kohobiertes, gleichsam verdichtetes und so gesteigertes Wesen.

Es ist einfältig, diese Art zu verwerfen, weil sie auch noch einfach existiert und existieren kann.

Wenn man in Küche und Keller ein Gesteigertes sucht und darauf ausgeht, warum soll man nicht auch diesen Genuß für die Darstellung oder für das unmittelbare Empfinden steigern dürfen und können?

Jeder Koch macht auf diese Weise seine Brühen und Saucen appetitlicher, daß er sie in sich kohobiert.“ [R.]

Kohobation ist zweite, gesteigerte Destillation.

Was die Liebe erregt.

A 70 Eckermann, 2. Januar 1824.

Bei Goethe zu Tisch, in heiteren Gesprächen. Eine junge Schönheit der weimarischen Gesellschaft kam zur Erwähnung, wobei einer der Anwesenden bemerkte, daß er fast auf dem Punkte stehe, sie zu lieben, obgleich ihr Verstand nicht eben glänzend zu nennen.

„Pah!“ sagte Goethe lachend, „als ob die Liebe etwas mit dem Verstande zu tun hätte! Wir lieben an einem jungen Frauenzimmer ganz andere Dinge als den Verstand. Wir lieben an ihr das Schöne, das Jugendliche, das Neckische, das Zutrauliche, den Charakter, ihre Fehler, ihre Kapricen und Gott weiß was alles Unaussprechliche sonst; aber wir lieben nicht ihren Verstand. Ihren Verstand achten wir, wenn er

glänzend ist, und ein Mädchen kann dadurch in unseren Augen unendlich an Wert gewinnen. Auch mag der Verstand gut sein, uns zu fesseln, wenn wir bereits lieben; allein der Verstand ist nicht dasjenige, was fähig wäre, uns zu entzünden und eine Leidenschaft zu erwecken." [E.]

Lili Schönemann.

A 71 Zu Soret, 5. März 1830.

Als eben ein Fräulein v. Türckheim, die eine Enkelin der Lili Schönemann war, Weimar wieder verlassen hatte und Soret diese junge Dame sehr rühmte, sagte Goethe:

„Indem Sie zu mir mit Interesse von dem jungen liebenswürdigen Mädchen sprechen, die uns eben verlassen hat, rufen Sie all meine alten Erinnerungen wieder wach und lassen mich in einer andern Zeit wieder aufleben bei ihr, die die erste war, für welche ich eine ebenso tiefe als wahre Neigung gefaßt hatte, ja vielleicht auch die letzte; denn derartige Beziehungen, wie sie mich in der Folge beschäftigten, waren im Vergleich zu jener sehr flüchtige. Niemals bin ich meinem Glücke so nahe gewesen. Ja, ich liebte sie ebenso wie sie mich liebte; es gab kein unbezwingbares Hindernis, und doch habe ich sie nicht freien können. Diese Neigung hatte etwas so Zartes und Eigentümliches, daß es bei der Darstellung der einzelnen Vorgänge, die ich gegeben habe, meinen Stil beeinflußte; Sie würden, wenn Sie sie lesen, nichts Ähnliches darin finden mit den Ideen von Liebe, wie man sie in den Romanen antrifft. Ach, mein lieber Freund, man muß es verstehen, sich mit dem Leben abzufinden, um es zu ertragen und sich nicht überwältigen zu lassen!" [S.]

Soret fügt hinzu: „Nach glaubwürdigen Nachrichten wissen wir, daß Lili bereit war, jene Schwierigkeiten zu beseitigen, indem sie Goethe in die Vereinigten Staaten begleiten wollte. Obwohl wir ermächtigt sind, über ihre gegenseitigen Opfer eingehender zu sprechen, glauben wir doch, uns für jetzt auf diese Andeutung beschränken zu müssen." —

Als Goethe mit Sulpiz Boisserée am 3. Oktober 1815 von Heidelberg nach Karlsruhe fuhr, kam er von Willemers und der Gerbermühle auch auf Lili zu sprechen. Boisserée notiert aus Goethes Munde: „Alte Erinnerungen: wie oft Goethe den Pfad durch die Gerbermühle gegangen nach Offenbach zur Schönemann. Liebesgeschichte. Seine Lieder an Lili. Braut und Bräutigam. Wie sie allmählich von einander entfernt worden durch einen Dritten, ohne es selbst zu wissen. Religionsverhältnisse waren erster Anlaß, sie ist reformiert, er lutherisch. Sie sind unglücklich, wie die Kinder, die ein Leid haben und es sich wechselseitig klagen und nicht wissen warum. Dorville, ein Pfarrer, ist im Spiel. Sie hat ihm den größten Teil ihrer höhern Bildung zu danken. Vorher Gleichgültigkeit gegen die Welt, wie es sich bei Mädchen in einem reichen Kaufmannshaus, die alle Tage von Gesellschaft umgeben sind von frühester Jugend her, leicht einfinden muß, wenn sie nicht selbst flach und leer sind. — Er spricht von seiner Verlegenheit wegen dieser Geliebten, die Lebensbeschreibung fortzusetzen; ich suche sie ihm auszureden."

Ulrike v. Levetzow.

A 72 F. v. Müller, 23. September 1826.

Sein Unmut, sich nach dem heiteren Aufenthalt in Marienbad wieder hier eingeengt zu befinden, machte sich vielfach bemerkbar. Als ich ihn zu täglichen Spazierfahrten antrieb, sagte er: „Mit wem soll ich fahren, ohne Langeweile zu empfinden? Die Staël hat einst ganz richtig zu mir gesagt: Il vous faut de la séduction. Und als ich Ottilien und Ulriken anführte, erwiderte er:

„Wen man täglich von früh bis abend sieht, der kann uns nicht mehr verführen. Ja, ich bin wohl und heiter heimgekehrt, drei Monate lang habe ich mich glücklich gefühlt, von einem Interesse zum anderen, von einem Magnet zum anderen gezogen, fast wie ein Ball hin und her geschaukelt, aber nun ruht der Ball wieder in der Ecke, und ich muß mich den Winter durch in meiner Dachshöhle vergraben und zusehen, wie ich mich durchflicke." [M.]

Der Kanzler fügt hinzu: „Wie schmerzlich ist es doch, solch eines Mannes innere Zerrissenheit zu gewahren, zu sehen, wie das verlorene Gleichgewicht seiner Seele sich durch keine Wissenschaft, keine Kunst wiederherstellen läßt, ohne die gewaltigsten Kämpfe, und wie die reichsten Lebenserfahrungen, die hellste Würdigung der Welt-

verhältnisse ihn davor nicht schützen konnten. Das Wort der Frau v. Staël: „Sie müssen verführt werden." — Ottilie und Ulrike: Goethes Schwiegertochter und ihre Schwester Ulrike v. Pogwisch. — Ursache von Goethes Glück und der nachfolgenden Zerrissenheit war seine Liebe zu der jugendlichen Ulrike v. Levetzow.

Liebe zum gleichen Geschlecht.

A 73 F. v. Müller, 7. April 1830.

[Es] fiel das Gespräch auf Griechische Liebe und auf Johannes Müller.

Er entwickelte, wie diese Verirrung eigentlich daher komme, daß nach rein ästhetischem Maßstab der Mann immerhin weit schöner, vorzüglicher, vollendeter wie die Frau sei. Ein solches einmal entstandenes Gefühl schwenke dann leicht ins Tierische, grob Materielle hinüber. Die Knabenliebe sei so alt wie die Menschheit, und man könne daher sagen, sie liege in der Natur, ob sie gleich gegen die Natur sei. [M.]

Mit Johannes Müller ist der bekannte Geschichtschreiber und Staatsmann J. v. Müller (1752—1809) gemeint. Goethe sagte von ihm, als er 1788 zu Besuch in Weimar war, er sehe wie ein Domherr aus; das war auch eine Andeutung auf seine geschlechtliche Natur. Von Goethes Zeitgenossen standen außer Müller im Rufe konträr-sexueller Veranlagung Winckelmann, Cagliostro, Canova, Wilhelm v. Schlegel (vgl. C 119), Iffland, Graf Platen (vgl. P 52), Byron; vgl. auch Goethes Bemerkungen über seine Schwester und Fanny Caspers, Q 2 und A 53. — Über die Schönheit der Geschlechter sagte Goethe am 20. November 1806 zu Riemer: „Der Streit, ob die männliche Schönheit in ihrer Vollkommenheit oder die weibliche in ihrer Art höher stehe, kann nur aus der größeren oder geringeren Annäherung der männlichen oder weiblichen Form an die *Idee* geschlichtet werden. Nun reicht die männliche aber mehr an die Idee, denn in ihr hört das Reale auf; des Mannes Bildung geht offenbar über die des Weibes hinaus und ist keineswegs die vorletzte Stufe." Goethe führte diese Gedanken physiologisch-anatomisch aus, Riemer teilt das aber nicht mit.

Glücklich, lustig und witzig sein.

Glück.

A 74 Riemer, 1. Februar 1808.

Goethe äußerte über Zacharias Werner und seine Prahlerei:

„Nur die ungebildete Seite an uns ist es, von der her wir glücklich sind. Jeder Mensch hat so eine.“ [R 2.]

Ganz ähnlich E 7: „Wir sind nicht glücklich durch unsere Tugenden usw.“

A 75 F. v. Müller, 30. Mai 1814.

Goethe animierte mich sehr zu einer Reise nach Italien. Biester habe sie einst in drei Monaten gemacht. Plötzlich blieb er vor [einem großen, an der Wand hängenden Plane] Roms sinnend stehen und zeigte auf Ponte molle, über welchen man, von Norden herkommend, in die ewige Roma einzieht.

„Euch darf ich's wohl gestehen, seit ich über den Ponte molle heimwärts fuhr, habe ich keinen rein glücklichen Tag mehr gehabt.“

Und dabei waltete tiefe Rührung über seinen Zügen.

„Ich lebte zehn Monate lang zu Rom ein zweites akademisches Freiheitsleben, die vornehmere Gesellschaft ganz vermeidend, weil ich diese ja zu Hause schon habe.“ [M.]

Johann Erich Biester aus Lübeck (1749—1816) war Bibliothekar der Kgl. Bibliothek in Berlin und Herausgeber der ‚Berlinischen Monatsschrift‘.

A 76 Zu Eckermann, 27. Januar 1824.

„Wenn ich auf mein früheres und mittleres Leben zurückblicke und nun in meinem Alter bedenke, wie wenige noch von denen übrig sind, die mit mir jung waren, so fällt mir immer der Sommeraufenthalt in einem Bade ein. Sowie man ankommt, schließt man Bekanntschaften und Freundschaften mit solchen, die schon eine Zeitlang dort waren und die in den nächsten Wochen wieder abgehen. Der Verlust ist schmerzlich. Nun hält man sich an die zweite Generation,

mit der man eine gute Weile fortlebt und sich auf das innigste verbindet. Aber auch diese geht und läßt uns einsam mit der dritten, die nahe vor unserer Abreise ankommt und mit der man auch gar nichts zu tun hat.

Man hat mich immer als einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen; auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht schelten. Allein im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen fünfundsiebzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steins, der immer von neuem gehoben sein wollte. Meine Annalen werden es deutlich machen, was hiermit gesagt ist. Die Ansprüche an meine Tätigkeit, sowohl von außen als innen, waren zu viele.

Mein eigentliches Glück war mein poetisches Sinnen und Schaffen. Allein wie sehr war dieses durch meine äußere Stellung gestört, beschränkt und gehindert! Hätte ich mich mehr vom öffentlichen und geschäftlichen Wirken und Treiben zurückhalten und mehr in der Einsamkeit leben können, ich wäre glücklicher gewesen und würde als Dichter weit mehr gemacht haben. So aber sollte sich bald nach meinem ‚Götz' und ‚Werther' an mir das Wort eines Weisen bewähren, welcher sagte: Wenn man der Welt etwas zuliebe getan habe, so wisse sie dafür zu sorgen, daß man es nicht zum zweitenmal tue.

Ein weitverbreiteter Name, eine hohe Stellung im Leben sind gute Dinge. Allein mit all meinem Namen und Stande habe ich es nicht weiter gebracht, als daß ich, um nicht zu verletzen, zu der Meinung Anderer schweige. Dieses würde nun in der Tat ein sehr schlechter Spaß sein, wenn ich dabei nicht den Vorteil hätte, daß ich erfahre, wie die anderen denken, aber sie nicht, wie ich." [E.]

Karl Friedrich Anton v. Conta schrieb kurz nach Goethes Tode: „Als ich gegen Goethes noch lebenden ältesten Freund, den Hofrat Meyer, Goethe als den glücklichsten Sterblichen pries, der wohl je gelebt habe, leugnete er das und behauptete, das Unangenehme, das Goethe, oft durch eigene Schuld, zu tragen gehabt, wiege reichlich

auf, was ihm Erfreuliches begegnet sei, und gerade das Übermaß von Lob, welches ihm erteilt worden, habe ihm die bittersten Kränkungen bereitet, indem es die Gegner zu desto bittererem Tadel aufgefordert habe. Scheinbar sei zwar Goethe gegen alles ihm von außen kommende Mißbeliebige unempfindlich gewesen, aber nur scheinbar, in der Tat habe er um so tiefer gefühlt. Verschiedene Beispiele, die wir hierauf gemeinschaftlich sammelten, scheinen auch diese Behauptung allerdings zu bestätigen." —

Zu F. v. Müller sagte Goethe am 6. März 1830:

„Was ist denn überhaupt am Leben? Man macht alberne Streiche, beschäftigt sich mit niederträchtigem Zeug, geht dumm auf's Rathaus, klüger herunter, am andern Morgen noch dümmer hinauf."

A 77 Zu Eckermann, 9. Oktober 1828.

„Ich kann es dem Guten nicht verargen, daß er von Italien mit solcher Begeisterung redet; weiß ich doch, wie mir selber zumute gewesen ist! Ja, ich kann sagen, daß ich nur in Rom empfunden habe, was eigentlich ein Mensch sei. Zu dieser Höhe, zu diesem Glück der Empfindung bin ich später nie wieder gekommen; ich bin, mit meinem Zustande in Rom verglichen, eigentlich nachher nie wieder froh geworden." [E.]

Der „Gute" ist Karl Wilhelm Göttling (1793—1869); er war seit 1822 Professor der klassischen Philologie in Jena.

Ernst.

A 78 Zu Riemer, 5. März 1809.

„Beständiger Ernst hat zum Vorteil, daß er dann und wann auch recht lustig wird und so zu einem Gipfel kommt. Beständige Lustigkeit kann dem Fall nicht entgehen, daß sie auch manchmal in Verzweiflung und Mißmut gerät." [R.]

Humor.

A 79 F. v. Müller, 6. Juni 1824.

Einige Anekdoten, die ich von Kirchnern in Frankfurt erzählte, brachten das Gespräch auf Humor.

Goethe: „Nur wer kein Gewissen oder keine Verantwortung hat, kann humoristisch sein. Musäus konnte es sein, der seine Schule schlecht genug versah und sich um nichts und um niemanden bekümmerte. Freilich, humoristische Augenblicke hat wohl jeder; aber es kommt darauf an, ob der Humor eine beharrliche Stimmung ist, die durch's ganze Leben geht."

„Wahrscheinlich deswegen," sagte ich, „weil dem Humoristen mehr an seiner Stimmung als an dem Gegenstand gelegen ist, weil er jene unendlich höher als diese anschlägt."

Goethe: „Ganz recht kommentiert, und sogar ganz in meinem Sinne! Wieland z. B. hatte Humor, weil er ein Skeptiker war, und den Skeptikern ist es mit nichts ein großer Ernst. Wieland hielt sich niemandem responsabel, nicht seiner Familie, nicht seinem Fürsten, und handelte auch so. Wem es aber bitterer Ernst ist mit dem Leben, der kann kein Humorist sein. Wer untersteht sich denn, Humor zu haben, wenn er die Unzahl von Verantwortlichkeiten gegen sich selbst und Andere erwägt, die auf ihm lasten? wenn er mit Ernst gewisse bestimmte Zwecke erreichen will? Unter den großen Staatsmännern hat bloß der Herzog von Ossuña Humor gehabt, aber aus Menschenverachtung. Doch damit will ich den Humoristen keine Vorwürfe machen. Muß man denn gerade ein Gewissen haben? Wer fordert es denn?" [M.]

Don Pedro Tellez y Giron, Herzog von Ossuna (1579—1624) diente unter Philipp II. und Philipp III. von Spanien, war auch Vizekönig von Sizilien und Neapel. — Musäus, der bekannte Märchendichter, war Lehrer am Gymnasium in Weimar. — Kirchner: Pfarrer in Frankfurt. „Er ist ein kluger Schelm, der klügste in Frankfurt," sagte Goethe am selben Tage zum Kanzler.

Witz.

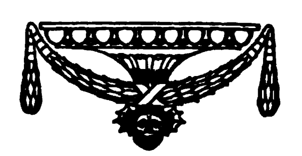
A 80 Riemer, 20. Februar 1809.

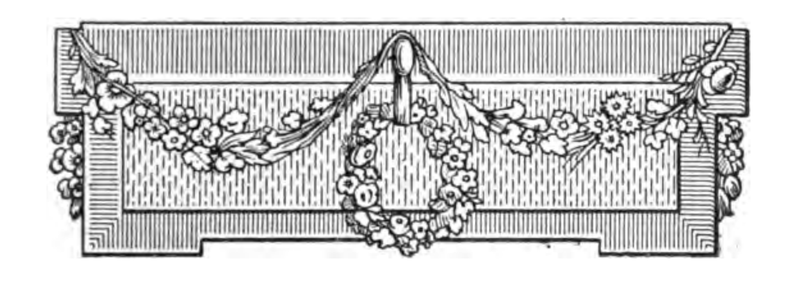
„Der Witz setzt immer ein Publikum voraus. Darum kann man den Witz auch nicht bei sich behalten. Für sich allein ist man nicht witzig. Alle andern Empfindungen genießt man für sich allein: Liebe, Hoffnung usw. — Der Witz wird immer für ein Anzeichen eines kalten Gemüts gehalten; er ist nur das eines besonnenen, freien, schwebenden, das sich von den Gegenständen losmachen kann. (Daher sagt man, daß er niemandes, auch des Freundes nicht, schone.)

Der Witz gehört unter den Spieltrieb. Das Spiel offenbart die große Freiheit des Geistes. Das Spiel will nicht die Realität, sondern den Schein. Der Schein ist mit der Idee nahe verwandt. Er ist gleichsam das Bild, das Gemälde von der Idee. Ja er ist die Idee selbst mit dem Minimo von Realität verkörpert oder daran offenbart." [R.]

Verweisungen.

Antinomie der Vorstellungen C 7; Aperçu C 54; Eigenheit E 21; Eitelkeit E 19, 20; Genie E 22, 23; Idealismus D 9, E 2; Künstlerisches Wesen H 1—28; Widerspruchsgeist C 2—4; Wissenstrieb C 1.





B. Die Ausbildung des Menschen.

Eigenschaften und Rechte der Lebensalter.

Das Recht der Jugend.

B 1 Zu Eckermann, 17. Januar 1827.

„Wenn auch die Welt im ganzen vorschreitet, die Jugend muß doch immer wieder von vorn anfangen und als Individuum die Epochen der Weltkultur durchmachen. — Mich irritiert das nicht mehr, und ich habe längst einen Vers darauf gemacht, der so lautet:

> Johannisfeuer sei unverwehrt,
> Die Freude nie verloren!
> Besen werden immer stumpf gekehrt
> Und Jungens immer geboren.

Ich brauche nur zum Fenster hinauszusehen, um in straßenkehrenden Besen und herumlaufenden Kindern die Symbole der sich ewig abnutzenden und immer sich verjüngenden Welt beständig vor Augen zu haben. Kinderspiele und Jugendvergnügungen erhalten sich daher und pflanzen sich von Jahrhundert zu Jahrhundert fort; denn so absurd sie auch einem

reiferen Alter erscheinen mögen, Kinder bleiben doch immer Kinder und sind sich zu allen Zeiten ähnlich. Deshalb soll man auch die Johannisfeuer nicht verbieten und den lieben Kindern die Freude daran nicht verderben." [E.]

Der Vers und der letzte Satz bezieht sich auf ein in Jena erfolgtes Verbot (vgl. Annalen von 1804). Ebendort formulierte ein Menschenalter später Ernst Häckel das „biogenetische Grundgesetz", das im ersten Satze oben (allerdings ohne Beziehung auf den Embryo) schon ausgesprochen ist. Vgl. B 3, 4.

Heimlichkeiten vor Kindern.

B 2 Soret, 17. März 1830.

[Goethe] kam auf seine Ansicht zurück, daß es unnütz wäre, Kindern die Romanlektüre und den Besuch des Theaters selbst bei unmoralischen Stücken zu verbieten, da ja dergleichen Dinge vor unseren Augen im gewöhnlichen Leben so häufig vorkommen, ebenso romantisch oder skandalös wie in der Dichtung. Ich [Soret] warf ihm ein, Kinder solle man davor bewahren. Goethe und Riemer aber traten in ganz annehmbarer Weise für die Ansicht ein, daß diese Vorsicht unnütz wäre. Die Kinder haben wie die Hunde einen so feinen Geruchssinn, daß sie alles und vor allem das Schlechte entdecken.

„Man hatte", fuhr Goethe fort, „einmal von mir in der Gesellschaft schlecht geredet; es betraf sogar eine wichtige Sache, und ich war interessiert zu wissen, woher der Streich stammte. Überall in Weimar hegte man sonst Wohlwollen gegen mich; ich fing also an, die Kinder meiner Bekannten und Nachbarn auszufragen. Mit einem Male begegne ich ein paar mir bekannten Knaben, die mich auf der Straße nicht mehr grüßten; das war ein Faden für mich, und ich entdeckte bald, daß ihre Eltern es waren, die ihrer Zunge zu meinem Nachteil freien Lauf gelassen hatten." [S.]

Metamorphose der Pflanzen und Menschen.

B 3 Eckermann, 6. März 1831.

Wir reden von Kindern und deren Unarten, und er [Goethe] vergleicht sie den Stengelblättern einer Pflanze, die nach und nach von selber abfallen, und wobei man es nicht so genau und so streng zu nehmen brauche.

„Der Mensch hat verschiedene Stufen, die er durchlaufen muß, und jede Stufe führt ihre besonderen Tugenden und Fehler mit sich, die in der Epoche, wo sie kommen, durchaus als naturgemäß zu betrachten und gewissermaßen recht sind. Auf der folgenden Stufe ist er wieder ein Anderer; von den früheren Tugenden und Fehlern ist keine Spur mehr, aber andere Arten und Unarten sind an deren Stelle getreten. Und so geht es fort, bis zu der letzten Verwandlung, von der wir noch nicht wissen, wie wir sein werden." [E.]

B 4a Eckermann, 12. April 1829.

Goethe: „Bei den Briefen, die ich [während meines zweiten Aufenthaltes in Rom] geschrieben, sehe ich recht deutlich, wie man in jedem Lebensalter gewisse Avantagen und Desavantagen in Vergleich zu früheren oder späteren Jahren hat. So war ich in meinem vierzigsten Jahre über einige Dinge vollkommen so klar und gescheit als jetzt und in manchen Hinsichten sogar besser; aber doch besitze ich jetzt in meinem achtzigsten Vorteile, die ich mit jenen nicht vertauschen möchte."

Eckermann: „Während Sie dieses reden, steht mir die Metamorphose der Pflanze vor Augen, und ich begreife sehr wohl, daß man aus der Periode der Blüte nicht in die der grünen Blätter, und aus der des Samens und der Früchte nicht in die des Blütenstandes zurücktreten möchte."

Goethe: „Ihr Gleichnis drückt meine Meinung vollkommen aus. Denken Sie sich ein recht ausgezacktes Blatt, ob es aus dem Zustande der freiesten Entwicklung in die dumpfe Beschränktheit der Kotyledone zurück möchte? Und nun ist sehr artig, daß

wir sogar eine Pflanze haben, die als Symbol des höchsten Alters gelten kann, indem sie über die Periode der Blüte und der Frucht hinaus ohne weitere Produktion noch munter fortwächst." [E.]

Kotyledonen sind Samenlappen und Keimblätter. Die zuletzt gemeinte Pflanze ist nach Dr. A. Bliedner (Stunden mit Goethe III) das Anthericum comosum, auch Cordyline vivipara, und Sternbergs Grünlilie genannt. Goethe nannte sie auch „die Luftpflanze" oder „Luftwurzel".

Metamorphose der Tiere und Menschen.

B 4b Zu Riemer, den 29. Juni 1811.

Über die verschiedenen Systeme bei den Insekten, wo eins das andere aufzehrt und sich in's andere verwandelt.

„So auch im Menschen. Im Kinde die Vernunft schon, auf eine andere Weise; dann der Verstand, bei eintretender Pubertät; dann der Ehrgeiz; dann der Nutzen; zuletzt wieder die Vernunft, aber nicht bei allen Menschen, denn viele bleiben beim Nutzen stehen." [R 2.]

Jugendtorheiten als Notwendigkeit.

Soret, 22. Dezember 1823.

Frau v. Goethe trat herein, um ihren Schwiegerpapa zu benachrichtigen, daß sie nach Berlin zu reisen im Begriff sei, um dort mit ihrer nächstens zurückkommenden Mutter zusammenzutreffen.

Als Frau v. Goethe gegangen war, scherzte Goethe mit mir über die lebendige Einbildungskraft, welche die Jugend charakterisiere.

„Ich bin zu alt, um ihr zu widersprechen und ihr begreiflich zu machen, daß die Freude, ihre Mutter dort oder hier zuerst wiederzusehen, ganz dieselbige sein würde. Diese Winterreise ist viel Mühe um nichts; aber ein solches Nichts ist der Jugend oft unendlich viel. Und im ganzen genommen, was tut's! Man muß oft etwas Tolles unternehmen, um nur wieder eine Zeitlang leben zu können. In meiner Jugend habe ich es nicht besser gemacht, und doch bin ich noch ziemlich mit heiler Haut davongekommen." [S.]

B 6 Zu F. v. Müller, 18. Mai 1821.

„Bei jenem Streifzug in die Harzgebirge holte ich einst, auf Trebras Schultern gestiegen, ein merkwürdig Mineral mit vieler Gefahr von seiner Bildungsstätte, vom Felsen herab. ‚Wir müssen erst noch berühmt werden, ehe wir den Hals brechen, darum hat es jetzt keine Gefahr,‘ sagte ich scherzend zu Trebra. Ich besitze noch eine kleine polierte Marmorplatte aus jenen Gegenden mit der von Trebra aufgesetzten Inschrift jener Worte.

Ja, wenn man in der Jugend nicht tolle Streiche machte und mitunter einen Buckel voll Schläge mit wegnähme, was wollte man denn im Alter für Betrachtungsstoff haben?“ [M.]

Friedrich Wilhelm Heinrich v. Trebra (1740—1819), gestorben als Oberberghauptmann in Freiberg, trat, als er die weimarische Regierung wegen des Silberbergwerks in Ilmenau beriet, Goethe nahe. Obige Erinnerung bezieht sich auf Goethes zweite Harzreise, die er zusammen mit dem jungen Fritz v. Stein im September 1783 machte; Trebra war damals in Zellerfeld angestellt; das gefährliche Unternehmen geschah auf dem Wege vom Oderteich nach Andreasberg an der Rehberger Klippe.

Gleiches Recht der Lebensalter.

B 7 Zu Eckermann, 17. Februar 1831.

„Man meint immer, man müsse alt werden, um gescheit zu sein; im Grunde aber hat man bei zunehmenden Jahren zu tun, sich so klug zu erhalten, als man gewesen ist. Der Mensch wird in seinen verschiedenen Lebensstufen wohl ein anderer, aber er kann nicht sagen, daß er ein besserer werde, und er kann in gewissen Dingen so gut in seinem zwanzigsten Jahre recht haben als in seinem sechzigsten.

Man sieht freilich die Welt anders in der Ebene, anders auf den Höhen des Vorgebirges, und anders auf den Gletschern des Urgebirges. Man sieht auf dem einen Standpunkt ein Stück Welt mehr als auf dem anderen; aber das ist auch alles, und man kann nicht sagen, daß man auf dem einen mehr recht hätte als auf dem anderen. Wenn daher

ein Schriftsteller aus verschiedenen Stufen seines Lebens Denkmale zurückläßt, so kommt es vorzüglich darauf an, daß er ein angeborenes Fundament und Wohlwollen besitze, daß er auf jeder Stufe rein gesehen und empfunden, und daß er ohne Nebenzwecke gerade und treu gesagt habe, wie er gedacht. Dann wird sein Geschriebenes, wenn es auf der Stufe recht war, wo es entstanden, auch ferner recht bleiben, der Autor mag sich auch später entwickeln und verändern, wie er wolle.“ [E.]

Englische und deutsche Erziehung.

B 8 Eckermann, 12. März 1828.

Goethe: „Die Engländer scheinen vor vielen anderen etwas voraus zu haben. Wir sehen hier in Weimar ja nur ein Minimum von ihnen und wahrscheinlich keineswegs die besten, aber was sind das alles für tüchtige, hübsche Leute! Und so jung und siebzehnjährig sie hier auch ankommen, so fühlen sie sich doch in dieser deutschen Fremde keineswegs fremd und verlegen; vielmehr ist ihr Auftreten und ihr Benehmen in der Gesellschaft so voller Zuversicht und so bequem, als wären sie überall die Herren und als gehöre die Welt überall ihnen. Das ist es denn auch, was unsern Weibern gefällt und wodurch sie in den Herzen unserer jungen Dämchen so viele Verwüstungen anrichten.“

Eckermann: „Ich möchte jedoch nicht behaupten, daß unsere weimarischen jungen Engländer gescheiter, geistreicher, unterrichteter und von Herzen vortrefflicher wären als andere Leute auch.“

Goethe: „In solchen Dingen, mein Bester, liegt's nicht. Es liegt auch nicht in der Geburt und im Reichtum; sondern es liegt darin, daß sie eben die Courage haben, das zu sein, wozu die Natur sie gemacht hat. Es ist an ihnen nichts verbildet und verbogen, es sind an ihnen keine Halbheiten und Schiefheiten, sondern wie sie auch sind, es sind immer durchaus komplette Menschen. Auch komplette Narren mitunter, das gebe ich von Herzen zu; allein es ist doch was und hat doch auf der Wage der Natur immer einiges Gewicht,

Das Glück der persönlichen Freiheit, das Bewußtsein des englischen Namens und welche Bedeutung ihm bei andern Nationen beiwohnt, kommt schon den Kindern zugute, so daß sie sowohl in der Familie als in den Unterrichtsanstalten mit weit größerer Achtung behandelt werden und einer weit glücklich-freiern Entwicklung genießen als bei uns Deutschen.

Ich brauche nur in unserm lieben Weimar zum Fenster hinauszusehen, um gewahr zu werden, wie es bei uns steht. Als neulich der Schnee lag und meine Nachbarskinder ihre kleinen Schlitten auf der Straße probieren wollten, sogleich war ein Polizeidiener nahe, und ich sah die armen Dingerchen fliehen so schnell sie konnten. Jetzt, wo die Frühlingssonne sie aus den Häusern lockt und sie mit ihresgleichen vor ihren Türen gern ein Spielchen machten, sehe ich sie immer geniert, als wären sie nicht sicher und als fürchteten sie das Herannahen irgend eines polizeilichen Machthabers. Es darf kein Bube mit der Peitsche knallen oder singen oder rufen, sogleich ist die Polizei da, es ihm zu verbieten. Es geht bei uns alles dahin, die liebe Jugend frühzeitig zahm zu machen und alle Natur, alle Originalität und alle Wildheit auszutreiben, so daß am Ende nichts übrig bleibt als der Philister.

Sie wissen, es vergeht bei mir kaum ein Tag, wo ich nicht von durchreisenden Fremden besucht werde. Wenn ich aber sagen sollte, daß ich an den persönlichen Erscheinungen, besonders junger deutscher Gelehrten aus einer gewissen nordöstlichen Richtung, große Freude hätte, so müßte ich lügen. Kurzsichtig, blaß, mit eingefallener Brust, jung ohne Jugend: das ist das Bild der meisten, wie sie sich mir darstellen. Und wie ich mit ihnen mich in ein Gespräch einlasse, habe ich sogleich zu bemerken, daß ihnen dasjenige, woran Unsereiner Freude hat, nichtig und trivial erscheint, daß sie ganz in der Idee stecken und nur die höchsten Probleme der Spekulation sie zu interessieren geeignet sind. Von gesunden Sinnen und Freude am Sinnlichen ist bei ihnen keine Spur, alles Jugendgefühl und alle Jugendlust ist bei ihnen ausgetrieben, und zwar unwiederbringlich; denn wenn einer in seinem zwanzigsten

Jahre nicht jung ist, wie soll er es in seinem vierzigsten sein!" [E.]

Nachher sagte Goethe noch: „Wir wollen indes hoffen und erwarten, wie es etwa in einem Jahrhundert mit uns Deutschen aussieht, und ob wir es sodann dahin werden gebracht haben, nicht mehr abstrakte Gelehrte und Philosophen, sondern Menschen zu sein."

Ausbildung ist Pflicht — Natur und Kultur.

Pflicht, von Andern zu lernen.

B 9 F. v. Müller, 13. März 1818.

Gegen 11 Uhr langten wir [Julie v. Egloffstein u. a. auf der Dornburg] an. Eine Viertelstunde vorher ward der Weg steiniger, die Gegend öder, die Aussicht beschränkter; plötzlich tat das reizend blühende Saaltal in seiner ganzen Herrlichkeit sich unseren überraschten Blicken auf, und das Auge stürzte sich jubelnd und trunken die steilen Felsenabhänge hinab. Gastlich öffneten sich die Pforten des allerliebsten Feenschlößchens, das am schroffen Felsabhange wie durch Zauberei aufgerichtet scheint. Eilig durchflogen wir die Zimmer rechts und links, grüßten freudig die schönen Lahngegenden, die in bunten Landschaften hier aufgehängt sind und unter denen vorzüglich Weilburg und Limburg uns als alte Bekannte traulich ansprachen, und postierten uns dann sofort an das Eckfenster im Zimmer der Frau Großherzogin Luise, damit unsere eifrige Zeichnerin von hier aus einen Teil der Gegend, vom alten Schlosse gegen die Brücke hinab, aufnehmen könne. Wir mochten so etwa eine halbe Stunde am offenen Fenster gesessen haben, als durch den kleinen Garten unter dem Fenster ein stattlicher Mann ernst und feierlich aus den Gebüschen heranschritt.

Es war Goethe, der hochverehrte Meister, den ein Brief von mir gestern abend von unserer Hierherreise benachrichtigt und zu uns eingeladen hatte! — Jubelnd flogen wir ihm entgegen, und sein heiteres Auge lohnte unserer herzlichen Bewillkommnung. Alsobald mußte das Zeichnen fortgesetzt werden; mit der zärtlichsten Sorgfalt machte er auf alle kleinen Vorteile in Aufnahme und Behandlung des Gegenstandes aufmerksam und förderte so das begonnene Werk zum allerheitersten, bald lobend, bald scheltend.

„Ach! wärst du mein Töchterchen, wie wollt' ich dich einsperren, bis du dein Talent völlig und folgegerecht entwickelt hättest! Kein Stutzer sollte dir nahen, kein Heer von Freundinnen dich umlagern, Konvenienz und gesellige Ansprüche dich nimmer umgarnen; aber kopieren müßtest du mir von

früh bis in die Nacht, in systematischer Folge, und dann erst, wenn hierin genug geschehen, komponieren und selbständig schaffen. Nach Jahresfrist ließe ich dich erst wieder aus meinem Käfig ausfliegen und weidete mich dann am Triumphe deiner Erscheinung."

Unsere Zeichnerin zeigte aber keine sonderliche Lust, sich einer solchen Kunstdiät zu unterwerfen, obwohl sie mit der muntersten Laune den alten Meister beschwor, ihr seine strengen Lehren auch auf ihrem gewohnten Lebensgange nicht zu versagen. Er schüttelte skeptisch den Kopf, vermeinend:

solche hübsche Kinder horchten gar freundlich auf die Lehren der alten Murrköpfe, weil sie sich stillschweigend den Trost gäben, nur so viel davon zu befolgen, als ihnen gerade beliebte. „Willst du aber mein Engelchen [fuhr er fort] hierin wirklich eine Ausnahme machen, so fordere ich zur Probe dreißig Kopien von Everdingens in Kupfer gestochenen kleinen Landschaften, die ich dir zum Beginn eines folgerechten Portefeuille geben werde und setze dir sechzig Tage unerstreckliche Frist."

Die Freundin schrie hoch auf über die gewaltige Aufgabe; aber Goethe blieb unerbittlich und setzte wie ein wahrer Imperator hinzu:

„Wie du es ausführst, das ist deine Sache; genug, ich fordere es und weiche kein Haar breit von meinem Gebote ab." [M.]

Die Zeichnerin ist Gräfin Julia von Egloffstein. — Albert van Everdingen (1621—1675) war Landschaftsmaler und Kupferstecher; Goethe liebte namentlich seine Bilder zu Reinecke Fuchs. — Der Bericht ist sicherlich von einer der Egloffsteinschen Damen verfaßt, vom Kanzler nur abgeschrieben.

B 10 Boisserée, 5. Dezember 1815.

Mit Goethe bei Guaita [in Frankfurt]. Der junge Maler Ludwig Grimm zeigt seine Zeichnungen, Frau v. Savigny ist seine Beschützerin; übertriebenes Lob eines schönen Talents. Goethe sagt:

„Jeden Sommer wachsen Rosen, die Talente sind immer da, wenn sie nur entwickelt würden!" [B.]

Ludwig Grimm (1790—1863) war ein Bruder von Jakob und Wilhelm G.; Frau von Savigny war eine Schwester von Bettina und Klemens Brentano.

B 11 Eckermann, 13. Dezember 1826.

Über Tisch lobten die Frauen ein Porträt eines jungen Malers. „Und was bewundernswürdig ist," fügten sie hinzu, „er hat alles von selbst gelernt." Dieses merkte man denn auch besonders an den Händen, die nicht richtig und kunstmäßig gezeichnet waren.

Goethe: „Man sieht, der junge Mann hat Talent; allein daß er alles von selbst gelernt hat, deswegen soll man ihn nicht loben, sondern schelten. Ein Talent wird nicht geboren, um sich selbst überlassen zu bleiben, sondern sich zur Kunst und guten Meistern zu wenden, die denn etwas aus ihm machen. Ich habe dieser Tage einen Brief von Mozart gelesen, wo er einem Baron, der ihm Kompositionen zugesendet hatte, etwa folgendes schreibt: ‚Euch Dilettanten muß man schelten, denn es finden bei euch gewöhnlich zwei Dinge statt: entweder ihr habt keine eigene Gedanken, und da nehmt ihr fremde; oder wenn ihr eigene Gedanken habt, so wißt ihr nicht damit umzugehen.' Ist das nicht himmlisch? Und gilt dieses große Wort, was Mozart von der Musik sagt, nicht von allen übrigen Künsten?" [E.]

B 12 Eckermann, 1. April 1831.

[Goethe] zeigte mir ein Aquarellgemälde von Herrn von Reutern, einen jungen Bauern darstellend, der auf dem Markt einer kleinen Stadt bei einer Korb- und Deckenverkäuferin steht. Der junge Mensch sieht die vor ihm liegenden Körbe an, während zwei sitzende Frauen und ein dabeistehendes derbes Mädchen den hübschen jungen Menschen mit Wohlgefallen anblicken. Das Bild komponiert so artig, und der Ausdruck der Figuren ist so wahr und naiv, daß man nicht satt wird es zu betrachten.

Goethe: „Die Aquarellmalerei steht in diesem Bilde auf einer sehr hohen Stufe. Nun sagen die einfältigen Menschen, Herr von Reutern habe in der Kunst niemand etwas zu verdanken, sondern habe alles von sich selber. Als ob der Mensch etwas anderes aus sich selber hätte als die Dummheit und das Ungeschick! Wenn dieser Künstler auch keinen namhaften Meister gehabt, so hat er doch mit trefflichen Meistern verkehrt und hat ihnen und großen Vorgängern und der überall gegenwärtigen Natur das Seinige abgelernt. Die Natur hat ihm ein treffliches Talent gegeben, und Kunst

und Natur haben ihn ausgebildet. Er ist vortrefflich und in manchen Dingen einzig, aber man kann nicht sagen, daß er alles von sich selber habe. Von einem durchaus verrückten und fehlerhaften Künstler ließe sich allenfalls sagen, er habe alles von sich selber, allein von einem trefflichen nicht." [E.]

Auf Freiherrn Gerhard v. Reutern bezieht sich das Gedicht ‚Inschrift' in den Gedichten ‚An Personen'. Reutern war zuerst russischer Offizier gewesen; in der Schlacht bei Leipzig verlor er den rechten Arm und fing nun an, als Linkshändiger zu malen.

Beständige Erneuerung.

B 13 F. v. Müller, 24. April 1830.

Wir kamen auf Reiseprojekte und industrielle Unternehmungen zu sprechen, die er alle verwarf. Auf meine Bemerkung, daß er über diese Gegenstände sonst ganz anders gedacht, sagte er:

„Ei, bin ich denn darum achtzig Jahre alt geworden, daß ich immer dasselbe denken soll? Ich strebe vielmehr, täglich etwas anderes, Neues zu denken, um nicht langweilig zu werden. Man muß sich immerfort verändern, erneuen, verjüngen, um nicht zu verstocken." [M.]

Einer, der abgeschlossen hat.

B 14 In Gesellschaft, Ostern 1808.

„Neulich besuchte mich ein junger Mann, der soeben von Heidelberg zurückkehrte; ich konnte ihn kaum über neunzehn Jahre schätzen. Dieser versicherte mich im vollen Ernste, er habe nunmehr mit sich abgeschlossen, und da er wisse, worauf es eigentlich ankomme, so wolle er künftighin so wenig wie möglich lesen, dagegen aber in gesellschaftlichen Kreisen seine Weltansichten selbständig zu entwickeln suchen, ohne sich durch fremde Sprachen, Bücher und Hefte irgend darin hindern zu lassen. Das ist ein prächtiger Anfang! Wenn jeder nur erst wieder von Null ausgeht, da müssen die Fortschritte in kurzer Zeit außerordentlich bedeutend werden!" [F.]

Unwahre Kritik der Kultur.

B 15 Zu Böttiger 1796.

„[Iffland] setzt überall Natur und Kultur in einen falschen Kontrast. Kultur ist ihm immer die Quelle aller moralischen Verdorbenheit; wenn seine Menschen gut werden sollen, so kehren sie in den Naturstand zurück: der Hagestolze geht auf seine Güter und heiratet ein Bauernmädchen usw. Dies ist ein ganz falscher Gesichtspunkt, aus welchem er alle Kultur verunglimpft, da vielmehr das Geschäft eines Schauspieldichters in unserm Zeitalter sein sollte, zu zeigen, wie die Kultur von Auswüchsen gereinigt, veredelt und liebenswürdig gemacht werden könne. Die Idyllenszenen aus Arkadien, die in Ifflands Stücken so wohlgefallen, sind eine süße, aber darum nur um so gefährlichere Schwärmerei. Freilich sieht er auch in M[annheim] die Grundsuppe der sog. Kultur in ihrer hassenswürdigsten Abscheulichkeit. Losgerissen von diesen herzlosen Modepuppen, würde er auch ganz andere Charaktere zeichnen und ganz neue Ansichten in seine Stücke bringen können.“ [Bö.]

Das Ungeheuere in der Kultur.

B 16 Zu Riemer, 1. Februar 1815.

Bei Aufführung der Oper ‚Agnese‘.

„Das Ungeheuere in der Kultur ist dies, daß wir unser Publikum wider seinen Willen und zu unserm Schaden zur Ironie erheben, indem wir seine Leidenschaften reinigen dadurch, daß wir Alles zur Anschauung bringen, selbst den Wahnsinn und die Irrenhäuser und Narrenhospitäler. Denn was kann von dem allen das Resultat sein, als daß es dieses sonst für das Gefühl und die Empfindung so Zerreißende auch nur als einen Zustand kennen lernt, als ein Pathologisches, dem gegenüber es sich besser, erhabener fühlt und mit dem es zuletzt spielen lernt.“ [R 2.]

Goethes Begriff der Ironie ist am Schlusse angedeutet: freies, heiteres, erhabenes, betrachtendes Spiel mit Gegenständen oder Zuständen, die bei Menschen ohne Ironie Gefühle und Leidenschaften erregen. — Goethe war in seinem Seelenleben so empfindlich, daß er es ängstlich vermied, Häßliches und Schmerzliches zu sehen, also z. B. in Irrenhäuser einzutreten.

Ziele und Erfolge der Ausbildung.

Mirabeau und Goethe als Kollektivwesen.

B 17 Zu Soret, 17. Februar 1832.

„Die Franzosen erblicken in Mirabeau ihren Herkules, und sie haben vollkommen recht. Allein sie vergessen, daß auch der Koloß aus einzelnen Teilen besteht, und daß auch der Herkules des Altertums ein kollektives Wesen ist, ein großer Träger seiner eigenen Taten und der Taten Anderer.

Im Grunde aber sind wir alle kollektive Wesen, wir mögen uns stellen, wie wir wollen. Denn wie weniges haben und sind wir, das wir im reinsten Sinne unser Eigentum nennen! Wir müssen alle empfangen und lernen, sowohl von denen, die vor uns waren, als von denen, die mit uns sind. Selbst das größte Genie würde nicht weit kommen, wenn es alles seinem eigenen Inneren verdanken wollte. Das begreifen aber viele sehr gute Menschen nicht und tappen mit ihren Träumen von Originalität ein halbes Leben im Dunkeln. Ich habe Künstler gekannt, die sich rühmten, keinem Meister gefolgt zu sein, vielmehr alles ihrem eigenen Genie zu danken zu haben. Die Narren! Als ob das überall anginge! Und als ob sich die Welt ihnen nicht bei jedem Schritte aufdrängte und aus ihnen trotz ihrer eigenen Dummheit etwas machte! Ja, ich behaupte, wenn ein solcher Künstler nur an den Wänden dieses Zimmers vorüberginge und auf die Handzeichnungen einiger großen Meister, womit ich sie behängt habe, nur flüchtige Blicke würfe, er müßte, wenn er überall einiges Genie hätte, als ein Anderer und Höherer von hier gehen.

Und was ist denn überhaupt Gutes an uns, wenn es nicht die Kraft und Neigung ist, die Mittel der äußeren Welt an uns heranzuziehen und unseren höheren Zwecken dienstbar zu machen?" [S.]

„Überall" = überhaupt. Ähnlich zu Eckermann, 16. Dezember 1828: „Wir bringen wohl Fähigkeiten mit, aber unsere Entwicklung verdanken wir tausend Einwirkungen einer großen Welt, aus der wir uns aneignen, was wir können und was uns gemäß ist. Ich verdanke den Griechen und Franzosen viel; ich bin Shakespeare, Sterne und Goldsmith Unendliches schuldig geworden. Allein damit sind die Quellen meiner Kultur nicht nachgewiesen; es würde ins Grenzenlose gehen und wäre auch nicht nötig. Die Hauptsache ist, daß man eine Seele habe, die das Wahre liebt und die es aufnimmt, wo sie es findet."

Allgemeine Dienstpflicht.

B 18 Riemer, 13. August 1809.

Goethe äußerte: „daß die Männer zum Dienen, die Weiber zu Müttern gezogen werden müßten. Das jetzige Unglück der Welt rühre doch meist davon her, daß sich alles zu Herren gebildet habe. Dies sei vom Mittelstand ausgegangen (vom Kaufmann, der reich, vom Bürger, der sich gebildet). Der Adel sei von jeher dienstpflichtig gewesen. Und der erste Staatsdiener, wie Joseph II. schon gesagt, sei der Fürst." [R.]

Allgemeine Bildung und Spezialismus.

B 19 Zu Riemer, 24. Juli 1807.

„Die Bildung wird zwar von einem Wege (ins Holz) angefangen, aber auf ihm nicht vollendet. Einseitige Bildung ist keine Bildung. Man muß zwar von einem Punkte aus-, aber nach mehreren Seiten hingehen. Es mag gleichviel sein, ob man seine Bildung von der mathematischen oder philologischen oder künstlerischen Seite her hat, wenn man sie nur hat; sie kann aber in diesen Wissenschaften allein nicht bestehen.

Die Wissenschaften einzeln sind gleichsam nur die Sinne, mit denen wir den Gegenständen Face machen; die Philosophie oder die Wissenschaft der Wissenschaften ist der sensus communis. Aber so wie es lächerlich wäre, wenn einer das Sehen durch das Hören, das Hören durch das Sehen kompensieren und ersetzen wollte, sich bemühte, die Töne zu sehen statt zu hören: so ist es lächerlich, durch Mathematik die übrigen Erkenntnisarten zu kompensieren und vice versa, so in allen übrigen; oder es wird eine Phantasterei. Daher gibt es jetzt so manche Phantasten, die ohne positive Kenntnisse durch phantastische Kombination dessen, was von jenen öffentlich verlautet, sich das Ansehen tiefer Einsicht in das Wesen einer jeden zu geben wissen." [R 2.]

Face machen: uns zukehren; sensus communis: Gesamtsinn; vice versa: umgekehrt. — Vgl. Zerstreute Bildung der Fürsten B 67.

Stärkung an schwachen Stellen.

B 20 Zu Eckermann, 5. Juni 1825.

„Preller ist ein bedeutendes Talent, und mir ist für ihn nicht bange. Er erscheint mir übrigens von sehr ernstem Charakter, und ich bin fast gewiß, daß er sich eher zu Poussin als zu Claude Lorrain neigen wird. Doch habe ich ihm den letzteren zu besonderem Studium empfohlen, und zwar nicht ohne Grund; denn es ist mit der Ausbildung des Künstlers wie mit der Ausbildung jedes anderen Talents. Unsere Stärken bilden sich gewissermaßen von selber, aber diejenigen Keime und Anlagen unserer Natur, die nicht unsere tägliche Richtung und nicht so mächtig sind, wollen eine besondere Pflege, damit sie gleichfalls zu Stärken werden.

So können einem jungen Sänger, wie ich schon oft gesagt, gewisse Töne angeboren sein, die ganz vortrefflich sind und die nichts weiter zu wünschen übrig lassen; andere Töne seiner Stimme aber können weniger stark, rein und voll befunden werden. Aber eben diese muß er durch besondere Übung dahin zu bringen suchen, daß sie den anderen gleich werden.

Ich bin gewiß, daß Prellern einst das Ernste, Großartige, vielleicht auch das Wilde ganz vortrefflich gelingen wird; ob er aber im Heitern, Anmutigen und Lieblichen gleich glücklich sein werde, ist eine andere Frage, und deshalb habe ich ihm den Claude Lorrain ganz besonders an's Herz gelegt, damit er sich durch Studium dasjenige aneigne, was vielleicht nicht in der eigentlichen Richtung seines Naturells liegt.“ [E.]

Über Prellers Ausbildung und Goethes und Karl Augusts Unterstützung dabei handelt Julius Gensel in den ‚Stunden mit Goethe‘ III.

Spezialismus unvermeidlich.

B 21 Zu Eckermann, 20. April 1825.

„Man sagt mit Recht, daß die gemeinsame Ausbildung menschlicher Kräfte zu wünschen und auch das Vorzüglichste sei. Der Mensch aber ist dazu nicht geboren, jeder muß sich eigentlich als ein besonderes Wesen bilden, aber den Begriff zu erlangen suchen, was alle zusammen sind.“ [E.]

Eckermann fügt hinzu: „Ich dachte hierbei an den ‚Wilhelm Meister‘, wo gleichfalls ausgesprochen ist, daß nur alle Menschen zusammengenommen die Menschheit ausmachen, und wir nur insofern zu achten sind, als wir zu schätzen wissen. So auch dachte ich an die ‚Wanderjahre‘, wo Jarno immer nur zu einem Handwerk rät und dabei ausspricht, daß jetzt die Zeit der Einseitigkeiten sei und man den glücklich zu preisen habe, der dieses begreife und für sich und Andere in solchem Sinne wirke.“

Überwindung des Schwierigen.

B 22 Zu F. v. Müller, 24. April 1819.

„Nur eine papierene Scheidewand trennt uns öfters von unseren wichtigsten Zielen; wir dürften sie keck einstoßen, und es wäre geschehen. Die Erziehung ist nichts anderes als die Kunst zu lehren, wie man über eingebildete oder doch leicht besiegbare Schwierigkeiten hinauskommt.“ [M.]

Das Unmögliche möglich zu machen.

B 23 F. v. Müller, 9. Februar 1821.

Nachdem im Stadthaus diesen Abend ein Tausendkünstler seinen Hokuspokus uns mit bewundernswürdiger Zierlichkeit und Geschicklichkeit vorgemacht, besuchte ich Goethen und traf den alten Meyer bei ihm an. Die Erzählung des eben Gesehenen machte ihm Freude.

Goethe: „Um das Unmögliche bis auf einen gewissen Grad möglich zu machen, muß sich der Mensch nur keck mit rastlosem Streben an das scheinbar Unmögliche machen. Sah ich doch voriges Jahr in Dornburg einen Indianer sich einen ellenlangen Degen in den Schlund hineinstecken, wozu mehrjähriges tägliches Fortprobieren ihn geführt hatte." [M.]

Das Stadthaus in Weimar ist eine dem Rathaus gegenüberliegende, der Gemeinde gehörige Gastwirtschaft mit Saal. — Indianer hier soviel wie Indier; Goethe meint einen tamulischen Gaukler, zu dem ihn der Großherzog Ende Juli 1820 mitnahm.

Erziehung durch Volksreligion und Volkskultur.

Kirchliche Umzüge.

B 24 F. v. Müller, 19. September 1827.

[Goethe] bemerkte: „Schon das öftere Mitziehen bei kirchlichen Prozessionen gäbe den Kindern in katholischen Staaten eine gewisse Bildung und Sitte." [M.]

Mohammedanische Erziehung.

B 25 Zu Eckermann, 16. Februar 1827.

„Es ist höchst merkwürdig, mit welchen Lehren die Mohammedaner ihre Erziehung beginnen. Als Grundlage in der Religion befestigen sie ihre Jugend zunächst in der Überzeugung, daß dem Menschen nichts begegnen könne, als was ihm von einer alles leitenden Gottheit längst bestimmt worden; und somit sind sie denn für ihr ganzes Leben ausgerüstet und beruhigt und bedürfen kaum eines Weiteren,

Ich will nicht untersuchen, was an dieser Lehre Wahres oder Falsches, Nützliches oder Schädliches sein mag; aber im Grunde liegt von diesem Glauben doch etwas in uns allen, auch ohne daß es uns gelehrt worden. Die Kugel, auf der mein Name nicht geschrieben steht, wird mich nicht treffen, sagt der Soldat in der Schlacht; und wie sollte er ohne diese Zuversicht in den dringendsten Gefahren Mut und Heiterkeit behalten! Die Lehre des christlichen Glaubens: Kein Sperling fällt vom Dache ohne den Willen eures Vaters, ist aus derselbigen Quelle hervorgegangen und deutet auf eine Vorsehung, die das Kleinste im Auge behält und ohne deren Willen und Zulassen nichts geschehen kann.

Sodann ihren Unterricht in der Philosophie beginnen die Mohammedaner mit der Lehre: daß nichts existiere, wovon sich nicht das Gegenteil sagen lasse; und so üben sie den Geist der Jugend, indem sie ihre Aufgaben darin bestehen lassen, von jeder aufgestellten Behauptung die entgegengesetzte Meinung zu finden und auszusprechen, woraus eine große Gewandtheit im Denken und Reden hervorgehen muß.

Nun aber, nachdem von jedem aufgestellten Satze das Gegenteil behauptet worden, entsteht der Zweifel, welches denn von beiden das eigentlich Wahre sei. Im Zweifel aber ist kein Verharren, sondern er treibt den Geist zu näherer Untersuchung und Prüfung, woraus denn, wenn diese auf eine vollkommene Weise geschieht, die Gewißheit hervorgeht, welches das Ziel ist, worin der Mensch seine völlige Beruhigung findet.

Sie sehen, daß dieser Lehre nichts fehlt, und daß wir mit allen unseren Systemen nicht weiter sind, und daß überhaupt niemand weiter gelangen kann."

Eckermann: „Ich werde dadurch an die Griechen erinnert, deren philosophische Erziehungsweise eine ähnliche gewesen sein muß, wie uns dieses ihre Tragödie beweist, deren Wesen im Verlauf der Handlung auch ganz und gar auf dem Widerspruch beruht, indem niemand der redenden Personen etwas behaupten kann, wovon der andere nicht ebenso klug das Gegenteil zu sagen wüßte."

Goethe: „Sie haben vollkommen recht. Auch fehlt der Zweifel nicht, welcher im Zuschauer oder Leser erweckt wird; sowie wir denn am Schluß durch das Schicksal zur Gewißheit gelangen, welches sich an das Sittliche anschließt und dessen Partei führt.“ [E.]

Erziehliche Gewohnheiten.

B 26 F. v. Müller, 30. Mai 1814.

Als [Goethe] ein herrliches Blatt von Israel v. Mecheln (1504), den Tanz der Herodias vorstellend, uns zeigte, setzte er hinzu:

„Der Mensch mache sich nur irgendeine würdige Gewohnheit zu eigen, an der er sich die Lust in heiteren Tagen erhöhen und in trüben Tagen aufrichten kann. Er gewöhne sich z. B. täglich in der Bibel oder im Homer zu lesen, oder Medaillen oder schöne Bilder zu schauen, oder gute Musik zu hören. Aber es muß etwas Treffliches, Würdiges sein, woran er sich so gewöhnt, daß ihm stets und in jeder Lage der Respekt dafür bleibe.“ [M.]

Es gab zwei J. v. Mecheln, Vater und Sohn, die im 15. und 16. Jahrhundert lebten. Gemälde des Vaters sah Goethe bei den Boisserées; der Sohn war Kupferstecher.

„Sprich, wie du dich immer und immer erneu'st?“

B 27 Zu Eckermann, 12. Mai 1825.

„Ich lese von Molière alle Jahre einige Stücke, sowie ich auch von Zeit zu Zeit die Kupfer nach den großen italienischen Meistern betrachte. Denn wir kleinen Menschen sind nicht fähig, die Größe solcher Dinge in uns zu bewahren, und wir müssen daher von Zeit zu Zeit immer dahin zurückkehren, um solche Eindrücke in uns anzufrischen.“ [E.]

Bildung des Geschmacks.

B 28 Eckermann, 26. Februar 1824.

Wir öffneten die Mappen und schritten zur Betrachtung der Kupfer und Zeichnungen. Goethe verfährt hierbei in bezug auf mich sehr sorgfältig, und ich fühle, daß es seine Absicht ist, mich in der Kunstbetrachtung auf eine höhere Stufe der Einsicht zu bringen. Nur das in seiner Art durchaus Vollendete zeigt er mir und macht mir des Künstlers Intention und Verdienst deutlich, damit ich erreichen möge, die Gedanken der Besten gleich zu empfinden.

Goethe: „Dadurch bildet sich das, was wir Geschmack nennen. Denn den Geschmack kann man nicht am Mittelgut bilden, sondern nur am Allervorzüglichsten. Ich zeige Ihnen daher nur das Beste, und wenn Sie sich darin befestigen, so haben Sie einen Maßstab für das übrige, das Sie nicht überschätzen, aber doch schätzen werden." [E.]

Einwirkung von Vorgängern und Zeitgenossen. Lehrreicher Umgang.

B 29 Zu Eckermann, 12. Mai 1825.

„Man spricht immer von Originalität, allein was will das sagen? Sowie wir geboren werden, fängt die Welt an auf uns zu wirken, und das geht so fort bis an's Ende. Und überall! Was können wir denn unser Eigenes nennen als die Energie, die Kraft, das Wollen! Wenn ich sagen könnte, was ich alles großen Vorgängern und Mitlebenden schuldig geworden bin, so bliebe nicht viel übrig.

Hierbei aber ist es keineswegs gleichgültig, in welcher Epoche unseres Lebens der Einfluß einer fremden bedeutenden Persönlichkeit stattfindet. Daß Lessing, Winckelmann und Kant älter waren als ich, und die beiden ersteren auf meine Jugend, der letztere auf mein Alter wirkte, war für mich von großer Bedeutung. Ferner, daß Schiller so viel jünger war und im frischesten Streben begriffen, da ich an der Welt

müde zu werden begann; ingleichen, daß die Gebrüder von Humboldt und Schlegel unter meinen Augen aufzutreten anfingen, war von der größten Wichtigkeit. Es sind mir daher unnennbare Vorteile entstanden." [E.]

Vierte Zeile: „Überall" = überhaupt. Vgl. B 17.

B 30 Eckermann, 12. Mai 1825.

„Es kommt immer darauf an, daß derjenige, von dem wir lernen wollen, unserer Natur gemäß sei. So hat z. B. Calderon, so groß er ist und so sehr ich ihn bewundere, auf mich gar keinen Einfluß gehabt, weder im Guten noch im Schlimmen. Schillern aber wäre er gefährlich gewesen, er wäre an ihm irre geworden, und es ist daher ein Glück, daß Calderon erst nach seinem Tode in Deutschland in allgemeine Aufnahme gekommen. Calderon ist unendlich groß im Technischen und Theatralischen; Schiller dagegen weit tüchtiger, ernster und größer im Wollen, und es wäre daher schade gewesen, von solchen Tugenden vielleicht etwas einzubüßen, ohne doch die Größe Calderons in anderer Hinsicht zu erreichen." [E.]

Menschen, die nicht zu uns gehören.

B 31 Zu Falk, Ende Februar 1809.

„Verschmäht nie, in euer Streben die Einwirkung von gleichgesinnten Freunden aufzunehmen, sowie ich euch auf der anderen Seite angelegentlich rate, ebenfalls nach meinem Beispiele, keine Stunde mit Menschen zu verlieren, zu denen ihr nicht gehört oder die nicht zu euch gehören; denn solches fördert wenig, kann uns aber im Leben gar manches Ärgernis zufügen, und am Ende ist denn doch alles vergeblich gewesen." [F.]

Goethe erwähnte darauf als Beispiel seine Beihilfe zu Herders ‚Ideen'. Vgl. zur Sache H 32 ff.

Lernen in heiterer Geselligkeit.

B 32 F. v. Müller, 6. März 1818.

Goethe wohnte im Frühjahr 1818 in Jena im Gasthof zur Tanne, am rechten Ufer der Saale. Er lud seine jungen Freundinnen Gräfin Julie von Egloffstein und Adele Schopenhauer ein, ihn zu besuchen.

An die freundliche Einladung zu ihm nach Jena auf seine Tanne knüpfte er die interessantesten Äußerungen über das Leben und Treiben der jenaischen Professoren, das ihn ewig frisch und in steter Fortbildung erhalte.

„Seht, liebe Kinder, was wäre ich denn, wenn ich nicht immer mit klugen Leuten umgegangen wäre und von ihnen gelernt hätte? Nicht aus Büchern, sondern durch lebendigen Ideentausch, durch heitere Geselligkeit müßt ihr lernen.“ [M.]

Vgl. H 45: „... wenn Männer wie Alexander v. Humboldt hier durchkommen und mich in dem, was ich suche und mir zu wissen nötig, in einem einzigen Tage weiterbringen, als ich sonst auf meinem einsamen Wege in Jahren nicht erreicht hätte.“

Erfahrung und Irrtum.

Irrend lernt man.

B 33 Grüner, 13. Juli 1823.

Goethe hatte Grüner in die Mineralogie eingeführt und zur Anlage einer Sammlung bewogen. Am 13. Juli 1823 brachte Grüner seine Frau mit nach Marienbad; Goethe redete sie an:

Goethe: „Sie werden böse auf mich sein, daß Ihnen so viele Steine in das Haus gebracht werden.“

Frau Grüner: „Die schönen Steine habe ich zwar gerne, aber er bringt so manche nach Hause, die so gemein aussehen. Und wenn er beim Auspacken nur die polierten Tische verschonen möchte!“

Goethe: „Machen Sie sich nichts daraus! Ich habe auch manche Fuhre zur Verbesserung der Wege wieder hinausgeschafft. Die Sache läutert sich und macht uns Vergnügen, wenn wir eines besseren belehrt werden.“ [G.]

Unsere Überschrift „Irrend lernt man“ findet sich in einem Briefe Goethes an seinen Sohn, wo er ihn ermuntert, Antiquitäten zu kaufen, obwohl man dabei oft betrogen wird oder sich selbst betrügt. — Vgl. zum Thema B 5, 6.

Falsche Tendenzen.

B 34 Eckermann, 12. April 1829.

Goethe: „Das Schlimme ist, daß man im Leben soviel durch falsche Tendenzen ist gehindert worden, und daß man nie eine solche Tendenz erkannt, als bis man sich bereits davon freigemacht."

Eckermann: „Woran aber soll man sehen und wissen, daß eine Tendenz eine falsche sei?"

Goethe: „Die falsche Tendenz ist nicht produktiv, und wenn sie es ist, so ist das Hervorgebrachte von keinem Wert. Dieses an Anderen gewahr zu werden, ist nicht so gar schwer, aber an sich selber, ist ein eigenes Ding und will eine große Freiheit des Geistes. Und selbst das Erkennen hilft nicht immer; man zaudert und zweifelt und kann sich nicht entschließen, so wie es schwer hält, sich von einem geliebten Mädchen loszumachen, von deren Untreue man längst wiederholte Beweise hat. Ich sage dieses, indem ich bedenke, wie viele Jahre es gebrauchte, bis ich einsah, daß meine Tendenz zur bildenden Kunst eine falsche sei, und wie viele andere, nachdem ich es erkannt, mich davon loszumachen."

Eckermann: „Aber doch hat Ihnen diese Tendenz so vielen Vorteil gebracht, daß man sie kaum eine falsche nennen möchte."

Goethe: „Ich habe an Einsicht gewonnen, weshalb ich mich auch darüber beruhigen kann. Und das ist der Vorteil, den wir aus jeder falschen Tendenz ziehen. Wer mit unzulänglichem Talent sich in der Musik bemüht, wird freilich nie ein Meister werden, aber er wird dabei lernen, dasjenige zu erkennen und zu schätzen, was der Meister gemacht hat. Trotz aller meiner Bestrebungen bin ich freilich kein Künstler geworden, aber indem ich mich in allen Teilen der Kunst versuchte, habe ich gelernt, von jedem Strich Rechenschaft zu geben und das Verdienstliche vom Mangelhaften zu unterscheiden. Dieses ist kein kleiner Gewinn, so wie denn selten eine falsche Tendenz ohne Gewinn bleibt. So z. B. waren die Kreuzzüge zur Befreiung des Heiligen Grabes offenbar

eine falsche Tendenz; aber sie hat das Gute gehabt, daß dadurch die Türken immerfort geschwächt und gehindert worden sind, sich zu Herren von Europa zu machen.“ [E.]

Vgl. Verwirrung durch falsche Kunstlehren H 29.

Lernen in großen Verhältnissen.

B 35 Zu Eckermann, 13. Februar 1829.

„Man muß alt werden, um dieses alles zu übersehen, und Geld genug haben, seine Erfahrungen bezahlen zu können. Jedes Bonmot, das ich sage, kostet mir eine Börse voll Gold; eine halbe Million meines Privatvermögens ist durch meine Hände gegangen, um das zu lernen, was ich jetzt weiß; nicht allein das ganze Vermögen meines Vaters, sondern auch mein Gehalt und mein bedeutendes literarisches Einkommen seit mehr als fünfzig Jahren. Außerdem habe ich anderthalb Millionen zu großen Zwecken von fürstlichen Personen ausgeben sehen, denen ich nahe verbunden war und an deren Schritten, Gelingen und Mißlingen ich teilnahm.

Es ist nicht genug, daß man Talent habe; es gehört mehr dazu, um gescheit zu werden. Man muß auch in großen Verhältnissen leben und Gelegenheit haben, den spielenden Figuren der Zeit in die Karten zu sehen und selber zu Gewinn und Verlust mitzuspielen.“ [E.]

Aufmerksamkeit, Zeichnen, Buchführung.

Das Zeichnen.

B 36 F. v. Müller, 30. November 1816.

„[Das Zeichnen] entwickelt und nötigt zur Aufmerksamkeit, und das ist ja doch das Höchste aller Fertigkeiten und Tugenden.“ [M.]

B 37 Zu F. v. Müller, 23. März 1830.

„Meine eigenen Versuche im Zeichnen haben mir doch den großen Vorteil gebracht, die Naturgegenstände schärfer aufzufassen; ich kann mir ihre verschiedenen Formen jeden Augenblick mit Bestimmtheit zurückrufen." [M.]

Vgl. B 34.

Weniger sprechen und mehr zeichnen.

B 38 Falk, Juni 1809.

Goethe sprach von dem Maler Kaaz, der ihn bei seinem Zeichnen beraten solle:

„Wir sprechen überhaupt viel zu viel. Wir sollten weniger sprechen und mehr zeichnen. Ich meinerseits möchte mir das Reden ganz abgewöhnen und wie die bildende Natur in lauter Zeichnungen fortsprechen. Jener Feigenbaum, diese kleine Schlange, der Kokon, der dort vor dem Fenster liegt und seine Zukunft ruhig erwartet, alles das sind inhaltsschwere Signaturen; ja, wer nur ihre Bedeutung recht zu entziffern vermöchte, der würde alles Geschriebenen und alles Gesprochenen bald zu entbehren imstande sein! Je mehr ich darüber nachdenke, es ist etwas so Unnützes, so Müßiges, ich möchte fast sagen Geckenhaftes im Reden, daß man vor dem stillen Ernste der Natur und ihrem Schweigen erschrickt, sobald man sich ihr vor einer einsamen Felsenwand oder in der Einöde eines alten Berges gesammelt entgegenstellt!" [F.]

Über Kaaz s. Q 80.

Buchführung über alles Tun und Beobachten.

B 39 F. v. Müller, 15. Januar 1821.

[Goethe] zeigte mir sein Tagebuch, in Folio zu halbem Stand geschrieben, wo am Rande jeder abgegangene Brief genau bemerkt ist. Auf gleich großen Bögen bemerkt er täglich am Morgen die Agenda nur mit einem Wort für jedes Vorhaben und durchstreicht es jedesmal nach geschehener Erledigung. Selbst die Zeitungen, die er liest, werden akten-

mäßig geheftet. Bei den Bibliotheken hier und zu Jena muß ihm jeder Angestellte ein sauber geschriebenes Tagebuch halten, worin Witterung, Besuche, Eingänge und Vorgänge jeder Art, sowie das jeden Tag Gearbeitete aufgezeichnet werden müssen.

„So“, sprach er, „wird den Leuten erst lieb, was sie treiben, wenn sie es stets mit einer gewissen Wichtigkeit anzusehen gewohnt werden, stets in gespannter Aufmerksamkeit auch auf das Kleinste bleiben.“ [M.]

Goethes außerordentliche Schätzung dieser Tagebücher zeigt folgender Brief an seinen Gehilfen Dr. Müller in Jena sehr deutlich: „Weimar, den 9. Juni 1819. Indem ich beikommende Tagebücher zurücksende, kann ich versichern, daß sie mir viel Vergnügen gemacht und die Überzeugung gegeben haben, daß die sämtlichen Verfasser bei Fortsetzung derselben sich zu eigener Satisfaktion, zu pflichtmäßiger Beruhigung und Legitimation arbeiten. Ich kann daher nicht genug die mit einiger Bemühung verknüpfte wichtige Arbeit empfehlen. Jedes andere Geschäft erhält doch sein Andenken in den geführten Akten, welche bei den Bibliotheken wenig oder gar nicht vorkommen. Vierteljährlich werden mir diese Hefte die angenehmste Lektüre sein.“

Schätzung der Gegenwart.

B 40 F. v. Müller, 4. Dezember 1822.

Anpreisen der Tagebücher als einer Schätzung der Gegenwart. Würdigung des Moments, wogegen die Leidenschaft immer nur ein fremdes [fernes?] Ziel im Auge habe. [M.]

B 41 F. v. Müller, 23. August 1827.

Tagebücher der Jenaischen Bibliotheksmänner wurden vorgezeigt und deren ausnehmender Nutzen, wie überhaupt der Tagebücher und Agenda, gepriesen:

Goethe: „Wir schätzen ohnehin die Gegenwart zu wenig, tun die meisten Dinge nur fronweise ab, um ihrer los zu werden. Eine tägliche Übersicht des Geleisteten und Erlebten macht erst, daß man seines Tuns gewahr und froh werde, sie führt zur Gewissenhaftigkeit. Was ist die Tugend anderes als das wahrhaft Passende in jedem Zustande? Fehler und Irrtümer

treten bei solcher täglichen Buchführung von selbst hervor, die Beleuchtung des Vergangenen wuchert für die Zukunft. Wir lernen den Moment würdigen, wenn wir ihn alsobald zu einem historischen machen.“ [M.]

Systematisches Aufmerken auf Reisen.

B 42 Johann Christian Lobe, Frühjahr 1820.

Goethe forderte den jungen weimarischen Musiker Lobe, als er nach Berlin ging, auf, ihm über das dortige Theater zu berichten.

Goethe: „Haben Sie schon früher Reisen gemacht?“
Lobe: „Es ist meine erste, Exzellenz.“

Goethe: „Gut! so werden die Eindrücke um so frischer auf Sie wirken. Lassen Sie sich nicht durch ihre Neuheit übermannen und zur Überschätzung verleiten! Beobachten Sie mit Unbefangenheit, legen Sie den Dingen nichts von dem Ihrigen bei und unter! Es wird gut sein, wenn Sie sich vorläufig ein möglichst ausführliches Schema aller der Dinge notieren, denen Sie Ihre Aufmerksamkeit zuwenden wollen, mit Hauptrubriken und Unterfragen. Schreiben Sie z. B. unter ‚Theater‘ als spezielle Fragen: Stück? Dichter? Schauspieler? Aufnahme des Publikums? Wirkung, auf mich? Und da Sie mir geschrieben, daß Sie in Gesellschaft zweier Kameraden reisen, auch: Wirkung auf diese? usw. Sie entgehen damit der Gefahr, Umstände zu übersehen, Ihre Beobachtungen erhalten Vollständigkeit usw. Führen Sie über dies, wie dort, auch unterwegs ein genaues Tagebuch, worin Sie alles, auch das scheinbar Geringfügige, aufzeichnen. Es gibt nichts, über das sich nicht interessante Beobachtungen anstellen ließen. Gewöhnen Sie sich also, über jede Erscheinung eine Betrachtung oder mehrere zu machen, und wo Ihnen solche nicht im Augenblicke kommen wollen, da schreiben Sie wenigstens in Ihr Tagebuch: Hier sind Betrachtungen anzustellen! — Was der Geist heute nicht gibt, gibt er morgen oder später.“ [Lo.]

Lesen.

Richtig lesen lernen.

B 43 Soret, 25. Januar 1830.

Ich habe ihm das erste Kapitel meiner Pariser Reise von 1801 bis 1802 überlassen. Ich wollte es ihm vorlesen; er zog es aber vor, für sich zu lesen. Dann scherzte er über die Anmaßung gewisser Frauen, die ohne Vorbereitung philosophische und wissenschaftliche Bücher gerade so wie Romane lesen und Dinge verstehen wollen, die weit über ihre Fassungskraft hinausreichen.

Goethe: „Die guten Leute wissen gar nicht, was es für Zeit und Mühe kostet, das Lesen zu lernen und von dem Gelesenen Nutzen zu haben; ich habe achtzig Jahre dazu gebraucht."

Soret: „Ist es nicht ein starker Beweis von Unwissenheit, wenn man sich mit Büchern abgibt, die nur für Eingeweihte da sind, ohne sich um die für den Schüler bestimmten vorbereitenden Werke zu kümmern?"

Goethe: „Jawohl, mein Freund, ich bin auch der Ansicht; daran erkennt man die Esel, das sind die Spitzen ihrer Ohren." [S.]

Mit „meiner Pariser Reise" ist offenbar eine Bearbeitung Sorets von dem Reisebericht seines Onkels Dumont gemeint.

Die literarischen Neuheiten.

B 44 Zu F. v. Müller, 27. Januar 1830.

„Man bildet sich vergebens ein, daß man allen literarischen Erscheinungen face machen könnte. Es geht einmal nicht; man tappt in allen Jahrhunderten, in allen Weltteilen herum und ist doch nicht überall zu Hause, stumpft sich Sinn und Urteil ab, verliert Zeit und Kraft. Mir geht es selbst so; ich bereue es aber zu spät. Man liest Folianten und Quartanten durch und wird um nichts klüger, als wenn man alle Tage in der Bibel läse; man lernt nur, daß die Welt dumm ist, und das kann man in der Seifengasse hier zunächst auch erproben." [M.]

Die Seifengasse ist eine Armeleutsgasse, die bei Goethes Hause auf den Frauenplan mündet. Face, „Gesicht", bei Schanz- und Festungswerken die dem Feinde zugekehrte Seite.

‚Blicke in's Reich der Gnade.'

B 45 F. v. Müller, 11. Januar 1830.

Als ich von der bewundernswürdigen Menge seiner täglichen Lektüre sprach, versicherte er, im Durchschnitt wenigstens einen Oktavband täglich zu lesen. So habe er kürzlich einen ganzen Band absurder Krummacherscher Predigten durchlesen, ja einen Aufsatz darüber zusammenzubringen versucht, den er an Röhr mitteilen wolle. Mir freilich werde seine Geduld dabei verwunderlich erscheinen, weil ich diese Predigten nur in Beziehung auf mich beurteile; aber ihm sei daran gelegen, so ein tolles Individuum ganz kennen zu lernen und zu ergründen, wie es sich zu unserer Zeit und Bildung verhielte und sich darin habe gestalten können. [M.]

Eine teils objektive, teils ironische Anzeige von Krummachers Predigtsammlung ‚Blicke ins Reich der Gnade' findet sich unter Goethes Rezensionen. Der Verfasser Gottfried Daniel K. war ein Bruder des bekannten Parabeldichters Friedrich Adolf K. und Oheim des jenaischen Studenten, mit dem Goethe das Gespräch F 5 Anm. hatte.

„An Röhr mitteilen": zum ersten Abdruck in der ‚Kritischen Prediger-Bibliothek'. Über Röhr vgl. A 32.

Man liest zu geringe Sachen.

B 46 Zu Eckermann, 9. März 1831.

„Man liest viel zu viel geringe Sachen, womit man die Zeit verdirbt und wovon man weiter nichts hat. Man sollte eigentlich immer nur das lesen, was man bewundert, wie ich in meiner Jugend tat und wie ich es nun an Walter Scott erfahre." [E.]

Was Andere denken.

B 47 F. v. Müller, 1. Mai 1826.

Ich fragte, ob er Seidels literarisches Geschenk Charinomos gelesen habe.

Goethe: „Keineswegs, nichts ist mir hohler und fataler wie ästhetische Theorien. Ich bin zu alt, um noch neue Theorien in meinen Kopf zu bringen. Ein Lied, eine Erzählung, irgend etwas Produziertes, das lese ich wohl und gerne, wenn es gut ist; das beseelt um mich herum. Auch Urteile sind etwas Geschaffenes, Tätiges, und vor allem lobe ich mir meine Globisten; aber was ein Anderer denkt, wie kann mich das kümmern? Ich kann doch nicht wie er denken, weil ich Ich und nicht Er bin. Wie können sich nur die Leute einbilden, daß mich ihr Denken interessieren könnte! Z. B. Cousin!" [M.]

Charinomos: C. Seidel, Beitrag zur allgemeinen Theorie und Geschichte der schönen Künste. Magdeburg 1825. — Globisten: Mitarbeiter des ‚Globe'; s. das Nachfolgende und O 39. — Über Cousin O 38. — Über die Meinungen Anderer A 30d.

Parteikampf.

B 48 Soret, 5. April 1830.

[Goethe wollte etwas] vom ‚Globe' hören, den er seit vier Wochen nicht mehr läse, weshalb er seine Freunde ersuchte, ihm über die interessantesten Punkte Mitteilungen zu machen.

Goethe: „Ich danke dem Himmel, der mich von dieser Gewohnheit befreit hat, die zu einer Suggestion wurde; ich war fast der Sklave dieser Lektüre und fühlte mich von den Meinungen mit fortgerissen. Man kann sich nicht enthalten, mit denen, die man gern hört, leidenschaftlich zu werden, und in meiner Lage muß ich doch allem Parteigeist ausweichen, der mein Gleichgewicht stören würde. Was besonders zu meiner Befreiung beigetragen hat, war das erste Blatt des neuen Globe. Der Ton, den die Redakteure annehmen, läßt mich erkennen, daß ein gleicher und maßvoller Kampf zurzeit nicht zu erwarten steht. Darum habe ich beschlossen, mich zurückzuziehen,

bevor sich die Frage auf die eine oder andere Weise entscheidet; es ist hier eine neue Bahn, in die ich nicht eintreten will.“ [S.]

„Das erste Blatt vom neuen Globe“: nach der Umwandlung der Zeitschrift in ein Tageblatt. Vgl. O 39.

Zeitungen.

B 49 Zu F. v. Müller, 28. März 1830.

„Seit ich keine Zeitungen mehr lese, bin ich ordentlich wohler und geistesfreier. Man kümmert sich doch nur um das, was Andere tun und treiben, und versäumt, was einem zunächst obliegt.“ [M.]

Ähnliche Äußerung auch schon am 23. März. Der Kanzler notiert am 9. September 1830 bei Goethe: „humoristische Freude über die Verschwörung der Druckergesellen gegen die Journale in Paris“.

Zeitschriften für Zeitlinge.

B 50 F. v. Müller, 14. Dezember 1808.

Zum Behufe der geschichtlichen Ausarbeitung über die ‚Farbenlehre‘ studierte Goethe die Zeitgeschichte aller einschlagenden großen Schriftsteller. Wie er jene ansah, davon gab er mir eine Probe durch die Einleitung zu Roger Bacons Leben.

Goethe: „Auf so heiterem Grunde lasse ich nun die Figur selbst hervortreten. Welch eine Welt voll Herrlichkeit liegt in den Wissenschaften, wie immer reicher findet man sie! Wie viel Klügeres, Größeres, Edleres hat gelebt, und wir Zeitlinge bilden uns ein, allein klug zu sein! Ein Volk, das ein ‚Morgenblatt‘, eine ‚elegante Zeitung‘, einen ‚Freimütigen‘ hat, und Leser dazu, ist schon rein verloren. Wie hundertmal besser ist die so verschriene Romanlektüre, die doch eine ungeheuer weite, wenngleich nicht solide Bildung hervorgebracht hat.“ [M.]

Das ‚Morgenblatt‘ erschien in Cottas Verlage in Stuttgart seit 1807; Huber, Haug, Rückert, Therese Huber waren die ersten Redakteure. Die ‚Zeitung für die elegante Welt‘ kam seit 1800 in Leipzig heraus; erste Redakteure: Spazier, Mahlmann, Math. Müller. Der ‚Freimütige‘ wurde 1804 von Kotzebue und Merkel begründet. Roger Baco, dessen Zeit hier Goethe preist, lebte von 1214—1294 oder 1294. Vgl. über ihn B 61.

Journal- und Tageblattverzetteln.

B 51 Zu Riemer, 25. Januar 1813.

„Es ist unglaublich, was die Deutschen sich durch das Journal- und Tagsblattverzetteln für Schaden tun: denn das Gute, was dadurch gefördert wird, muß gleich vom Mittelmäßigen und Schlechten verschlungen werden. Das edelste Ganggestein, das, wenn es vom Gebirge sich ablöst, gleich in Bächen und Flüssen fortgeschwemmt wird, muß wie das schlechteste abgerundet und zuletzt unter Sand und Schutt vergraben werden.“ [R 2.]

Die Klassiker.

B 52 Eckermann, 1. April 1827.

Goethe: „Man studiere nicht die Mitgeborenen und Mitstrebenden, sondern große Menschen der Vorzeit, deren Werke seit Jahrhunderten gleichen Wert und gleiches Ansehen behalten haben! Ein wirklich hochbegabter Mensch wird das Bedürfnis dazu ohnedies in sich fühlen, und gerade dieses Bedürfnis des Umgangs mit großen Vorgängern ist das Zeichen einer höheren Anlage. Man studiere Molière, man studiere Shakespeare, aber vor allen Dingen die alten Griechen und immer die Griechen!“

Eckermann: „Für hochbegabte Naturen mag das Studium der Schriften des Altertums allerdings ganz unschätzbar sein; allein im allgemeinen scheint es auf den persönlichen Charakter wenig Einfluß auszuüben. Wenn das wäre, so müßten ja alle Philologen und Theologen die vortrefflichsten Menschen sein. Dies ist aber keineswegs der Fall, und es sind solche Kenner der griechischen und lateinischen Schriften des Alter-

tums eben tüchtige Leute oder auch arme Wichte, je nach den guten oder schlechten Eigenschaften, die Gott in ihre Natur gelegt oder die sie von Vater und Mutter mitbrachten."

Goethe: „Dagegen ist nichts zu erinnern; aber damit ist durchaus nicht gesagt, daß das Studium der Schriften des Altertums für die Bildung eines Charakters überall ohne Wirkung wäre. Ein Lump bleibt freilich ein Lump, und eine kleinliche Natur wird durch einen selbst täglichen Verkehr mit der Großheit antiker Gesinnung um keinen Zoll größer werden. Allein ein edler Mensch, in dessen Seele Gott die Fähigkeit künftiger Charaktergröße und Geisteshoheit gelegt, wird durch die Bekanntschaft und den vertraulichen Umgang mit den erhabenen Naturen griechischer und römischer Vorzeit sich auf das herrlichste entwickeln und mit jedem Tage zusehends zu ähnlicher Größe heranwachsen." [E.]

Vgl. B 58. „Überall ohne Wirkung": überhaupt ohne Wirkung.

Alles Große bildet.

B 53 Eckermann, 16. Dezember 1828.

Eckermann: „In alles, was Euer Exzellenz über Byron sagen, stimme ich von Herzen bei; allein wie bedeutend und groß jener Dichter als Talent auch sein mag, so möchte ich doch sehr zweifeln, daß aus seinen Schriften für reine Menschenbildung ein entschiedener Gewinn zu schöpfen."

Goethe: „Da muß ich Ihnen widersprechen! Byrons Kühnheit und Keckheit und Grandiosität, ist das nicht alles bildend? Wir müssen uns hüten, es stets im Reinen und Sittlichen suchen zu wollen. Alles Große bildet, sobald wir es gewahr werden." [E.]

Lehrmittel.

B 54 Soret, 13. Oktober 1830.

[Goethe] zeigte mir botanische Tabellen, worein er die Pflanzennamen lateinisch und deutsch für sein Studium eingetragen hatte. Ein Zimmer von ihm war damit ganz aus-

tapeziert, und er machte im Umhergehen seine Memorierübungen. Er bedauerte, daß er es habe tünchen lassen, wie auch ein anderes, das er vor einer langen Reihe von Jahren mit chronologischen Übersichten seiner Arbeiten tapeziert hatte. Er bedient sich noch heute solcher Tabellen, die er schon in seiner Jugend als sehr zweckmäßiges Hilfsmittel beim Studium erprobt hat. [S.]

Aus einem Briefe Goethes an Grüner (17. Sept. 1821) wissen wir, daß Goethe sich eine geologische Karte von Deutschland sogar im Gasthof zur Sonne zu Eger hatte annageln lassen, als er dort einige Tage blieb.

Erziehung im väterlichen Beruf.

B 55a Zu Riemer, 26. September 1809.

„Es ist eine eigene Sache, wenn der Sohn ein Metier ergreift, das eigentlich das Metier des Vaters **nicht** ist: doch mag es sein Gutes haben. Wenn einerseits eine Trennung zu entstehen scheint, so entsteht von der andern eine Vereinigung, weil denn doch zuletzt alles Vernünftige und Verständige zusammentreffen muß. Im Grunde bin ich von Jugend her der Rechtsgelehrtheit näher verwandt als der Farbenlehre, und wenn man es genau besieht, so ist es ganz einerlei, an welchen Gegenständen man seine Tätigkeit üben, an welchen man seinen Scharfsinn versuchen mag.“ [R 2.]

Man vgl. hiermit in den ‚Sprüchen‘: „Welche Erziehungsart ist für die beste zu halten? Antwort: die der Hydrioten. Als Insulaner und Seefahrer nehmen sie ihre Knaben gleich zu Schiffe und lassen sie im Dienste herankrabbeln. Wie sie etwas leisten, haben sie Teil am Gewinn usf.“

Schule oder Meisterlehre.

B 55b Zu Sulpiz Boisserée, 2. August 1815.

„Gebt nur den Malern und Kunstbeflissenen zu leben und zu tun, so werden sie schon von selber Schüler bilden! Mit allen Zeichenschulen ist es doch nichts, es läuft am Ende

nur auf Handwerk und Fabrik hinaus. Ich weiß ja, wie es uns in Weimar geht; ich hüte mich wohl, das jedem zu sagen, aber du lieber Gott! die Zeichenschule ist nur dazu da, daß die Leute die Kinder aus dem Hause kriegen, und für die Kinder ist sie nur da, daß sie daran vorbeigehen! Ich will sie auch wahrhaftig nicht daran hindern; ich weiß, was zu einer eigentlichen Kunstakademie gehört, aber das sind ganz andere Forderungen, als man machen kann.“ [B.]

Die Zeichenschule in Weimar stand unter Goethes Oberaufsicht, sein Freund Heinrich Meyer war seit 1806 Direktor; vorher, seit der Begründung 1780, war es Kraus (L 34) gewesen.

B 56 Zu Eckermann, 11. April 1827.

„Jetzt wird eine solche Landschaft [wie eine vorgezeigte von Rubens] gar nicht mehr gemacht; diese Art zu empfinden und die Natur zu sehen, ist ganz verschwunden; es mangelt unseren Malern an Poesie.

Und dann sind unsere jungen Talente sich selber überlassen; es fehlen die lebendigen Meister, die sie in die Geheimnisse der Kunst einführen. Zwar ist auch von den Toten etwas zu lernen, allein dieses ist, wie es sich zeigt, mehr ein Absehen von Einzelheiten als ein Eindringen in eines Meisters tiefere Art zu denken und zu verfahren.“ [E.]

Gymnasien und Universitäten.

Staatliche Lehranstalten.

B 57 Riemer, 10. März 1808.

Mittags Dispute über Goethes paradoxe Maxime, alle öffentlichen Lehranstalten in Deutschland aufzuheben und den Lehrsubjekten freizugeben, Institute, Pensionsanstalten u. dgl. auf ihre Kosten zu errichten. [R.]

Humanistische Bildung.

B 58 Zu Riemer, 25. November 1808.

„Schon fast seit einem Jahrhundert wirken Humaniora nicht mehr auf das Gemüt dessen, der sie treibt, und es ist ein rechtes Glück, daß die Natur dazwischengetreten ist, das Interesse an sich gezogen und uns von ihrer Seite den Weg zur Humanität geöffnet hat.

Daß die Humaniora nicht die Sitten bilden! Es ist keineswegs nötig, daß alle Menschen Humaniora treiben. Die Kenntnisse, historisch, antiquarisch, belletristisch und artistisch, die aus dem Altertum kommen und dazu gehören, sind schon so divulgiert, daß sie nicht unmittelbar an den Alten abstrahiert zu werden brauchen; es müßte denn einer sein Leben hineinstecken wollen — dann aber wird diese Kultur doch nur wieder eine einseitige, die vor jeder anderen einseitigen nichts voraus hat, ja noch obenein nachsteht, indem sie nicht produktiv werden und sein kann." [R.]

Zu bemerken ist, daß der Zuhörer, Riemer, klassischer Philologe war und daß das Gespräch vorher sich mit dem berühmten Philologen Wolff beschäftigte, dessen Gelehrsamkeit und Witz viel höheren Ranges waren als seine Lebensart und sein Charakter. Ähnlich stand es auch mit Riemer. Vgl. zur Sache B 52, über Wolff Q 81, 82, über Riemer Q 72, 73.

Beschäftigung mit der griechischen und römischen Geschichte.

B 59 Eckermann, 24. November 1824.

[Goethe] erkundigte sich nach den hier anwesenden jungen Engländern, und ich sagte ihm, daß ich die Absicht habe, mit Herrn Doolan eine deutsche Übersetzung des Plutarch zu lesen. Dies führte das Gespräch auf die römische und griechische Geschichte, und Goethe äußerte sich darüber folgendermaßen:

„Die römische Geschichte ist für uns eigentlich nicht mehr an der Zeit. Wir sind zu human geworden, als daß uns die Triumphe des Cäsar nicht widerstehen sollten. So auch die griechische Geschichte bietet wenig Erfreuliches. Wo sich

dieses Volk gegen äußere Feinde wendet, ist es zwar groß und glänzend, allein die Zerstückelung der Staaten und der ewige Krieg im Inneren, wo der eine Grieche die Waffen gegen den anderen kehrt, ist auch desto unerträglicher. Zudem ist die Geschichte unserer eigenen Tage durchaus groß und bedeutend; die Schlachten von Leipzig und Waterloo ragen so gewaltig hervor, daß jene von Marathon und ähnliche andere nachgerade verdunkelt werden. Auch sind unsere einzelnen Helden nicht zurückgeblieben: die französischen Marschälle und Blücher und Wellington sind denen des Altertums völlig an die Seite zu setzen." [E.]

Wissenschaftsbetrieb auf den Universitäten.

B 60 Zu Eckermann, 24. Februar 1824.

Goethe: „Es ist gut, daß Sie bei Gelegenheit Ihrer Rezension sich die indischen Zustände zu eigen gemacht haben; denn wir behalten von unseren Studien am Ende doch nur das, was wir praktisch anwenden."

Eckermann: „Ich habe bei Heeren alte und neue Geschichte gehört, aber ich weiß davon kein Wort mehr. Würde ich aber jetzt einen Punkt der Geschichte in der Absicht studieren, um ihn etwa dramatisch darzustellen, so würde ich solche Studien mir sicher für immer zu eigen machen."

Goethe: „Überall treibt man auf Akademien viel zu viel und gar zu viel Unnützes. Auch dehnen die einzelnen Lehrer ihre Fächer zu weit aus, bei weitem über die Bedürfnisse der Hörer. In früheren Zeiten wurde Chemie und Botanik als zur Arzneikunde gehörig vorgetragen, und der Mediziner hatte daran genug. Jetzt aber sind Chemie und Botanik eigene unübersehbare Wissenschaften geworden, deren jede ein ganzes Menschenleben erfordert, und man will sie dem Mediziner mit zumuten! Daraus aber kann nichts werden; das eine wird über das andere unterlassen und vergessen. Wer klug ist, lehnt daher alle zerstreuende Anforderungen ab und beschränkt sich auf ein Fach und wird tüchtig in einem." [E.]

Der Historiker Heeren (1760—1842) war seit 1787 Professor in Göttingen.

B 61 Zu Falk, Ende Februar 1809.

„Es ist alles in den Wissenschaften zu weitschichtig geworden. Auf unsern Kathedern werden die einzelnen Fächer planmäßig zu halbjährigen Vorlesungen mit Gewalt auseinandergezogen. Die Reihe von wirklichen Erfindungen ist gering, besonders, wenn man sie durch ein paar Jahrhunderte im Zusammenhange betrachtet. Das meiste, was getrieben wird, ist doch nur Wiederholung von dem, was dieser oder jener berühmte Vorgänger gesagt hat. Von einem selbständigen Wissen ist kaum die Rede. Man treibt die jungen Leute herdenweise in Stuben und Hörsäle zusammen und speist sie in Ermangelung wirklicher Gegenstände mit Zitaten und Worten ab. Die Anschauung, die oft dem Lehrer selbst fehlt, mögen sich die Schüler hinterdrein selbst verschaffen! Es gehört eben nicht viel dazu, um einzusehen, daß dies ein völlig verfehlter Weg ist. Besitzt nun der Professor vollends gar einen gelehrten Apparat, so wird es dadurch nicht besser, sondern nur noch schlimmer. Des Dünkels ist nun gar kein Ende. Jeder Färber an seinem Kessel, jeder Apotheker an seinem Destillierkolben muß sich sofort des breitern von ihm belehren lassen. Die armen Teufel von Praktikern, ich kann nicht sagen, wie sie mich dauern, daß sie in solche Hände gefallen sind! Da saß ehemals so ein alter Färber in Heilbronn, der war klüger als sie alle! Dafür haben sie ihn aber auch tüchtig ausgelacht. Was gäbe ich darum, wenn der alte Meister noch in der Welt wäre, die er, aber die ihn nicht erkannte, und meine Farbenlehre erlebt hätte! Dem hätte sein Kessel geholfen. Der wußte, worauf es ankam.

Wenn ich die Summe von dem Wissenswerten in so mancher Wissenschaft, mit der ich mich mein ganzes Leben hindurch beschäftigt habe, aufschreiben wollte, das Manuskript würde so klein ausfallen, daß Sie es in einem Briefkuvert nach Hause tragen könnten. Es herrscht bei uns der Gebrauch, daß man die Wissenschaften entweder um's Brot verbauern läßt, oder sie auf den Kathedern völlig zersetzt, so daß uns Deutschen nur zwischen einer seichten Popular-

philosophie und einem unverständlichen Gallimathias transzendentaler Redensarten gleichsam die Wahl gelassen ist. Das Kapitel von der Elektrizität ist noch das, was in neuerer Zeit nach meinem Sinne am vorzüglichsten bearbeitet ist.

Die ‚Elemente' des Euklides stehen noch immer als ein unübertroffenes Muster eines guten Lehrvortrages da; sie zeigen uns in der größten Einfachheit und notwendigen Abstufung ihrer Probleme, wie Eingang und Zutritt zu allen Wissenschaften beschaffen sein sollten.

Wie ungeheure Summen haben nicht die Fabrikherren bloß durch falsche Ansichten in der Chemie verloren! Selbst die technischen Künste sind bei weitem nicht, wie sie sollten, vorgerückt. Diese Bücher- und Stubengelehrsamkeit, dies Klugwerden und Klugmachen aus nachgeschriebenen Heften ist auch die alleinige Ursache, daß die Zahl der wahrhaft nützlichen Entdeckungen durch alle Jahrhunderte so gering ist. Wahrlich, wenn heute, wo wir den 29. [so!] Februar 1809 schreiben, der altehrwürdige englische Mönch Baco — mit dem Kanzler Verulam keineswegs zu verwechseln —, nachdem so manche Jahrhunderte hinter seinen wissenschaftlichen Bestrebungen abgelaufen sind, von den Toten zurück zu mir in mein Studierzimmer käme und mich höflichst ersuchte, ihn mit den Entdeckungen, die seitdem in Künsten und Wissenschaften erfolgt, bekannt zu machen, ich würde mit einiger Beschämung vor ihm dastehen und im Grunde nicht so recht wissen, was ich dem guten Alten antworten sollte. Fiele es mir etwa ein, ihm ein Sonnenmikroskop vorzulegen, so würde er mir bald mit einer Stelle in seinen Schriften dienen, wo er dieser Erfindung nicht bloß ahnend vorgriff, sondern derselben auch durch wahrhaft praktische Winke den Weg bahnte. Führte uns unser Gespräch auf die Entdeckung der Uhren, so würde er vielleicht, wenn ich ihm eine vorzeigte, gelassen fortfahren: Es ist das rechte! Es kommt mir indessen nicht unerwartet. Ich habe es ebenfalls vorausgesehen. Von der Möglichkeit solcher Maschinen könnt ihr Seite 504 in meinen Schriften das Nötige nachlesen, wo ich sie ebenfalls, wie das

Sonnenmikroskop und die Camera obscura, ausführlicher behandelt habe. Zuletzt, nach völliger Durchmusterung aller neuer Erfindungen, müßte ich vielleicht erwarten, daß sich der tiefsinnige Klosterbruder mit folgenden Worten von mir verabschiedete: Besonderes ist es eben nicht, was ihr da im Laufe so vieler Jahrhunderte geleistet habt. Rührt euch besser! Ich will mich nun wieder schlafen legen und nach vier Jahrhunderten wiederkommen und zusehen, ob auch ihr schlaft, oder ob ihr in diesem oder jenem Stücke weiter fortgeschritten seid!

Bei uns Deutschen geht alles fein langsam von statten. Als ich vor nunmehr zwanzig Jahren die erste Idee von der Metamorphose der Pflanzen aufstellte, wußte man bei Beurteilung dieser Schrift nichts weiter als die einfache Behandlung im Vortrag eines wissenschaftlichen Gegenstandes herauszuheben, die jungen Leuten allenfalls zum Muster dienen könne. Von der Gültigkeit eines Grundgesetzes, auf dessen Entwicklung doch hier eben alles ankam, und das, im Fall es sich bewährte, durch die ganze Natur die mannigfaltigste Anwendung erlaubte, vernahm ich kein Wort. Das macht, es stand nichts davon im Linné, den sie ausschreiben und sodann ihren Schülern vortragen.

Man sieht aus allem: der Mensch ist zum Glauben und nicht zum Schauen gemacht. Wie lange wird es dauern, so werden sie auch an mich glauben und mir dies und jenes nachsprechen! Ich wollte aber lieber, sie behaupteten ihr Recht und öffneten die Augen selbst, damit sie sähen, was vor ihnen liegt; so aber schelten sie nur auf alles, was bessere Augen hat als sie, und nehmen es sogar übel, wenn man sie in ihren Kathederansichten der Blödsichtigkeit beschuldigt. Von der Farbenlehre, die mit der Metamorphose der Pflanzen auf einem und demselben Prinzipe beruht, gilt dieses eben auch. Sie werden sich aber die Resultate derselben auch schon aneignen; man muß ihnen nur Zeit lassen und besonders es nicht übelnehmen, wenn sie einen, wie es mir jetzt in der Metamorphose der Pflanzen häufig genug be-

gegnet, ohne zu nennen, ausschreiben und fremdes Eigentum für das ihre ausgeben.

Was den Mönch Baco betrifft, so darf uns diese außerordentliche Erscheinung nicht wundernehmen. Wir wissen ja, daß sich in England sehr früh große Keime von Zivilisation zeigten. Die Eroberung dieser Insel durch die Römer möchte wohl dazu den ersten Grund gelegt haben. Dergleichen verwischt sich doch nicht so leicht, wie man wohl glaubt. Späterhin machte auch das Christentum ebenfalls daselbst, und das schon frühe, die bedeutendsten Fortschritte. Der heilige Bonifacius ist nicht nur mit einem Evangelienbuche, sondern auch mit dem Winkelmaß in der Hand, und von allen Baukünsten begleitet, von dort her zu uns herüber nach Thüringen gekommen. Baco lebte zu einer Zeit, wo der Bürgerstand durch die Magna charta bereits große Vorrechte in England erlangt hatte. Die erlangte Freiheit der Meere, die Jury oder die Geschwornengerichte vollendeten diesen heitern Anfang. Es war fast unmöglich, daß bei so günstigen Umständen die Wissenschaften zurückbleiben und nicht auch einen freien Aufschwung nehmen sollten. In Baco nahmen sie denselben wirklich. Dieser sinnige Mönch, ebensoweit vom Aberglauben als vom Unglauben entfernt, hat alles in der Idee, nur nicht in der Wirklichkeit gehabt. Die ganze Magie der Natur ist ihm, im schönsten Sinne des Worts, aufgegangen. Er sah alles, was kommen mußte, die Sonnenmikroskope, die Uhren, die Camera obscura, die Projektionen des Schattens; kurz, aus der Erscheinung des einzigen Mannes könnte man abnehmen, was für Fortschritte das Volk, zu dem er gehörte, im Gebiete der Erfindungen, Künste und Wissenschaften zu machen berufen war.

Strebt aber nur immer weiter fort, junges, deutsches Volk, und werdet nicht müde, es auf dem Wege, wo wir es angefangen haben, glücklich fortzusetzen! Ergebt euch dabei keiner Manier, keinem einseitigen Wesen irgendeiner Art, unter welchen Namen es auch unter euch auftrete! Wißt, verfälscht ist alles, was uns von der Natur trennt; der Weg

der Natur aber ist derselbe, auf dem ihr Baco, Homer und Shakespeare notwendig begegnen müßt. Es ist überall noch viel zu tun! Seht nur mit eigenen Augen und hört mit eigenen Ohren! Übrigens laßt es euch nicht kümmern, wenn sie euch anfeinden! Auch uns ist es, weil wir lebten, nicht besser gegangen." [F.]

Der Franziskanermönch Roger Baco lebte von 1214—1294 in England, lehrte zu Oxford, ward aber viele Jahre wegen seiner kühnen Lehren im Kloster eingesperrt. Seine Schriften beziehen sich auf sämtliche damals vorhandene Wissenschaften. — Der Mathematiker Euklides lebte um 300 v. Chr. zu Alexandrien. — Über die Aufnahme von Goethes wissenschaftlichen Lehren s. C 34—43.

B 62 F. v. Müller, 20. September 1825.

Von dem Abgrund der jenaischen Professorengemeinheit, veranlaßt durch Besprechung über Voigts jun. Anspruch auf eine Fakultätsstelle. Von Hands Intrigen und des Kurators entsetzlicher Schwäche.

Goethe: „Und selbst der treffliche Großherzog zeigt oft unbegreifliche Passivität in diesen Jenensibus. Er hat absolut keinen Begriff von der Vergangenheit und dem, was in ihr geleistet worden; nur die Gegenwart ist ihm klar; es ist kein wahres dauerndes Interesse an dem, was geschieht, vorhanden. Man müßte sich zu Tode ärgern, hätte man nicht längst Räson gemacht und auf das Unerreichbare verzichtet. Man muß eben alles so hingehen lassen und sich im Sommer auswärts Heiterkeit und frische Lebenslust holen, den Winter hindurch hier auszuhalten. Ich freue mich nur, wie stattlich und in schönster Ordnung meine Institute zu Jena sind, die ja nur errichtet wurden, um das wirklich zu leisten, was die Nominalprofessuren nicht vermögen. Ich habe aber auch den Stolz, daß sie nicht zwei Jahre nach meinem Tode fortbestehen, sondern mit mir untergehen werden. Denn dann wird man hineinpfuschen, alles persönlich und willkürlich betrachten, statt daß ich alles rein objektiv behandelt und keinen einzigen unnötig oder überflüssig Angestellten habe." [M.]

Voigt jun. war Friedrich Siegmund V., geb. 1784, Sohn von Joh. Heinrich V. (1751—1823). Der Vater war seit 1789 Professor der Mathematik in Jena, der Sohn seit 1807 außerord. Prof. der Medizin, seit 1818 Professor der Botanik. — Ferdinand Hand, geb. 1780, war seit 1817 Professor der griechischen Literatur in Jena. — Einen Kurator mußte jede Universität seit 1819 nach Vorschrift des Frankfurter Bundestages haben; die politische Bewegung gerade in Jena hatte diese neue Aufsicht hervorgerufen. Nachdem Goethe das Amt abgelehnt hatte, übernahm es Philipp Wilhelm v. Motz, der es bis Ostern 1829 verwaltete. — Goethes Zorn gegen die Universität Jena wird derjenige verstehen, der die Kette von Ärger und Sorgen übersieht, die die Professoren und Studenten umschichtig den in Weimar Regierenden auferlegten. Es gehörte Karl Augusts Liebe zum Gefährlichen und sein rasches Vergessen vergangener Widerwärtigkeiten dazu, um trotzdem die Universität, die ein paarmal dem Eingehen nahe war, aufrecht zu erhalten. Goethe ärgerte sich besonders über die sehr mangelhafte Disziplinarverwaltung durch den akademischen Senat und den jährlich wechselnden Rektor; sodann über den unreifen, demagogischen Idealismus mancher Professoren, die die liberale weimarische Regierung in immer neue Mißverhältnisse mit mächtigeren Staaten brachten; endlich über die in den Nummern B 8, 60 geschilderte unanschauliche, unpraktische Lehrmethode und die Ausdehnung des Unterrichts auf unnütze Gelehrsamkeit.

Kinderschulen.

Erste Unterrichtsgegenstände für Kinder.

B 63 Mit Dietmar, 24. Juli 1786.

Der Schlesier Dietmar hatte als junger Kandidat das Salzmannsche Erziehungsinstitut in Schnepfenthal bei Gotha besucht und berichtete Goethen darüber:

Mein Vorschlag, den ich dem Professor Salzmann getan, die Naturgeschichte den Kindern in den Abendstunden mittels einer Laterna magica zu lehren, gefiel ihm besonders.

Goethe: „Er hat einen Bruder in Erfurt, der ein geschickter Tiermaler ist, der ihm die unvernünftige Welt zu diesem Behuf auf Glas malen könnte.

So wahr und gut es wäre, den Kindern frühzeitig Geographie zu lehren, so bin ich doch der Meinung, daß man mit den nächsten Umgebungen der bildenden Natur zuerst anfangen müßte. Alles, was auf ihre Augen und Ohren Eindruck macht, erregt ihre Aufmerksamkeit. Sonne, Mond und Sterne, Feuer, Wasser, Schnee, Eis, Wolken, Gewitter, Tiere, Pflanzen und Steine sind die besonders wirksamsten Eindrücke auf das kindliche Gemüt. Kinder haben Mühe, die von Menschen gebildeten Formen von den natürlichen Gestalten zu unterscheiden, und es wäre nicht zu verwundern, wenn sie den Vater fragen: wie machst du die Bäume?" [E.]

Christian Gotthilf Salzmann (1744—1811) war einer der berühmtesten Pädagogen zu Goethes Zeit. Ursprünglich Pfarrer, wurde er 1781 Lehrer an Basedows Philanthropin in Dessau; 1784 gründete er seine eigene Erziehungsanstalt in Schnepfenthal bei Gotha; sie war ganz ähnlich den heutigen Landerziehungsheimen und galt als „Himmel für die Kinderwelt".

Pestalozzis Methode.

B 64 Boisserée, 5. August 1815.

Abends war ich mit Goethe und Oberbergrat Cramer auf dem Geisberg [bei Wiesbaden]. Ein Schwager von Cramer aus Hanau kam nach; das Töchterchen des alten Oberbergrats, etwa sechzehn Jahre alt, führte ihn zu uns, ein ganz einfaches, frisches Kind. Goethe neckte sie mit ihrer großen Pestalozzischen Rechenkunst, erzählte uns von der Schule hier, und ließ dem Mädchen keine Ruhe, bis sie sich selbst eine algebraische Aufgabe, aber in Zahlen gab, und die Auflösung machte. Es war eine verwickelte Aufgabe, drei unbekannte Zahlen, von denen nur die Verhältnisse unter sich angegeben waren. Mir wurde ganz schwindelig bei der Auflösung; vorerst war es einmal nicht möglich zu folgen; dann aber die Bestimmtheit, die Förmlichkeit, womit das Kind die trockenen Dinge aussprach, die man sonst nur in den mathematischen Hörsälen zu hören kriegt, und wie sich dies arme Köpfchen was darauf zugut tat, mit den hohlen Zahlen und Verhältnissen herum zu wirtschaften; wie es gar selbst mit über diese Kunst sprach und vernünftelte, warum es Elementarunterricht genannt werde, da es doch, wie Goethe bemerkte, ganz darüber hinausginge, weil jeder alles selbst finde und erfinde: endlich über Buchstabenrechnungen, Gleichungen usw. Das alles, mit der festen, schulmeisterlichen Haltung, setzte mich wahrhaft in Schrecken.

Als wir im Dunkel gegen zehn Uhr nach Hause kamen, klagte Goethe seinen Jammer über dies Pestalozzische Wesen. Wie das ganz vortrefflich nach seinem ersten Zweck und Bestimmung gewesen, wo Pestalozzi nur die geringe Volksklasse im Sinne gehabt, die armen Menschen, die in einzelnen Hütten in der Schweiz wohnen, und die Kinder nicht in Schulen schicken können. Aber wie es das Verderblichste von der Welt werde, sobald es aus den ersten Elementen hinaus gehe, auf Sprache, Kunst und alles Wissen und Können angewandt werde, welches notwendig ein Überliefertes voraussetze, und wo man nicht mit unbekannten Größen, leeren Zahlen und Formen zu Werk gehen könne. Und nun gar dazu der Dünkel, den dieses verfluchte Erziehungswesen errege. Da sollte ich nur einmal die Dreistigkeit der kleinen Buben hier in der Schule sehen, die vor keinem Fremden erschrecken, sondern ihn in Schrecken setzen! Da falle aller Respekt, alles weg, was die Menschen untereinander zu Menschen macht. [Goethe fuhr fort:]

„Was wäre denn aus mir geworden, wenn ich nicht immer genötigt gewesen wäre, Respekt vor Anderen zu haben! Und diese Menschen mit ihrer Verrücktheit und Wut, alles auf das einzelne Individuum zu reduzieren und lauter Götter der Selbständigkeit zu sein! Diese wollen ein Volk bilden und den wilden Scharen widerstehen, wenn diese einmal sich der elementarischen Handhaben des Verstandes bemächtigt haben, welches nun gerade durch Pestalozzi unendlich erleichtert ist! Wo sind da religiöse, wo moralische und philosophische Maximen, die allein schützen könnten?"

Er fühlte recht eigentlich einen Drang, mir über alles dieses sein Herz auszuschütten, und ich selbst war von all diesem voll; es sprach mich gleich an, wie eine Meldung des jüngsten Tages. So führten wir uns wechselseitig in das Gespräch hinein, und Goethe bat mich wiederholt um Gotteswillen, nicht in die Schule zu gehen, ich würde zu sehr erschrecken. Cramer hatte mir schon vor seiner Rückkehr gesagt, daß ihn das Pestalozzische Wesen außerordentlich interessiere und er immer davon spreche. [B.]

In Wiesbaden hatte Pestalozzis Schüler de l'Aspée eine Elementarschule eingerichtet und Goethe gebeten, sie zu besuchen.

Prinzenerziehung.

Kinder als Lehrmeister.

B 65 Soret, 18. Juli 1824.

Der kleine Walther Goethe hat mehrere Tage in Gesellschaft des Prinzen in Dornburg verbracht. Der Großvater fragte mich, ob ich mit seinem Enkel zufrieden sei. Ich bejahte dies und bemerkte dabei, sein Ideenkreis sei sehr umfänglich, weshalb er auch für meinen Zögling nützlich gewesen wäre; er habe mit ihm von Dingen gesprochen, die ihm neu waren, weil sie tägliche Lebenserfahrungen enthielten; ich würde daher Gewicht darauf legen, den Prinzen in Gesellschaft gut erzogener und unbefangener Kinder zu sehen.

Goethe: „Die Kinder sind die besten Lehrmeister, die man wählen kann, weil sie sich leicht einander anpassen, ein aufmerksames Ohr haben und eine viel verständlichere Sprache reden als wir. Wenn sich der Gedankengang bei meinem Walther änderte, wenn er ein gefährliches Noli-me-tangere merkte, wenn er das ihm neue Hofleben zu sehen bekäme, so besorge ich, daß Ihr Zögling nicht soviel profitieren würde als Sie glauben, weil Walther fürchten könnte, den Prinzen zu verletzen und ihn zu rücksichtsvoll behandeln würde.“ [E.]

Soret: „Ich hoffe, daß dies nicht der Fall sein wird; die beiden Freunde verkehren so vertraulich miteinander, daß sich Walther ganz offen aussprach, und der Prinz wird davon Nutzen gezogen haben.“

Walther v. Goethe und der hier gemeinte Prinz, der nachmalige Großherzog Karl Alexander, wurden lebenslängliche Freunde.

Kadettenanstalt.

B 66 Soret, 21. Dezember 1828.

Um diese Zeit handelte es sich um einen gründlichen Wechsel in der Erziehung des Prinzen, welcher unter militärische Disziplin kommen sollte. Ich entwarf den Plan zu einer Art von Kadettenschule, nachdem ich mich darüber mit von Beulwitz beraten. Ich hatte das Vorgeschlagene kräftig zu verteidigen und darauf zu bestehen, daß der Stand des Prinzen unbeachtet bleiben und dieser als bloßer Kadett behandelt werden müsse. Auch Goethe bat ich um seinen Rat; er las meinen Entwurf, über den ich mit ihm mehr als einmal unterhandelte.

In einer dieser Unterredungen hielt er krampfhaft an der Meinung fest, es werde am zweckmäßigsten sein, den Prinzen in eine Kadettenanstalt nach Berlin zu schicken, weil man nur dort auf die Stellung des Prinzen keinerlei unerwünschte Rücksicht nehmen werde; hier würde man nie zu dem Ziele gelangen, daß Vorschriften gehörig respektiert würden, welche von den Eltern bei jeder Gelegenheit überschritten werden dürften. „Derartige Maßnahmen können sich nur wirksam erweisen," sagte er, „wenn sie rücksichtslos durchgeführt werden; ist dies nicht der Fall, so sind sie viel mehr gefährlich als nützlich." [S.]

Übliche Fürstenbildung.

B 67 — Zu Eckermann, 23. Oktober 1828.

[Die Bildung der Fürsten sei meist nur oberflächlich.] „Und es ist kein Wunder, wenn man die entsetzlichen Zerstreuungen und Zerstückelungen bedenkt, die das Hofleben mit sich führt und denen ein junger Fürst ausgesetzt ist. Von allem soll er Notiz nehmen. Er soll ein bißchen das kennen und ein bißchen das, und dann ein bißchen das und wieder ein bißchen das. Dabei kann sich aber nichts setzen und nichts Wurzel schlagen." [E.]

Vollständiger G 47.

Besondere Schülercharaktere.

Behandlung phantasiereicher Kinder.

B 68 — Soret, 21. Mai 1824.

Es handelte sich um meinen Zögling [den nachmaligen Großherzog Karl Alexander].

Goethe: „Wie haben Sie Ihre Zeit mit ihm eingeteilt?"

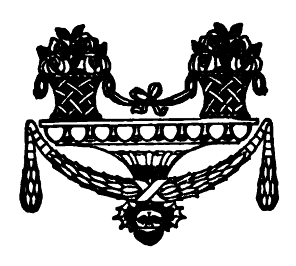
Soret: „Bis jetzt ist die regelmäßige Stundenzahl sehr beschränkt, und es gibt vielerlei Anlaß zur Zerstreuung. Sobald der Prinz disponiert ist, einem Gespräche zu folgen, versuche ich ihn immer auf positive Ideen und Tatsachen zurückzuführen, weil er sich mit Vorliebe poetischen Vor-

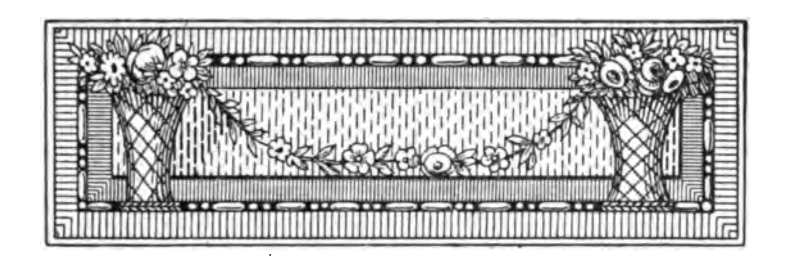
stellungen hingibt. Ich würde lieber den entgegengesetzten Weg einschlagen; aber in seinem Verhältnis ist es mehr als bei Andern angezeigt, sich an die Wirklichkeit zu halten."

Goethe: „Von beiden sich gegenüberstehenden Methoden haben Sie die schwierigere gewählt. Meinerseits bin ich der Ansicht, daß die besten Gegengifte unter den Giften selbst zu suchen sind, und Sie würden vielleicht leichter zum Ziele gelangen, wenn Sie auf seine Vorstellungen mehr durch die Poesie als durch die Realität einwirkten." [S.]

Verweisungen:

Musäus A 79; Pestalozzi B 64; Salzmann B 63; Turnen F 5.





C. Wissenschaft.

Wißbegier und Widerspruch.

Wißbegier.

C 1 — Zu Riemer, Juni 1818.

„Der Mensch ist wohl ein seltsames Wesen! Seitdem ich weiß, wie es mit dem Kaleidoskop zugeht, interessiert mich's nicht mehr. Der liebe Gott könnte uns recht in Verlegenheit setzen, wenn er uns die Geheimnisse der Natur sämtlich offenbarte: wir wüßten vor Unteilnahme und Langerweile nicht was wir anfangen sollten." [R 2.]

Das Kaleidoskop (Schöneformenseher) ist das jetzt als Kinderspielzeug bekannte Instrument. Es wurde 1817 von Brewster erfunden; man setzte anfangs große Hoffnungen darauf, erwartete von ihm u. a. neue Muster für Tapeten, Kattune, Buntpapiere; nach einigen Jahren verloren aber die Erwachsenen das Interesse daran. — Ähnlich sagte Goethe am 15. Juli 1831 zu Soret: „Es geht doch nichts über die Freude, die uns das Studium der Natur gewährt. Ihre Geheimnisse sind von einer unergründlichen Tiefe, aber es ist uns Menschen erlaubt und gegeben, immer weitere Blicke hineinzutun. Und gerade, daß sie am Ende doch unergründlich bleibt, hat für uns einen ewigen Reiz, immer wieder zu ihr heranzugehen und immer wieder neue Einblicke und neue Entdeckungen zu versuchen."

Widerspruch als Echo.

C 2 Zu Riemer, 6. Dezember 1807.

„Sowie etwas ausgesprochen wird, sogleich wird ihm auch widersprochen, wie der Ton gleich sein Echo hat.

Seitdem man die dunkeln Empfindungen und Ahnungen des unendlichen Zusammenhangs der Geister- und Körperwelt (Mystik) allgemeiner und öffentlich auszusprechen anfängt, ist keiner, der nicht das in Worten bestritte, was er in Empfindung und Ahnung gelebt und geleistet hat.

Die sublimierten Gefühle der Liebe ausgesprochen erregen den Widerspruch aller nicht so Gesinnten. ‚Das ist Überspannung, krankhaftes Wesen' — heißt es da. Als wenn Überspannung, Krankheit nicht auch ein Zustand der Natur wäre!" [R 2.]

C 3 Zu Riemer, 26. November 1806.

„Daß der Mensch, zur Behauptung seiner Freiheit, den Gegensatz des Gegebenen selbst hervorruft, diese Erscheinung zeigt sich auch im Physischen, wo das Auge den Gegensatz einer gegebenen Farbe selbst hervorbringt, und mit dem Gegebenen und selbst Hervorgebrachten die Totalität abschließt." [R.]

Vgl. die Erziehungsweise der Mohammedaner B 25.

Dialektik und Naturstudium.

C 4 Eckermann, 18. Oktober 1827.

Als Hegel zu Besuch bei Goethe war, wendete sich das Gespräch auf das Wesen der Dialektik.

Hegel: „Es ist im Grunde nichts weiter, als der geregelte, methodisch ausgebildete Widerspruchsgeist, der jedem Menschen innewohnt, und welche Gabe sich groß erweist in Unterscheidung des Wahren vom Falschen."

Goethe: „Wenn nur solche geistige Künste und Gewandtheiten nicht häufig gemißbraucht und dazu verwendet würden, um das Falsche wahr und das Wahre falsch zu machen!"

Hegel: „Dergleichen geschieht wohl, aber nur von Leuten, die geistig krank sind.“

Goethe: „Da lobe ich mir das Studium der Natur, das eine solche Krankheit nicht aufkommen läßt! Denn hier haben wir es mit dem unendlich und ewig Wahren zu tun, das jeden, der nicht durchaus rein und ehrlich bei Beobachtung und Behandlung seines Gegenstandes verfährt, sogleich als unzulänglich verwirft. Auch bin ich gewiß, daß mancher dialektisch Kranke im Studium der Natur eine wohltätige Heilung finden könnte.“ [E.]

Grenzen der Erkenntnis.

Die Wissenschaft ein künstliches Leben.

C 5 Zu Riemer, 21. Oktober 1805.

„Alle unsere Erkenntnis ist symbolisch. Eins ist das Symbol vom andern. Die magnetische Erscheinung Symbol der elektrischen, zugleich dasselbe und zugleich ein Symbol der andern, ebenso die Farben durch ihre Polarität symbolisch für die Pole der Elektrizität und des Magnets. Und so ist die Wissenschaft ein künstliches Leben, aus Tatsache, Symbol, Gleichnis wunderbar zusammengeflossen.“ [R.]

Sittliche und mathematische Symbole.

C 6a Zu Riemer, 24. Juli 1809.

„Die sittlichen Symbole in den Naturwissenschaften (z. B. das der »Wahlverwandtschaft«, vom großen Bergmann erfunden und gebraucht) sind geistreicher und lassen sich eher mit Poesie, ja mit Sozietät verbinden, als alle übrigen, die ja auch, selbst die mathematischen, nur anthropomorphisch sind, nur daß jene dem Gemüt, diese dem Verstande angehören.

Es ist seltsam, daß eine so geistreiche Nation wie die französische sich mit solchen mathematischen, wie die des Cartesius sind, mit solchen Figuren, als seine Wirbel vorstellen, hat befassen mögen, die so unbegreiflich als irgendein anderes der geoffenbarten Religion auch sind. Aber es scheint so, daß, wenn man sich des Unbegreiflichen in irgendeinem Falle abtut und es nicht anerkennen will, man zur Genugtuung in eine andere unbegreifliche Vorstellungsart verfällt, wie z. B. die Cartesianische oder Newtonsche sind." [R.]

Der „große Bergmann" ist der schwedische Naturforscher Torbern Olof Bergmann (1733—1784). — Anthropomorphisch: dem Menschen nachgeahmt oder angepaßt. — Cartesius: René Descartes (1596—1650). Cartesius war groß als Philosoph, Mathematiker und Physiker; mit seinen Wirbeln meint Goethe eine Hypothese, wonach die Planetenbewegung um die Sonne und die Trabantenbewegung um die Planeten durch eine äußerst feine Materie erklärt wurde, die um jene Himmelskörper sich bewege und die untergeordneten Himmelskörper mit fortreiße. — Isaak Newton (1642—1727) ist der große englische Mathematiker und Naturforscher, den Goethe fast wie einen persönlichen Feind bekämpfte. Newton erklärte die Bewegung der Himmelskörper durch Schwere und Anziehungskraft. In der ‚Farbenlehre' handelt Goethe ausführlich über ihn.

C 6b Zu Riemer, 14. Januar 1807.

„Die mathematischen Formeln außer ihrer Sphäre, d. h. dem Räumlichen, angewendet, sind völlig starr und leblos, und ein solches Verfahren höchst ungeschickt. Gleichwohl herrscht in der Welt der von den Mathematikern unterhaltene Wahn, daß in der Mathematik allein das Heil zu finden sei, da sie doch, wie jedes Organ, unzulänglich gegen das All ist. Denn jedes Organ ist spezifisch und für das Spezifische." [R 2.]

Persönliche Bedingtheit der Vorstellungen.

C 7 Boisserée, 2. August 1815.

Goethe: „Wunderliche Bedingtheit des Menschen auf seine Vorstellungsart, wie Kant sehr richtig mit Antinomie der Vorstellungsart ausdrückt; so muß es mir mit Gewalt

abgenötigt werden, wenn ich etwas für vulkanisch halten soll, ich kann nicht aus meinem Neptunismus heraus. Das ist mir am auffallendsten gewesen am Laacher See und zu Mennig; sehen Sie, das hat mich so ruhig gelassen, daß ich, wie Abt Spangenberg, hätte sagen mögen: Wir wünschen der lieben Gemeinde unsere Ruhe und unsern Frieden! Da ist mir nun alles so allmählich erschienen, das Loch mit seinen gelinden Hügeln und Buchenhainen; und warum sollte denn das Wasser nicht auch löcherige Steine machen können, wie die Bimssteine und die Mennigersteine? Daß das Gewässer, ehe es sich gesetzt, zuletzt noch einmal große Bewegung gemacht, wie im ersten Anfang, warum das nicht? Es möchte dem Vulkanismus schwerer fallen, die Mennigersteine als Lava durchzuführen, und vollständig zu erklären, wie sie geflossen und dahin gekommen. Ja, wenn von Vulkanen die Rede, wie bei Nemi in Italien, da bin ich genötigt, überzeugt und überwältigt, da glaube ich; und wenn ich einmal einen Vulkan anerkenne und verteidige, dann will es auch was heißen; so in Böhmen, da habe ich bewiesen, wie ich mich eines Vulkans annehmen kann. Aber hier hat Hamilton mehr gesehen, als zu sehen war, und dem hat dann der elende Deluc, der gar nichts davon versteht, nachgeschwatzt. Diese Antinomie der Vorstellungsart ist es nun, warum wir Menschen nie auf's Reine kommen können mit einem gewissen Maß von Wissen, sondern immer alte Wahrheiten und Irrtümer auf eine neue Weise aussprechen; darum wir über viele Dinge uns nie ganz verständlich machen können und ich daher oft zu mir sagen muß: darüber und darüber kann ich nur mit Gott reden, wie das in der Natur ist, und das; was geht es nun weiter die Welt an! Sie faßt entweder meine Vorstellungsart, oder nicht, und im letztern Falle hilft mir alle Menschheit nichts. Darum, über viele Dinge kann ich nur mit Gott reden." [B.]

Antinomie: Widerspruch zweier Gesetze. Vulkanisch und Neptunismus D 19. — Mit „Abt" Spangenberg ist wohl der herrnhutische Bischof August Gottlieb Sp. (1704—1792) gemeint, den Goethe

vermutlich auf der Synode zu Marienborn gesehen und gehört hat. — Jean André Deluc (1727—1817) war ein Genfer, der in England lebte; er bemühte sich besonders, seine geologische Wissenschaft in Einklang mit dem 2. Buch Moses zu bringen. — Hamilton ist Sir William H. (1731—1803), englischer Gesandter in Neapel, Naturforscher und Kunstkenner. Goethe erzählt von ihm in der ‚Ital. Reise'. H. hat 1772 und 1776 über den Vesuv und die sizilischen Vulkane Werke herausgegeben.

Wie wenig wir wissen.

C 8 Zu Eckermann, 11. Juni 1825.

„Was wissen wir denn, und wie weit reichen wir denn mit all unserem Witze!

Der Mensch ist nicht geboren, die Probleme der Welt zu lösen, wohl aber zu suchen, wo das Problem angeht, und sich sodann in der Grenze des Begreiflichen zu halten. Die Handlungen des Universums zu messen, reichen seine Fähigkeiten nicht hin, und in das Weltall Vernunft bringen zu wollen, ist bei seinem kleinen Standpunkte ein sehr vergebliches Bestreben. Die Vernunft des Menschen und die Vernunft der Gottheit sind zwei sehr verschiedene Dinge.

Sobald wir dem Menschen die Freiheit zugestehen, ist es um die Allwissenheit Gottes getan; denn sobald die Gottheit weiß, was ich tun werde, bin ich gezwungen, zu handeln, wie sie es weiß.

Dieses führe ich nur an als ein Zeichen, wie wenig wir wissen, und daß an göttlichen Geheimnissen nicht gut zu rühren ist.

Auch sollen wir höhere Maximen nur aussprechen, insofern sie der Welt zugute kommen; andere sollen wir bei uns behalten, aber sie mögen und werden auf das, was wir tun, wie der milde Schein einer verborgenen Sonne ihren Glanz breiten." [E.]

Die Dinge an sich.

C 9 Zu Riemer, 2. August 1807.

„Alle Philosophie über die Natur bleibt doch nur Anthropomorphismus, d. h. der Mensch, eins mit sich selbst, teilt allem, was er nicht ist, diese Einheit mit, zieht es in die seinige herein, macht es mit sich selbst eins.

Um die Natur zu erkennen, müßte er sie selbst sein. Was er von der Natur ausspricht, das i s t etwas, d. h. es ist etwas Reales, es ist ein Wirkliches, nämlich in bezug auf ihn. Aber was er ausspricht, das ist nicht alles, es ist nicht die ganze Natur, er spricht nicht die Totalität derselben aus.

Wir mögen an der Natur beobachten, messen, rechnen, wägen usw., wie wir wollen, es ist doch nur unser Maß und Gewicht, wie der Mensch das Maß der Dinge ist. Das Maß könnte größer oder kleiner sein, es ließe sich mehr oder weniger damit abmessen, aber das Stück, das Gewebe, bleibt nach wie vor, was es ist, und nichts weiter von ihm als seine Ausdehnung in bezug auf den Menschen ist durch jene Operation ausgesprochen. Mit Duodezimal- oder Dezimalmaß wird nichts von der sonstigen anderweitigen Natur des Dinges ausgesprochen und verraten.

Dies zur Verständigung und Vereinigung mit denen, welche noch von Dingen an sich sprechen. Ob sie gleich von den Dingen an sich nichts sagen können, eben weil es Dinge an sich, das heißt außer Bezug auf uns und wir auf sie sind, und sie alles, was wir von den Dingen sagen, für unsere Vorstellungsart halten (wobei nur zu bemerken ist, daß es nicht bloße Vorstellungsart sein kann, sondern das Ding in unserer Vorstellungsart von ihr bekleidet), so leuchtet doch daraus soviel ein, daß sie mit uns darin einig sind, daß, was der Mensch von den Dingen aussagt, nicht ihre ganze Natur erschöpft, daß sie dieses Ausgesagte nicht nur allein, einzig, sondern noch viel mehr und anderes sind. Und das ist doch wahr; denn man entdeckt täglich mehr Relationen der Dinge zu uns, empfindet ihnen noch immer etwas ab. Das heißt:

die Dinge sind unendlich. Das wissen wir ja. Mit einem Worte: der Mensch spricht das Objekt nicht ganz aus. Aber was er davon ausspricht, das ist ein reales, wäre es auch nur seine Idiosynkrasie, das heißt: der Bezug, den es auf ihn allein hat. Wäre das nicht, wer sollte den Bezug aussprechen? Der Mensch ist in dem Augenblicke, als er das Objekt ausspricht, unter und über ihm, Mensch und Gott in einer Natur vermittelt. Wir sollten nicht von Dingen an sich reden, sondern von dem Einen an sich. Dinge sind nur nach menschlicher Ansicht, die ein verschiedenes und mehreres setzt. Es ist alles nur Eins; aber von diesem Einen an sich zu reden, wer vermag es?

Dinge sind ja selbst nur Verschiedenheiten, durch den Menschen gesetzt und gemacht; und die Verschiedenheiten, die er setzt und macht, wird er ja wohl auch als solche Verschiedenheiten, nämlich als das, wofür er sie erkennt, als verschieden aussprechen können!" [R.]

Der Satz, daß der Mensch das Maß der Dinge sei, stammt von Protagoras. — Idiosynkrasie ist das nicht-normale Verhalten des einzelnen Individuums zu bestimmten Objekten, z. B. Wohlgefallen an widerlichen Gerüchen. — Duodezimal- oder Dezimalmaß: das metrische System, dem die Zehn zugrunde liegt, wurde erst 1793 durch die französische Revolution eingeführt; zu Goethes Zeit war also die Frage, ob die Zehn oder die Zwölf die bessere Rechnungsgrundlage sei, noch neu. In Deutschland blieb man noch lange beim Zwölfersystem, selbst das Zählen geschah vielfach nach Dutzend, Schock, Stiege, Mandel, Buch usw. Die Dezimalbruchrechnung kennt man erst seit 1596. — Das „Eine" ist bei Goethe öfters ein Name der Gottheit. — „Um die Natur zu erkennen, müßte er sie selbst sein": Goethes hingebende Sachlichkeit war eine Annäherung an dies Unerreichbare; kennzeichnend für ihn ist, was Frau v. Stein über seine Krankheit im Januar 1801 berichtet: „Fünf Tage wußte er nichts von sich, und weiß sich nur eines sonderbaren Gefühles zu erinnern, als wenn er etwas Ganzes gewesen wäre, eine Landschaft, so etwas Allgemeines; wie er sein Individuum wieder fühlte, war ihm die Empfindung unglücklich."

Das Zugängliche und das Unzugängliche.

C 10 F. v. Müller, 11. April 1827.

„Ich will Ihnen etwas sagen, woran Sie sich im Leben halten mögen. Es gibt in der Natur ein Zugängliches und ein Unzugängliches. Dieses unterscheide und bedenke man wohl und habe Respekt! Es ist uns schon geholfen, wenn wir es überall nur wissen, wiewohl es immer sehr schwer bleibt, zu sehen, wo das eine aufhört und das andere beginnt. Wer es nicht weiß, quält sich vielleicht lebenslänglich am Unzugänglichen ab, ohne je der Wahrheit nahe zu kommen. Wer es aber weiß und klug ist, wird sich am Zugänglichen halten, und indem er in dieser Region nach allen Seiten geht und sich festigt, wird er sogar auf diesem Wege dem Unzugänglichen etwas abgewinnen können, wiewohl er hier doch zuletzt gestehen wird, daß manchen Dingen nur bis zu einem gewissen Grade beizukommen ist, und die Natur immer etwas Problematisches hinter sich behalte, welches zu ergründen die menschlichen Fähigkeiten nicht hinreichen.“ [M.]

Diese Sätze finden sich auch bei Eckermann; er hat sie vom Kanzler erhalten.

Die Urphänomene.

C 11 Eckermann, 18. Februar 1829.

Wir sprachen über die Farbenlehre, unter anderem über Trinkgläser, deren trübe Figuren gegen das Licht gelb und gegen das Dunkel blau erscheinen, und die also die Betrachtung eines Urphänomens gewähren.

Goethe: „Das Höchste, wozu der Mensch gelangen kann, ist das Erstaunen, und wenn ihn das Urphänomen in Erstaunen setzt, so sei er zufrieden; ein Höheres kann es ihm nicht gewähren, und ein Weiteres soll er nicht dahinter suchen: hier ist die Grenze. Aber den Menschen ist der Anblick eines Urphänomens gewöhnlich noch nicht genug; sie denken, es

müsse noch weiter gehen, und sie sind den Kindern ähnlich, die, wenn sie in einen Spiegel geguckt, ihn sogleich umwenden, um zu sehen, was auf der anderen Seite ist.“ [E.]

Ein Urphänomen ist ein letztes Anschauliches; hinter ihm liegt das bloß Gedachte, Phantastische und Mystische.

Koketterie der Natur.

C 13 Soret, 2. August 1831.

„Die Natur ist ein junges, ein wenig kokettes Mädchen, das uns durch tausend seiner Lockungen an sich zieht, aber in dem Augenblick, wo man es zu besitzen glaubt, unsern Armen entschlüpft, so daß wir nichts als ein Truggebilde ergriffen haben.“ [S.]

Die Mathematik.

C 14 Zu F. v. Müller, 18. Juni 1826.

„Die Mathematik steht ganz falsch im Rufe, untrügliche Schlüsse zu liefern. Ihre ganze Sicherheit ist weiter nichts als Identität. Zweimal zwei ist nicht vier, sondern es ist eben zweimal zwei, und das nennen wir abkürzend vier. Vier ist aber durchaus nichts Neues. Und so geht es immer fort bei ihren Folgerungen, nur daß man in den höheren Formeln die Identität aus den Augen verliert. Die Pythagoreer, die Platoniker, meinten Wunder, was in den Zahlen alles stecke, die Religion selbst; aber Gott muß ganz anderswo gesucht werden.“ [M.]

Ganz ähnlich sprach Goethe zu Riemer am 1. August 1811 auch über andere Wissenschaften: „Man spricht ja immer nur die Erfahrung identisch aus. Was man erfährt, das ist ja eben die Erfahrung und weiter nichts dahinter. Doppelbild z. E., das ist ja eben, daß ich zwei Bilder sehe.“

C 15 F. v. Müller, 25. September 1823.

Über Cuviers Lobrede auf Haüy, worin vorkommt: Le ciel est entièrement soumis à la géométrie.

Goethe belächelte diese Phrase sehr, da die Mathematiker ja nicht einmal die vis centripeta noch erklären könnten.

Der Franzose Haüy (1743—1822) war Begründer der wissenschaftlichen Kristallographie. — Die vis centripeta: die zu einem Mittelpunkte hinziehende Kraft im Gegensatz zur Zentrifugalkraft; sind beide Kräfte gleich, so bewegt sich ein Körper im Kreise um den auf ihn wirkenden andern Körper; verändern sich die Kräfte allmählich gegeneinander, so entsteht eine Ellipse. — Der Satz Cuviers: „Der Himmel ist gänzlich der Geometrie unterworfen worden."

Die Astronomie.

C 16 F. v. Müller, 16. Dezember 1812.

Die heutige Bedeckung des Aldebarans, jenes schönen Fixsternes im Zeichen des Widders, durch den Mond hatte [Goethe] sehr feierlich und heiter gestimmt. [Goethe] war, als ob ihm selbst etwas höchst Bedeutendes widerführe.

Goethe: „Die Astronomie ist mir deswegen so wert, weil sie die einzige aller Wissenschaften ist, die auf allgemein anerkannten, unbestreitbaren Basen ruht, mithin mit voller Sicherheit immer weiter durch die Unendlichkeit fortschreitet. Getrennt durch Länder und Meere teilen die Astronomen, diese geselligsten aller Einsiedler, sich ihre Elemente mit und können darauf wie Felsen fortbauen." [M.]

C 17 Zu F. v. Müller, 22. März 1824.

Gruithuisens, des Münchener Astronomen, Behauptung, im Monde eine Festung entdeckt zu haben, mache ihn wütend, denn den Unsinn verbreitet, offenbare Irrtümer für bare Wahrheit ausgegeben zu sehen, sei das Schrecklichste, was einem Vernünftigen begegnen könne. So sei aber die Menschheit; Gott müsse sie wohl nicht anders haben wollen, sonst hätte er es anders mit ihr angefangen. [M.]

Schröter und Gruithuisen waren die ersten Astronomen, die den alten Volksglauben an „Seleniten", Mondbewohner, in die Wissenschaft einführten. Gr., von den ersten Offenbarungen des Fernrohres berauscht, glaubte sogar die Wohnstätten und den daraus aufsteigenden Rauch zu sehen und vermutete, daß die Seleniten wie die Kamtschadalen im Sommer in Jurten über der Erde, im Winter aber in unterirdischen Räumen wohnten.

Die Geschichte der Wissenschaft.

C 18 — Zu Riemer, 21. Oktober 1807.

„Die Geschichte der Wissenschaft ist eine große Fuge, in der die Stimmen der Völker nach und nach zum Vorschein kommen." [R.]

Die Bibel, Aristoteles und Plato.

C 19 — Zu Riemer, 5. April 1808.

„In der Kultur der Wissenschaften haben die Bibel, Aristoteles und Plato hauptsächlich gewirkt, und auf diese drei Fundamente kommt man immer wieder zurück. ‚Neuplatoniker' sagt man, also Rückkehr auf den Plato.

Scholastiker, und daß Kant wieder die Scholastik bringe, also Aristoteles. Jetzt Rückkehr zur Bibel. Man kann aus diesen Elementen nicht heraus, und so ist es lächerlich, wenn die Menschen sagen, die Scholastik kehre wieder, Aristoteles oder Plato." [R.]

Trübung der Wissenschaft durch Mängel der Sprache.

C 20a — Eckermann, 20. Juni 1831.

Wir verhandelten über einige Gegenstände der Naturwissenschaft, besonders über die Unvollkommenheit und Unzulänglichkeit der Sprache, wodurch Irrtümer und falsche Anschauungen verbreitet würden, die später so leicht nicht wieder zu überwinden wären.

Goethe: „Die Sache ist ganz einfach diese: Alle Sprachen sind aus naheliegenden menschlichen Bedürfnissen, menschlichen

Beschäftigungen und allgemein-menschlichen Empfindungen und Anschauungen entstanden. Wenn nun ein höherer Mensch über das geheime Wirken und Walten der Natur eine Ahnung und Einsicht gewinnt, so reicht seine ihm überlieferte Sprache nicht hin, um ein solches von menschlichen Dingen durchaus Fernliegendes auszudrücken. Es müßte ihm die Sprache der Geister zu Gebote stehen, um seinen eigentümlichen Wahrnehmungen zu genügen. Da dieses aber nicht ist, so muß er bei seiner Anschauung ungewöhnlicher Naturverhältnisse stets nach menschlichen Ausdrücken greifen, wobei er denn fast überall zu kurz kommt, seinen Gegenstand herabzieht oder wohl gar verletzt und vernichtet."

Eckermann: „Wenn Sie das sagen, der Sie doch Ihren Gegenständen jedesmal sehr scharf auf den Leib gehen und, als Feind aller Phrase, für Ihre höheren Wahrnehmungen stets den bezeichnendsten Ausdruck zu finden wissen, so will das etwas heißen. Ich dächte aber, wir Deutschen könnten überhaupt noch allenfalls zufrieden sein. Unsere Sprache ist so außerordentlich reich, ausgebildet und fortbildungsfähig, daß, wenn wir auch mitunter zu einem Tropus unsere Zuflucht nehmen müssen, wir doch ziemlich nahe an das eigentlich Auszusprechende herankommen. Die Franzosen aber stehen gegen uns sehr im Nachteil. Bei ihnen wird der Ausdruck eines angeschauten höheren Naturverhältnisses durch einen gewöhnlich aus der Technik hergenommenen Tropus sogleich materiell und gemein, so daß er der höheren Anschauung keineswegs mehr genügt."

Goethe: „Wie sehr Sie recht haben, ist mir noch neulich bei dem Streite zwischen Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire vorgekommen. Geoffroy de Saint-Hilaire ist ein Mensch, der wirklich in das geistige Walten und Schaffen der Natur eine hohe Einsicht hat; allein seine französische Sprache, insofern er sich herkömmlicher Ausdrücke zu bedienen gezwungen ist, läßt ihn durchaus im Stich. Und zwar nicht bloß bei geheimnisvoll-geistigen, sondern auch bei ganz sichtbaren, rein körperlichen Gegenständen und Verhältnissen. Will er die einzelnen Teile eines organischen Wesens ausdrücken, so hat er dafür kein anderes Wort als ‚Materialien', wodurch denn z. B. die Knochen, welche als gleichartige Teile das organische Ganze eines Armes bilden, mit den Steinen,

Balken und Brettern, woraus man ein Haus macht, auf eine Stufe des Ausdrucks kommen.

Ebenso ungehörig gebrauchen die Franzosen, wenn sie von Erzeugnissen der Natur reden, den Ausdruck ‚Komposition'. Ich kann aber wohl die einzelnen Teile einer stückweise gemachten Maschine zusammensetzen und bei einem solchen Gegenstande von Komposition reden, aber nicht, wenn ich die einzelnen lebendig sich bildenden und von einer gemeinsamen Seele durchdrungenen Teile eines organischen Ganzen im Sinne habe." [E.]

Über den Streit zwischen Cuvier und Geoffroy s. C 98 und 99. — Fortsetzung über die „Kompositionen" der Tondichter s. M 3.

C 20b Zu Riemer, 27. März 1814.

„Die Zahlen sind, wie unsere armen Worte, nur Versuche, die Erscheinungen zu fassen und auszudrücken, ewig unzureichende Annäherungen." [R 2.]

Trübung der Wissenschaft durch Tendenzen.

Teleologie.

C 21 Zu Eckermann, 20. Februar 1831.

„Es ist dem Menschen natürlich, sich als das Ziel der Schöpfung zu betrachten und alle übrigen Dinge nur in bezug auf sich und insofern sie ihm dienen und nützen. Er bemächtigt sich der vegetabilischen und animalischen Welt, und indem er andere Geschöpfe als passende Nahrung verschlingt, erkennt er seinen Gott und preist dessen Güte, die so väterlich für ihn gesorgt. Der Kuh nimmt er die Milch, der Biene den Honig, dem Schaf die Wolle, und indem er den Dingen einen ihm nützlichen Zweck gibt, glaubt er auch, daß sie dazu sind geschaffen worden. Ja, er kann sich nicht denken, daß nicht auch das kleinste Kraut für ihn da sei, und wenn er diesen Nutzen noch gegenwärtig nicht erkannt

hat, so glaubt er doch, daß solches sich künftig ihm gewiß entdecken werde.

Und wie der Mensch nun im allgemeinen denkt, so denkt er auch im besonderen, und er unterläßt nicht, seine gewohnte Ansicht aus dem Leben auch in die Wissenschaft zu tragen und auch bei den einzelnen Teilen seines organischen Wesens nach deren Zweck und Nutzen zu fragen. Dies mag auch eine Weile gehen, und er mag auch in der Wissenschaft eine Weile damit durchkommen; allein gar bald wird er auf Erscheinungen stoßen, wo er mit einer so kleinen Ansicht nicht ausreicht, und wo er ohne höheren Halt sich in lauter Widersprüchen verwickelt.

Solche Nützlichkeitslehrer sagen wohl: Der Ochse habe Hörner, um sich damit zu wehren. Nun frage ich aber: Warum hat das Schaf keine? Und wenn es welche hat, warum sind sie ihm um die Ohren gewickelt, so daß sie ihm zu nichts dienen? Etwas anderes aber ist es, wenn ich sage: Der Ochse wehrt sich mit seinen Hörnern, weil er sie hat.

Die Frage nach dem Zweck, die Frage Warum? ist durchaus nicht wissenschaftlich. Etwas weiter aber kommt man mit der Frage Wie? Denn wenn ich frage: Wie hat der Ochse Hörner? so führt mich das auf die Betrachtung seiner Organisation und belehrt mich zugleich, warum der Löwe keine Hörner hat und haben kann. So hat der Mensch in seinem Schädel zwei unausgefüllte hohle Stellen. Die Frage Warum? würde hier nicht weit reichen, wogegen aber die Frage Wie? mich belehrt, daß diese Höhlen Reste des tierischen Schädels sind, die sich bei solchen geringeren Organisationen in stärkerem Maße befinden, und die sich beim Menschen trotz seiner Höhe noch nicht ganz verloren haben.

Die Nützlichkeitslehrer würden glauben, ihren Gott zu verlieren, wenn sie nicht Den anbeten sollen, der dem Ochsen die Hörner gab, damit er sich verteidige. Mir aber möge man erlauben, daß ich Den verehre, der in dem Reichtum seiner Schöpfung so groß war, nach tausendfältigen Pflanzen noch eine zu machen, worin alle übrigen enthalten, und nach

tausendfältigen Tieren ein Wesen, das sie alle enthält: den Menschen.

Man verehre ferner Den, der dem Vieh sein Futter gibt und dem Menschen Speise und Trank, soviel er genießen mag; ich aber bete Den an, der eine solche Produktionskraft in die Welt gelegt hat, daß, wenn nur der millionteste Teil davon in's Leben tritt, die Welt von Geschöpfen wimmelt, so daß Krieg, Pest, Wasser und Brand ihr nichts anzuhaben vermögen. Das ist mein Gott!" [E.]

Diese Ablehnung der Teleologie will nicht sagen, daß Goethe eine Entwicklung der irdischen Wesen nach einem Ziele hin leugnet. Vgl. namentlich D 10, 22, 27, 49.

Biblische Tradition.

C 22 Eckermann, 7. Oktober 1828.

[Bei Anwesenheit des Naturforschers K. F. Ph. von Martius:] „Man will", sagte Herr von Martius, „auf dem Ararat ein Stück von der Arche Noahs versteinert gefunden haben, und es sollte mich wundern, wenn man nicht auch die versteinerten Schädel der ersten Menschen finden sollte."

Diese Äußerung gab zu ähnlichen Anlaß, und so kam die Unterhaltung auf die verschiedenen Menschenrassen, wie sie als Schwarze, Braune, Gelbe und Weiße die Länder der Erde bewohnen; so daß man mit der Frage schloß, ob denn wirklich anzunehmen, daß alle Menschen von dem einzigen Paare Adam und Eva abstammen.

Herr von Martius war für die Sage der Heiligen Schrift, die er als Naturforscher durch den Satz zu bestätigen suchte, daß die Natur in ihren Produktionen höchst ökonomisch zu Werke gehe.

Goethe: „Dieser Meinung muß ich widersprechen. Ich behaupte vielmehr, daß die Natur sich immer reichlich, ja verschwenderisch erweise, und daß es weit mehr in ihrem Sinne sei, anzunehmen, sie habe statt eines einzigen armseligen Paares die Menschen gleich zu Dutzenden, ja zu Hunderten hervorgehen lassen.

Als nämlich die Erde bis zu einem gewissen Punkt der Reife gediehen war, die Wasser sich verlaufen hatten und das Trockene genugsam grünte, trat die Epoche der Mensch-

werdung ein, und es entstanden die Menschen durch die Allmacht Gottes überall, wo der Boden es zuließ, und vielleicht auf den Höhen zuerst. Anzunehmen, daß dieses geschehen, halte ich für vernünftig; allein darüber nachzusinnen, wie es geschehen, halte ich für ein unnützes Geschäft, das wir denen überlassen wollen, die sich gern mit unauflösbaren Problemen beschäftigen und die nichts Besseres zu tun haben."

Martius: „Wenn ich auch mich als Naturforscher von der Ansicht Eurer Exzellenz gern überzeugen ließe, so fühle ich mich doch als guter Christ in einiger Verlegenheit, zu einer Meinung überzutreten, die mit den Aussagen der Bibel nicht wohl zu vereinigen sein möchte."

Goethe: „Die Heilige Schrift redet allerdings nur von einem Menschenpaare, das Gott am sechsten Tage erschaffen. Allein die begabten Männer, welche das Wort Gottes aufzeichneten, das uns die Bibel überliefert, hatten es zunächst mit ihrem auserwählten Volke zu tun, und so wollen wir auch diesem die Ehre seiner Abstammung von Adam keineswegs streitig machen. Wir anderen aber, sowie auch die Neger und Lappländer, und schlanke Menschen, die schöner sind als wir alle, hatten gewiß auch andere Urväter; wie denn die werte Gesellschaft gewiß zugeben wird, daß wir uns von den echten Abkömmlingen Adams auf eine gar mannigfaltige Weise unterscheiden, und daß sie, besonders was das Geld betrifft, es uns allen zuvortun." [E.]

Vgl. Deluc C 7.

Protestantische Philosophie.

C 23 Zu Riemer, 5. März 1809.

„Skeptizism, Kantischer, oder Kritizism konnte nur aus den Religionssekten entstehen, aus dem Protestantism, wo jeder sich recht gab und dem Andern nicht, ohne zu wissen, daß sie alle bloß subjektiv urteilten." [R.]

Glauben und Wissen.

C 24 Zu Eckermann, 4. Februar 1829.

„So wie Hegel zieht auch [Schubarth] die christliche Religion in die Philosophie herein, die doch nichts darin zu tun hat. Die christliche Religion ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder emporgearbeitet hat; und indem man ihr diese Wirkung zugesteht, ist sie über aller Philosophie erhaben und bedarf von ihr keiner Stütze. So auch bedarf der Philosoph nicht das Ansehen der Religion, um gewisse Lehren zu beweisen, wie z. B. die einer ewigen Fortdauer. Der Mensch soll an Unsterblichkeit glauben, er hat dazu ein Recht, es ist seiner Natur gemäß, und er darf auf religiöse Zusagen bauen; wenn aber der Philosoph den Beweis für die Unsterblichkeit unserer Seele aus einer Legende hernehmen will, so ist das sehr schwach und will nicht viel heißen. Die Überzeugung unserer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriff der Tätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinem Geist nicht ferner auszuhalten vermag." [E.]

Karl Ernst Schubarth (1796—1861), damals in Breslau und Berlin lebend, war ein jüngerer Freund und Verehrer Goethes. Er veröffentlichte 1829 ein Werk „Über Philosophie überhaupt und Hegels Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften insbesondere".

Beweisversuche bei höchsten Fragen.

C 25 Eckermann, 1. September 1829.

Ich erzählte Goethe von einem Durchreisenden, der bei Hegel ein Kollegium über den Beweis des Daseins Gottes gehört. Goethe stimmte mir bei, daß dergleichen Vorlesungen nicht mehr an der Zeit seien.

„Die Periode des Zweifels ist vorüber; es zweifelt jetzt so wenig jemand an sich selber als an Gott. Zudem sind die Natur Gottes, die Unsterblichkeit, das Wesen unserer Seele und ihr Zusammenhang mit dem Körper ewige Probleme,

worin uns die Philosophen nicht weiter bringen. Ein französischer Philosoph der neuesten Tage fängt sein Kapitel ganz getrost folgendermaßen an: ‚Es ist bekannt, daß der Mensch aus zwei Teilen besteht, aus Leib und Seele. Wir wollen demnach mit dem Leibe anfangen und sodann von der Seele reden.‘ Fichte ging doch schon ein wenig weiter und zog sich etwas klüger aus der Sache, indem er sagte: ‚Wir wollen handeln vom Menschen als Leib betrachtet, und vom Menschen als Seele betrachtet.‘ Er fühlte zu wohl, daß sich ein so eng verbundenes Ganzes nicht trennen lasse. Kant hat unstreitig am meisten genützt, indem er die Grenzen zog, wie weit der menschliche Geist zu dringen fähig sei, und daß er die unauflöslichen Probleme liegen ließ. Was hat man nicht alles über Unsterblichkeit philosophiert! Und wie weit ist man gekommen?“ [E.]

Patriotische Geschichtschreiber.

C 26 Riemer 1817.

„Der Patriotismus verdirbt die Geschichte,“ pflegte Goethe zu sagen. [R 2.]

Mystizismus.

C 27 F. v. Müller, 18. Juni 1825.

Vorzeigung antiker Abbildungen der Sternbilder.

Über den Hang der neuen Zeit zum Mystizismus, weil man dabei weniger gründlich zu lernen pflege. Sonst habe man viel sein müssen, um etwas zu scheinen. Die Faseleien von einem vor-noachidischen Zeitalter könnten doch nie zu etwas führen. Aber leider huldigten selbst diejenigen dem falschen Zeitgeiste, die weit höher stünden. Er behalte sich jedoch noch vor, diese zu geißeln. [M.]

Hier ist namentlich Professor Friedrich Creuzer in Heidelberg (1771—1858) gemeint und dessen Ansicht, die griechische Mythologie sei durch die Pelasger aus dem Oriente gekommen und symbolisiere abstrakte Begriffe. Der alte Voß führte einen erbitterten Kampf gegen diese Richtung.

Trübung der Wissenschaft durch den Charakter der Gelehrten.

Ursache des Irrtums.

C 28a Zu Riemer, im Dezember 1806.

„Jeder Irrtum ist eine Falschheit, und zwar gegen uns selbst. Die Vernunft kann nicht irren, denn sie ist ja die oberste Einsicht. Sollte diese je in einem Augenblicke fehlen können, wie möchte sie die oberste Einsicht sein und wie wäre man versichert, daß sie sich nicht immer irrte?

Es fällt also bloß auf das unterste Seelenvermögen, auf die Leidenschaft, welche an sich auch nicht irrt, aber in diesem Falle die Vernunft übereilt, daß sie konniviert, wenn jene den Entschluß macht.“ [R 2.]

Konnivieren: Nachsicht üben.

Wie der Lehrer, so die Lehre.

C 28b Falk, Zeit unbekannt.

„Die strenge Mäßigkeit, z. B. Kants, forderte eine Philosophie, die diesen seinen angeborenen Neigungen gemäß war. Leset sein Leben, und Ihr werdet bald finden, wie artig er seinem Stoizismus, der eigentlich mit den gesellschaftlichen Verhältnissen einen schneidenden Gegensatz bildete, die Schärfe nahm, ihn zurechtlegte und mit der Welt in's Gleichgewicht setzte. Jedes Individuum hat vermittels seiner Neigungen ein Recht zu Grundsätzen, die es als Individuum nicht aufheben. Hier oder nirgends wird wohl der Ursprung aller Philosophie zu suchen sein. Zeno und die Stoiker waren längst in Rom vorhanden, eh' ihre Schriften dahin kamen. Dieselbe rauhe Denkart der Römer, die ihnen zu großen Helden- und Waffentaten den Weg bahnte und sie allen Schmerz, jede Aufopferung verachten lehrte, mußte auch Grundsätzen, die gleichverwandte Forderungen an die Natur

des Menschen aufstellten, bei ihnen ein geneigtes und williges Gehör verschaffen. Es gelingt jedem Systeme, sogar dem Zynismus, sobald nur der rechte Held darin auftritt, mit der Welt fertig zu werden. Nur das Angelernte der menschlichen Natur scheitert meist am Widerspruche; das ihr Angeborne weiß sich überall Eingang zu verschaffen und besiegt sogar nicht selten mit dem glücklichsten Erfolge seinen Gegensatz. Es ist sonach kein Wunder, daß die zarte Natur von Wieland sich der aristippischen Philosophie zuneigt, sowie auf der andern Seite seine so entschiedene Abneigung gegen Diogenes und allen Zynismus aus der nämlichen Ursache sich sehr befriedigend erklären läßt. Ein Sinn, mit dem die Zierlichkeit aller Formen, wie bei Wieland, geboren ist, kann unmöglich an einer beständigen Verletzung derselben als System Wohlgefallen finden. Erst müssen wir im Einklange mit uns selbst sein, ehe wir Disharmonien, die von außen auf uns zudringen, wo nicht zu heben, doch wenigstens einigermaßen auszugleichen imstande sind. Ich behaupte, daß sogar Eklektiker in der Philosophie geboren werden, und wo der Eklektizismus aus der innern Natur des Menschen hervorgeht, ist er ebenfalls gut, und ich werde ihm nie einen Vorwurf machen. Wie oft gibt es Menschen, die ihren angebornen Neigungen nach halb Stoiker und halb Epikuräer sind! Es wird mich daher auch keineswegs befremden, wenn diese die Grundsätze beider Systeme in sich aufnehmen, ja sie miteinander möglichst zu vereinigen suchen. Etwas anderes ist diejenige Geistlosigkeit, die aus Mangel an aller eigenen innern Bestimmung wie Dohlen alles zu Neste trägt, was ihr von irgend einer Seite zufällig dargeboten wird, und sich eben dadurch als ein ursprünglich Totes außer aller Beziehung mit einem lebensvollen Ganzen setzt. Alle diese Philosophien taugen in der Welt nichts; denn weil sie aus keinen Resultaten hervorgehen, so führen sie auch zu keinem Resultate." [F.]

Stoische Philosophie.

C 29 Zu Riemer, 24. Juli 1807.

Die stoische Philosophie ist eine Philosophie für die Armen, nämlich beruhend auf dem Abweisen des Objekts als in nostra potestate non situm. [R.]

Als nicht in unserer Macht liegend.

Lebensalter und Philosophie.

C 30 Zu Eckermann, 17. Februar 1829.

„[Die indische] Philosophie hat, wenn die Nachrichten des Engländers wahr sind, durchaus nichts Fremdes, vielmehr wiederholen sich in ihr die Epochen, die wir alle selber durchmachen. Wir sind Sensualisten, solange wir Kinder sind; Idealisten, wenn wir lieben und in den geliebten Gegenstand Eigenschaften legen, die nicht eigentlich darin sind. Die Liebe wankt, wir zweifeln an der Treue und sind Skeptiker, ehe wir es glaubten. Der Rest des Lebens ist gleichgültig, wir lassen es gehen wie es will und endigen mit dem Quietismus, wie die indischen Philosophen auch.“ [E.]

Kleinliche Menschen als Gelehrte.

C 31 Zu Eckermann, 15. Oktober 1825.

„Mangel an Charakter der einzelnen forschenden und schreibenden Individuen ist die Quelle alles Übels unserer neuesten Literatur. Besonders in der Kritik zeigt dieser Mangel sich zum Nachteile der Welt, indem er entweder Falsches für Wahres verbreitet, oder durch ein ärmliches Wahre uns um etwas Großes bringt, das uns besser wäre.

Bisher glaubte die Welt an den Heldensinn einer Lucretia, eines Mucius Scävola, und ließ sich dadurch erwärmen und begeistern. Jetzt aber kommt die historische Kritik und sagt, daß jene Personen nie gelebt haben, sondern als Fiktionen und Fabeln anzusehen sind, die der große Sinn der Römer

erdichtete. Was sollen wir aber mit so einer ärmlichen Wahrheit! Und wenn die Römer groß genug waren, so etwas zu erdichten, so sollten wir wenigstens groß genug sein, daran zu glauben.

So hatte ich bisher immer meine Freude an einem großen Faktum des dreizehnten Jahrhunderts, wo Kaiser Friedrich II. mit dem Papste zu tun hatte und das nördliche Deutschland allen feindlichen Einfällen offen stand. Asiatische Horden kamen auch wirklich herein und waren schon bis Schlesien vorgedrungen; aber der Herzog von Liegnitz setzte sie durch eine große Niederlage in Schrecken. Dann wendeten sie sich nach Mähren, aber hier wurden sie vom Grafen Sternberg geschlagen. Diese Tapferen lebten daher bis jetzt immer in mir als große Retter der deutschen Nation. Nun aber kommt die historische Kritik und sagt, daß jene Helden sich ganz unnütz aufgeopfert hätten, indem das asiatische Heer bereits zurückgerufen gewesen und von selbst zurückgegangen sein würde. Dadurch ist nun ein großes vaterländisches Faktum gelähmt und zernichtet, und es wird einem ganz abscheulich zumute."

Nach diesen Äußerungen über historische Kritiker sprach Goethe über Forscher und Literatoren anderer Art.

„Ich hätte die Erbärmlichkeit der Menschen und wie wenig es ihnen um wahrhaft große Zwecke zu tun ist, nie so kennen gelernt, wenn ich mich nicht durch meine naturwissenschaftlichen Bestrebungen an ihnen versucht hätte. Da aber sah ich, daß den Meisten die Wissenschaft nur etwas ist, insofern sie davon leben, und daß sie sogar den Irrtum vergöttern, wenn sie davon ihre Existenz haben. Und in der schönen Literatur ist es nicht besser. Auch dort sind große Zwecke und echter Sinn für das Wahre und Tüchtige und dessen Verbreitung sehr seltene Erscheinungen. Einer hegt und trägt den anderen, weil er von ihm wieder gehegt und getragen wird, und das wahrhaft Große ist ihnen widerwärtig und sie möchten es gern aus der Welt schaffen, damit sie

selber nur etwas zu bedeuten hätten. So ist die Masse, und einzelne Hervorragende sind nicht viel besser.

*** hätte bei seinem großen Talent, bei seiner weltumfassenden Gelehrsamkeit der Nation viel sein können. Aber so hat seine Charakterlosigkeit die Nation um außerordentliche Wirkungen und ihn selbst um die Achtung der Nation gebracht.

Ein Mann wie Lessing täte uns not! Denn wodurch ist dieser so groß als durch seinen Charakter, durch sein Festhalten! So kluge, so gebildete Menschen gibt es viele, aber wo ist ein solcher Charakter! Viele sind geistreich genug und voller Kenntnisse, allein sie sind zugleich voller Eitelkeit, und um sich von der kurzsichtigen Masse als witzige Köpfe bewundern zu lassen, haben sie keine Scham und Scheu und ist ihnen nichts heilig.

Die Frau von Genlis hat daher vollkommen recht, wenn sie sich gegen die Freiheiten und Frechheiten von Voltaire auflegte. Denn im Grunde, so geistreich alles sein mag, ist der Welt doch nichts damit gedient; es läßt sich nichts darauf gründen. Ja es kann sogar von der größten Schädlichkeit sein, indem es die Menschen verwirrt und ihnen den nötigen Halt nimmt." [E.]

Mit den *** ist wohl Wilhelm Schlegel gemeint; vgl. C 78. — Die Äußerungen über die römischen und deutschen Helden beruhen auf Irrtümern Goethes oder Eckermanns, wie Düntzer und Geiger gezeigt haben; man kann sie nur als unglückliche Beispiele anstatt besserer gelten lassen.

Arten der Naturforscher.

C 32 Zu Eckermann, 16. Dezember 1828.

„Treffliche Menschen kommen jetzt in den Naturwissenschaften heran, und ich sehe ihnen mit Freuden zu. Andere fangen gut an, aber sie halten sich nicht; ihr vorwaltendes Subjektive führt sie in die Irre. Wiederum andere halten zu sehr auf Fakta und sammeln deren zu einer Unzahl, wodurch

nichts bewiesen wird. Im ganzen fehlt der theoretische Geist, der fähig wäre, zu Urphänomenen durchzudringen und der einzelnen Erscheinungen Herr zu werden." [E.]

Urphänomen s. C 11, D 4.

Die lieben Deutschen

C 33 Zu Riemer, 29. August 1816.

„Die lieben Deutschen kenn' ich schon; erst schweigen sie, dann mäkeln sie, dann beseitigen sie, dann bestehlen und verschweigen sie." [R.]

Das Eigentum des Gelehrten.

C 34 Zu Soret, 30. Dezember 1823.

„Die Fragen der Wissenschaft sind sehr häufig Fragen der Existenz. Eine einzige Entdeckung kann einen Mann berühmt machen und sein bürgerliches Glück begründen. Deshalb herrscht auch in den Wissenschaften diese große Strenge und dieses Festhalten und diese Eifersucht auf das Aperçu eines Anderen. Im Reich der Ästhetik dagegen ist alles weit läßlicher; die Gedanken sind mehr oder weniger ein angeborenes Eigentum aller Menschen, wobei alles auf die Behandlung und Ausführung ankommt und billigerweise wenig Neid stattfindet. Ein einziger Gedanke kann das Fundament zu hundert Epigrammen hergeben, und es fragt sich bloß, welcher Poet denn nun diesen Gedanken auf die wirksamste und schönste Weise zu versinnlichen gewußt habe.

Bei der Wissenschaft aber ist die Behandlung null, und alle Wirkung liegt im Aperçu. Es ist dabei wenig Allgemeines und Subjektives, sondern die einzelnen Manifestationen der Naturgesetze liegen alle sphinxartig, starr, fest und stumm außer uns da. Jedes wahrgenommene neue Phänomen ist eine Entdeckung, jede Entdeckung ein Eigentum. Taste aber nur einer das Eigentum an, und der Mensch mit seinen Leidenschaften wird sogleich da sein!

Es wird aber in den Wissenschaften auch zugleich dasjenige als Eigentum angesehen, was man auf Akademien überliefert erhalten und gelernt hat. Kommt nun einer, der etwas Neues bringt, das mit unserem Kredo, das wir seit Jahren nachbeten und wiederum Anderen überliefern, in Widerspruch steht und es wohl gar zu stürzen droht, so regt man alle Leidenschaften gegen ihn auf und sucht ihn auf alle Weise zu unterdrücken. Man sträubt sich dagegen, wie man nur kann; man tut, als höre man nicht, als verstände man nicht; man spricht darüber mit Geringschätzung, als wäre es gar nicht der Mühe wert, es nur anzusehen und zu untersuchen; und so kann eine neue Wahrheit lange warten, bis sie sich Bahn macht. Ein Franzose sagte zu einem meiner Freunde in bezug auf meine Farbenlehre: Wir haben fünfzig Jahre lang gearbeitet, um das Reich Newtons zu gründen und zu befestigen; es werden andere fünfzig Jahre nötig sein, um es zu stürzen." [E.]

Aperçu s. C 54.

Scheu vor dem Umlernen.

C 35 Eckermann, 1. Februar 1827.

Wir sprachen von den Professoren, die, nachdem das Bessere gefunden, immer noch die Newtonische Lehre vortragen.

Goethe: „Dies ist nicht zu verwundern, solche Leute gehen im Irrtum fort, weil sie ihm ihre Existenz verdanken. Sie müßten umlernen, und das wäre eine sehr unbequeme Sache."

Eckermann: „Aber wie können ihre Experimente die Wahrheit beweisen, da der Grund ihrer Lehre falsch ist?"

Goethe: „Sie beweisen auch die Wahrheit nicht, und das ist auch keineswegs ihre Absicht, sondern es liegt ihnen bloß daran, ihre Meinung zu beweisen. Deshalb verbergen sie auch alle solche Experimente, wodurch die Wahrheit an den Tag kommen und die Unhaltbarkeit ihrer Lehre sich darlegen könnte.

Und dann, um von den Schülern zu reden, welchem von ihnen wäre es denn um die Wahrheit zu tun? Das sind auch Leute wie andere und völlig zufrieden, wenn sie über die Sache empirisch mitschwatzen können. Das ist alles. Die Menschen sind überhaupt eigener Natur; sobald ein See zugefroren ist, sind sie gleich zu Hunderten darauf und amüsieren sich auf der glatten Oberfläche: aber wem fällt es ein, zu untersuchen, wie tief er ist und welche Arten von Fischen unter dem Eise hin und her schwimmen? Niebuhr hat jetzt einen Handelstraktat zwischen Rom und Karthago entdeckt aus einer sehr frühen Zeit, woraus es erwiesen ist, daß alle Geschichten des Livius vom frühen Zustande des römischen Volks nichts als Fabeln sind, indem aus jenem Traktat ersichtlich, daß Rom schon sehr früh in einem weit höheren Zustande der Kultur sich befunden, als aus dem Livius hervorgeht. Aber wenn Sie nun glauben, daß dieser entdeckte Traktat in der bisherigen Lehrart der römischen Geschichte eine große Reform hervorbringen werde, so sind Sie im Irrtum. Denken Sie nur immer an den gefrorenen See: so sind die Leute, ich habe sie kennen gelernt, so sind sie und nicht anders!" [E.]

Die Tradition in der Zunft.

C 36 Soret, 2. Juni 1823.

Im Gespräch über Physik und Meteorologie gab [Goethe] seine Absicht kund, seine Barometerbeobachtungen zu veröffentlichen und alle barometrischen Bewegungen nach seiner Theorie durch terrestrische Einflüsse auf die Atmosphäre, nämlich durch die verschiedene Stärke der Anziehung, zu erklären.

Goethe: „Die Herren Gelehrten, besonders die Mathematiker (entschuldigen Sie, Herr Soret) werden meine Ideen ganz lächerlich finden oder sich vielmehr damit begnügen, sie unbeachtet zu lassen. Wollen Sie wissen, warum? Weil ich kein Fachmann bin!"

Soret: „Die Gelehrten mögen wohl ihren Kastengeist haben; wenn aber in ihre Lehren irrige Ansichten sich unvermerkt einschleichen, so liegt das vielleicht daran, daß sie sich als Dogmen aus einer Zeit erhalten haben, wo die Gelehrten selbst noch auf der Schulbank saßen."

Goethe: „Das ist es eben! Ihre Gelehrten machen es manchmal wie unsere Weimarischen Buchbinder. Das Meisterstück, das der Obermeister von denen verlangt, die zur Innung zugelassen zu werden wünschen, besteht nicht in der Herstellung eines modernen schönen Einbandes — das fällt ihm gar nicht ein — nein, seit 2 oder 300 Jahren wird immer der Einband für eine mächtige Foliobibel verlangt, wie er einstmals üblich war, ein Einband mit Brettdeckeln und starken Lederstreifen. Seitdem hat doch die Kunst Fortschritte gemacht, und es macht viel mehr Mühe und Kosten, schlecht bei dem Alten zu bleiben, als sich mit dem Neuen recht zu befreunden. Nun besteht aber der Obermeister gerade auf dieser Abgeschmacktheit, und wehe dem Gesellen, der sich einfallen ließe, seinen Stückmeistern zuwider zu handeln!" [S.]

Soret war zuerst Theologe gewesen, dann Naturforscher geworden.

Goethe als Naturforscher.

C 37 Zu Eckermann, 19. Februar 1829.

„Auf alles, was ich als Poet geleistet habe, bilde ich mir gar nichts ein. Es haben treffliche Dichter mit mir gelebt, es lebten noch trefflichere vor mir, und es werden ihrer nach mir sein. Daß ich aber in meinem Jahrhundert in der schwierigen Wissenschaft der Farbenlehre der einzige bin, der das Rechte weiß, darauf tue ich mir etwas zugute, und ich habe daher ein Bewußtsein der Superiorität über viele." [E.]

C 38 Zu F. v. Müller, 16. März 1824.

„Ich kam höchst unwissend in allen Naturstudien nach Weimar und erst das Bedürfnis, dem Herzog bei seinen mancherlei Unternehmungen, Bauten, Anlagen praktische Rat-

schläge geben zu können, trieb mich zum Studium der Natur. Ilmenau hat mir viele Zeit, Mühe und Geld gekostet; dafür habe ich aber auch etwas dabei gelernt und mir eine Anschauung der Natur erworben, die ich um keinen Preis umtauschen möchte. Mit allen Naturlehrern und Schriftstellern getraue ich mir es aufzunehmen; sie scheuen mich auch alle, wenn sie schon oft nicht meiner Meinung sind." [M.]

Ilmenau: Das Bergwerksunternehmen.

C 39 Zu Eckermann, 1. Februar 1827.

„Es gereut mich keineswegs [nämlich das der ‚Farbenlehre' gewidmete Studium], obgleich ich die Mühe eines halben Lebens hineingesteckt habe. Ich hätte vielleicht ein halb Dutzend Trauerspiele mehr geschrieben, das ist alles, und dazu werden sich noch Leute genug nach mir finden!

Aber Sie haben recht, ich denke auch, die Behandlung wäre gut; es ist Methode darin. In derselbigen Art habe ich auch eine Tonlehre geschrieben, sowie auch meine ‚Metamorphose der Pflanzen' auf derselbigen Anschauungs- und Ableitungsweise beruht.

Mit meiner ‚Metamorphose der Pflanzen' ging es mir eigen; ich kam dazu wie Herschel zu seinen Entdeckungen. Herschel nämlich war so arm, daß er sich kein Fernrohr anschaffen konnte, sondern daß er genötigt war, sich selber eins zu machen. Aber dies war sein Glück; denn dieses selbstfabrizierte war besser als alle anderen, und er machte damit seine großen Entdeckungen. In die Botanik war ich auf empirischem Wege hereingekommen. Nun weiß ich noch recht gut, daß mir bei der Bildung der Geschlechter die Lehre zu weitläufig wurde, als daß ich den Mut hatte, sie zu fassen. Das trieb mich an, der Sache auf eigenem Wege nachzuspüren und dasjenige zu finden, was allen Pflanzen ohne Unterschied gemein wäre, und so entdeckte ich das Gesetz der Metamorphose.

Der Botanik nun im einzelnen weiter nachzugehen, liegt gar nicht in meinem Wege; das überlasse ich Anderen, die es

mir auch darin weit zuvortun. Mir lag bloß daran, die einzelnen Erscheinungen auf ein allgemeines Grundgesetz zurückzuführen.

So auch hat die Mineralogie nur in einer doppelten Hinsicht Interesse für mich gehabt: zunächst nämlich ihres großen praktischen Nutzens wegen, und dann, um darin ein Dokument über die Bildung der Urwelt zu finden, wozu die Wernersche Lehre Hoffnung machte. Seit man nun aber nach des trefflichen Mannes Tode in dieser Wissenschaft das Oberste zu unterst kehrt, gehe ich in diesem Fache öffentlich nicht weiter mit, sondern halte mich im stillen in meiner Überzeugung fort.

Ich habe mich in den Naturwissenschaften ziemlich nach allen Seiten hin versucht; jedoch gingen meine Richtungen immer nur auf solche Gegenstände, die mich irdisch umgaben und die unmittelbar durch die Sinne wahrgenommen werden konnten; weshalb ich mich denn auch nie mit Astronomie beschäftigt habe, weil hierbei die Sinne nicht mehr ausreichen, sondern weil man hier schon zu Instrumenten, Berechnungen und Mechanik seine Zuflucht nehmen muß, die ein eigenes Leben erfordern und die nicht meine Sache waren.

Wenn ich aber in denen Gegenständen, die in meinem Wege lagen, etwas geleistet, so kam mir dabei zugute, daß mein Leben in eine Zeit fiel, die an großen Entdeckungen in der Natur reicher war als irgend eine andere. Schon als Kind begegnete mir Franklins Lehre von der Elektrizität, welches Gesetz er damals soeben gefunden hatte. Und so folgte durch mein ganzes Leben, bis zu dieser Stunde, eine große Entdeckung der anderen; wodurch ich denn nicht allein früh auf die Natur hingeleitet, sondern auch später immerfort in der bedeutendsten Anregung erhalten wurde.

Jetzt werden Vorschritte getan, auch auf den Wegen, die ich einleitete, wie ich sie nicht ahnen konnte, und es ist mir wie einem, der der Morgenröte entgegengeht und über den Glanz der Sonne erstaunt, wenn diese hervorleuchtet."

Unter den Deutschen nannte Goethe bei dieser Gelegenheit die Namen Carus, D'Alton, Meyer in Königsberg mit Bewunderung.

„Wenn nur die Menschen das Rechte, nachdem es gefunden, nicht wieder umkehrten und verdüsterten, so wäre ich zufrieden! Denn es täte der Menschheit ein Positives not, das man ihr von Generation zu Generation überlieferte, und es wäre doch gut, wenn das Positive zugleich das Rechte und Wahre wäre. In dieser Hinsicht sollte es mich freuen, wenn man in den Naturwissenschaften auf's reine käme und sodann im Rechten beharrte, und nicht wieder transzendierte, nachdem im Faßlichen alles getan worden. Aber die Menschen können keine Ruhe halten, und ehe man es sich versieht, ist die Verwirrung wieder oben auf." [E.]

Transzendieren: hinübersteigen in das Gebiet des Gedachten und Geglaubten. — Wernersche Lehre s. C 56. — Große Entdeckungen zu Goethes Zeit u. a.: 1752 Blitzableiter (Franklin); 1769 Dampfmaschine (Watt); 1772 Stickstoff (Rutherford); 1774 Sauerstoff (Priestley und Scheele); 1780 Wasserglas (Fontana); 1782 Luftballon (Brüder Montgolfier); 1789 Berührungselektrizität (Volta); 1791 Sodafabrikation (Leblanc); 1792 Gasbeleuchtung mit Steinkohlengas (Murdoch); 1796 Schutzpockenimpfung (Jenner), Lithographie (Senefelder); 1800 Voltasche Säule (Volta); 1801 Rübenzuckerfabrikation (Achard); 1802 Frauenhofersche Linien (Wollaston); 1807 Dampfschiff (Fulton); 1812 Schiffsschraube (Ressel); 1817 Draisine (v. Drais), künstliche Mineralwässer (Struve); 1820 Elektromagnetismus (Örstedt); 1821 Thermoelektrizität (Seebeck); 1825 Lokomotive (Stephenson). — Herschel: von den beiden großen Astronomen dieses Namens ist der Vater Wilhelm H. (1738—1822) gemeint; er entdeckte u. a. den Uranus und zwei Saturntrabanten. Ursprünglich war er in Hannover Militärmusiker, dann in England Musiklehrer und Organist, bis ihn seine Entdeckungen und Teleskopen berühmt machten.

C 40 Zu Boisserée, 2. August 1815.

„Es bedürfe, meinte er, fünfzig Jahre, ehe die ‚Farbenlehre' anerkannt werden könne; sie sei nur für die jungen, unbefangenen Menschen. Mit den andern sei nichts anzufangen; die säßen bis an den Hals in ihrem System, und sei ihnen unbequem, sich einmal auch nur zum Versuch heraus zu bemühen. Darum sei er auch von Herzen grob gewesen; das gefalle doch wenigstens der Jugend; die dächte: Ei, der Alte weiß doch sonst auch Bescheid und kennt seinen Vorteil, er

wird doch nicht in's Blaue hinein schelten und verrückt sein, sondern er muß einen Hinterhalt, Grund und Boden haben, wir wollen das doch näher betrachten und beleuchten. So kommen sie allmählich in die Sache hinein; hätte ich es aber gelinder gemacht, so würden mich die jungen Kerls ebensowenig gehört und gelten gelassen haben. Ich habe mir meine Blockhäuser in die Physik hinein gebaut, so bei der Farbenlehre, so bei der Metamorphose der Pflanzen. Da kann mir keiner vorbei, ohne daß ich darauf schieße; um das übrige bekümmere ich mich nicht. Jene Lehren habe ich auf Urphänomene gegründet; da bin ich schon zu Hause. Was hätte und müßte man alles herausfördern können, wenn man vierzig bis fünfzig Jahre alles, was von außen herkömmt, beiseite lassen könnte! Was möchte daraus geworden sein, wenn ich mit wenigen Freunden vor dreißig Jahren nach Amerika gegangen wäre und von Kant usw. nichts gehört hätte!" [B.]

C 41 Soret, in Eckermanns Fassung, 30. Dezember 1823.

Goethe: „Die mathematische Gilde hat meinen Namen in der Wissenschaft so verdächtig zu machen gesucht, daß man sich scheut, ihn nur zu nennen. Es kam mir vor einiger Zeit eine Broschüre in die Hand, worin Gegenstände der Farbenlehre behandelt waren, und zwar schien der Verfasser ganz durchdrungen von meiner Lehre zu sein und hatte alles auf dieselben Fundamente gebaut und zurückgeführt. Ich las die Schrift mit großer Freude; allein zu meiner nicht geringen Überraschung mußte ich sehen, daß der Verfasser mich nicht einmal genannt hatte. Später ward mir das Rätsel gelöst. Ein gemeinschaftlicher Freund besuchte mich und gestand mir, der talentreiche junge Verfasser habe durch jene Schrift seinen Ruf zu gründen gesucht und habe mit Recht gefürchtet, sich bei der gelehrten Welt zu schaden, wenn er es gewagt hätte, seine vorgetragenen Ansichten durch meinen Namen zu stützen. Die kleine Schrift machte Glück, und

der geistreiche junge Verfasser hat sich mir später persönlich vorgestellt und sich entschuldigt."

Soret: „Der Fall erscheint mir um so merkwürdiger, da man in allen anderen Dingen auf Ihre Autorität stolz zu sein Ursache hat und jedermann sich glücklich schätzt, in Ihrer Zustimmung vor der Welt einen mächtigen Schutz zu finden. Bei Ihrer Farbenlehre scheint mir das Schlimme zu sein, daß Sie es dabei nicht bloß mit dem berühmten, von Allen anerkannten Newton, sondern auch mit seinen in der ganzen Welt verbreiteten Schülern zu tun haben, die ihrem Meister anhängen und deren Zahl Legion ist. Gesetzt auch, daß Sie am Ende recht behalten, so werden Sie gewiß noch eine geraume Zeit mit Ihrer neuen Lehre allein stehen."

Goethe: „Ich bin es gewohnt und bin darauf gefaßt. Aber sagen Sie selbst, konnte ich nicht stolz sein, wenn ich mir seit zwanzig Jahren gestehen mußte, daß der große Newton und alle Mathematiker und erhabenen Rechner mit ihm in bezug auf die Farbenlehre sich in einem entschiedenen Irrtum befänden und daß ich unter Millionen der einzige sei, der in diesem großen Naturgegenstande allein das Rechte wisse? Mit diesem Gefühl der Superiorität war es mir denn möglich, die stupide Anmaßlichkeit meiner Gegner zu ertragen. Man suchte mich und meine Lehre auf alle Weise anzufeinden und meine Ideen lächerlich zu machen, aber ich hatte nichtsdestoweniger über mein vollendetes Werk eine große Freude. Alle Angriffe meiner Gegner dienten mir nur, um die Menschen in ihrer Schwäche zu sehen." [E.]

Der oben gemeinte „talentreiche junge Verfasser" war J. E. Purkinje in Prag, später in Breslau.

C 42 Eckermann, 21. Dezember 1831.

Wir sprachen, woher es gekommen, daß seine Farbenlehre sich so wenig verbreitet habe.

Goethe: „Sie ist sehr schwer zu überliefern, denn sie will, wie Sie wissen, nicht bloß gelesen und studiert, sondern sie will getan sein, und das hat seine Schwierigkeit. Die Gesetze der Poesie und Malerei sind gleichfalls bis auf einen gewissen Grad mitzuteilen; allein um ein guter Poet und

Maler zu sein, bedarf es Genie, das sich nicht überliefern läßt. Ein einfaches Urphänomen aufzunehmen, es in seiner hohen Bedeutung zu erkennen und damit zu wirken, erfordert einen produktiven Geist, der vieles zu übersehen vermag, und ist eine seltene Gabe, die sich nur bei ganz vorzüglichen Naturen findet.

Und auch damit ist es noch nicht getan. Denn wie einer mit allen Regeln und allem Genie noch kein Maler ist, sondern wie eine unausgesetzte Übung hinzukommen muß, so ist es auch bei der Farbenlehre nicht genug, daß einer die vorzüglichsten Gesetze kenne und den geeigneten Geist habe, sondern er muß sich immerfort mit den einzelnen oft sehr geheimnisvollen Phänomenen und ihrer Ableitung und Verknüpfung zu tun machen.

So wissen wir z. B. im allgemeinen recht gut, daß die grüne Farbe durch eine Mischung des Gelben und Blauen entsteht; allein bis einer sagen kann, er begreife das Grün des Regenbogens, oder das Grün des Laubes, oder das Grün des Meerwassers, dieses erfordert ein so allseitiges Durchschreiten des Farbenreiches und eine daraus entspringende solche Höhe von Einsicht, zu welcher bis jetzt kaum jemand gelangt ist." [E.]

Grundbedingung, Epoche zu machen.

C 43 Zu Eckermann, 2. Mai 1824.

„Um Epoche in der Welt zu machen, dazu gehören bekanntlich zwei Dinge: erstens, daß man ein guter Kopf sei, und zweitens, daß man eine große Erbschaft tue. Napoleon erbte die französische Revolution, Friedrich der Große den Schlesischen Krieg, Luther die Finsternis der Pfaffen, und mir ist der Irrtum der Newtonschen Lehre zuteil geworden. Die gegenwärtige Generation hat zwar keine Ahnung, was hierin von mir geleistet worden; doch künftige Zeiten werden gestehen, daß mir keineswegs eine schlechte Erbschaft zugefallen." [E.]

Mittel und Methoden der Forschung.

Kritik der Sinne und des Verstandes.

C 44 Zu Eckermann, 17. Februar 1829.

„In der deutschen Philosophie wären noch zwei große Dinge zu tun. Kant hat die ‚Kritik der reinen Vernunft' geschrieben, womit unendlich viel geschehen, aber der Kreis nicht abgeschlossen ist. Jetzt müßte ein Fähiger, ein Bedeutender die Kritik der Sinne und des Menschenverstandes schreiben, und wir würden, wenn dieses gleich vortrefflich geschehen, in der deutschen Philosophie nicht viel mehr zu wünschen haben." [E.]

Der Standpunkt des gesunden Menschenverstandes.

C 45 Zu Eckermann, 4. Februar 1829.

„Ich habe in Schubarth zu lesen fortgefahren; er ist freilich ein bedeutender Mensch, und er sagt sogar manches sehr Vorzügliche, wenn man es sich in seine eigene Sprache übersetzt. Die Hauptrichtung seines Buches geht darauf hinaus, daß es einen Standpunkt außerhalb der Philosophie gebe, nämlich den des gesunden Menschenverstandes, und daß Kunst und Wissenschaft unabhängig von der Philosophie, mittels freier Wirkung natürlicher menschlicher Kräfte immer am besten gediehen sei. Dies ist durchaus Wasser auf unsere Mühle. Von der Philosophie habe ich mich selbst immer frei erhalten; der Standpunkt des gesunden Menschenverstandes war auch der meinige, und Schubarth bestätigt also, was ich mein ganzes Leben selber gesagt und getan habe." [E.]

Schubarth: die unter C 24 genannte Schrift.

Die Reflexion.

C 46a Zu Riemer, 3. Februar 1807.

„Die Reflexion führt darum so leicht auf's Unrichtige, auf's Falsche, weil sie eine einzelne Erscheinung, eine Einzelheit, ein Jedesmaliges zur Idee erheben möchte, aus der sie alles ableite, mit einem Worte: weil es eine partielle Hypothese ist. Z. B. wenn man sagt: ‚Jeder handelt aus Eigennutz', ‚die Liebe sei nur Selbstsucht'." [R 2.]

Fortsetzung s. E 37.

Studierstubenweisheit.

C 46b Zu Soret, 17. Februar 1832.

„Unsere deutschen Philosophen der Gegenwart nehmen sich aus, als ob sie 30 Jahre nicht vor die Tür gekommen wären, um die Welt zu beobachten, beschäftigen sich vielmehr mit dem Wiederkäuen ihrer eigenen Ideen und finden darin eine unversiegbare Quelle origineller, großer und nützlicher Gedanken. Doch nichts als Dunst geht daraus hervor. Ich habe lange genug die Torheit gehabt, mich darüber zu ärgern, und schließlich bleibt mir in meinen alten Tagen nichts übrig, als darüber zu lachen." [S.]

„Die Deutschen sind wiederkäuende Tiere," sagte Goethe nach Riemer am 5. Januar 1814, als von Ludens Zeitschrift ‚Nemesis' die Rede war.

Reines Beobachten der Natur.

C 47 Soret, 21. Mai 1824.

Goethe analysierte uns [Riemer und Soret] ein englisches Gedicht über Geologie mit so viel Geist, daß das Original durch seine Übersetzung gewiß nichts verloren hat.

Goethe: „Ein derartiges Buch kann den Weltleuten auf unterhaltende Art die Summe allgemeiner Kenntnisse beibringen, die ich jedem wünschen möchte, und den Geschmack

an der Wissenschaft verallgemeinern helfen. Dieses Interesse greift dann mehr und mehr um sich, und es kann Großes hervorbringen; denn jeder in seinem Stande vermag sich durch besondere Untersuchungen und Einzelbeobachtungen nützlich zu machen."

Soret: „Sie glauben, wenn sie noch besser unterrichtet wären, würden sie weniger gut beobachten?"

Goethe: „Sicherlich, denn sie würden dann zu dem ohnehin schon zu zahlreichen Gelehrtenstande, zu den Geologen vom Fach gehören, ihr eigenes System besitzen und danach ihre Beobachtungen machen. In der Geologie ist es vielleicht mehr als anderswo der Fall, daß man noch nicht genug Tatsachen beisammen hat. Nach meinen Erfahrungen sind Leute mit gründlichen Kenntnissen nicht gerade die besten Entdecker. Das Kind hat seine Nase viel näher an der Erde; das Insekt, das an der Oberfläche kriecht, sieht es oft zuerst, weil es nicht an die Möglichkeit denkt, ein erscheinendes Meteor könne es zum Beobachten des Himmels veranlassen und so von seiner Erforschung des Kleinen ablenken."

Soret: „Das mag recht gut sein für die Handlanger der Wissenschaft."

Goethe: „Gebe der Himmel, daß jeder so ein Handlanger wäre! Wer durchaus etwas anderes sein und zuviel philosophieren will, verwirrt alles." [S.]

Sich verbergende Naturgesetze.

C 48 Zu Eckermann, 24. Februar 1831.

„Das Schwierige bei der Natur ist: das Gesetz auch da zu sehen, wo es sich uns verbirgt, und sich nicht durch Erscheinungen irre machen zu lassen, die unseren Sinnen widersprechen. Denn es widerspricht in der Natur manches den Sinnen und ist doch wahr. Daß die Sonne stillstehe, daß sie nicht auf- und untergehe, sondern daß die Erde sich täglich in undenkbarer Geschwindigkeit herumwälze, widerspricht den Sinnen so stark wie etwas, aber doch zweifelt kein Unter-

richteter, daß es so sei. Und so kommen auch widersprechende Erscheinungen im Pflanzenreiche vor, wobei man sehr auf seiner Hut sein muß, sich dadurch nicht auf falsche Wege leiten zu lassen.“ [E.]

C 49 F. v. Müller, 26. Februar 1832.

„Die größten Wahrheiten widersprechen oft geradezu den Sinnen, ja fast immer. Die Bewegung der Erde um die Sonne, was kann dem Augenschein nach absurder sein? Und doch ist es die größte, erhabenste, folgenreichste Entdeckung, die je der Mensch gemacht hat, in meinen Augen wichtiger als die ganze Bibel. Es ist mit der Farbenlehre wie mit dem Whist- oder Schachspiel. Man kann einem alle Regeln dieses Spiels mitteilen, und er vermag es doch nicht zu spielen. Es kommt nicht darauf an, jene Regeln durch Überlieferung zu lernen; man muß sie selbst machen, etwas tun. Die Natur spielt immerfort mit der Mannigfaltigkeit der einzelnen Erscheinungen, aber es kommt darauf an, sich dadurch nicht irren zu lassen, die allgemeine stetige Regel zu abstrahieren, nach der sie handelt. Ihr anderen habt es gut, ihr geht in den Garten, in den Wald, beschaut harmlos Blumen und Bäume, während ich überall an die Metamorphosenlehre erinnert werde und mit dieser mich abquäle.“ [M.]

Die Natur behält Recht.

C 50 Zu Quetelet, Odyniec und andern, 29. August 1829.

„Ich war öfters mit der Natur im Streite, mais j'ai fini toujours par lui demander pardon.

Wenn ich mit einem Menschen disputiere, so bin ich niemals ganz sicher, wer von uns beiden recht hat; mais en disputant avec la nature, je sais d'avance que c'est elle qui a raison.“ [O.]

Das Französische heißt: schließlich habe ich sie immer um Verzeihung bitten müssen, — aber im Streit mit der Natur weiß ich im voraus, daß sie recht behält.

Den Unzulänglichen verschmäht sie.

C 51 Zu Eckermann, 13. Februar 1829.

„Ohne meine Bemühungen in den Naturwissenschaften hätte ich die Menschen nie kennen gelernt, wie sie sind. In allen anderen Dingen kann man dem reinen Anschauen und Denken, den Irrtümern der Sinne wie des Verstandes, den Charakterschwächen und -stärken nicht so nachkommen; es ist alles mehr oder weniger biegsam und schwankend und läßt alles mehr oder weniger mit sich handeln. Aber die Natur versteht gar keinen Spaß, sie ist immer wahr, immer ernst, immer strenge, sie hat immer recht, und die Fehler und Irrtümer sind immer des Menschen. Den Unzulänglichen verschmäht sie, und nur dem Zulänglichen, Wahren und Reinen ergibt sie sich und offenbart ihm ihre Geheimnisse.

Der Verstand reicht zu ihr nicht hinauf, der Mensch muß fähig sein, sich zur höchsten Vernunft erheben zu können." [E.]

Die Natur verlangt langsames Studium.

C 52 Zu F. W. Hönninghaus, 1. Oktober 1828.

Hönninghaus, Handelsherr in Krefeld und großer Liebhaber der Naturwissenschaft, besuchte Goethe.

Goethe: „Aristoteles hat die Natur besser gesehen als irgendein Neuerer, aber er war zu rasch mit seinen Meinungen. Man muß mit der Natur langsam und läßlich verfahren, wenn man ihr etwas abgewinnen will. Wenn ich bei Erforschung naturwissenschaftlicher Gegenstände zu einer Meinung gekommen war, so verlangte ich nicht, daß die Natur mir sogleich recht geben sollte; vielmehr ging ich ihr in Beobachtungen und Versuchen prüfend nach, und war zufrieden, wenn sie sich so gefällig erweisen wollte, gelegentlich meine Meinung zu bestätigen. Tat sie es nicht, so brachte sie mich wohl auf ein anderes Aperçu, welchem ich nachging und welches zu bewahrheiten sie sich vielleicht williger fand." [E.]

Aperçu s. C 54.

Instrumente und Experimente.

C 53 Zu Riemer, 28. Juni 1804.

„Seltsam, daß man im Physischen, besonders in der Farbenlehre, durch Experimente darzutun und zu beweisen denkt, was vorher schon das Auge im vollkommensten Sinn aufgefaßt — etwas durch geringere Mittel, als das Organ selbst ist, wofür eigentlich die Phänomene gemacht sind! Denn wenn das Experiment auf's höchste gebracht wird, so muß es identisch ausfallen mit dem Organ selbst. Z. E. das Auge ist schon chromatisch, die achromatischen Gläser bringen nur das Identische mit dem Auge hervor. Mit einem Worte: die Sinne selbst schon sind die eigentlichen Experimentierer, Prüfer und Bewährer der Phänomene, indem die Phänomene das, was sie sind, nur für die respektiven Sinne sind. — Der Mensch ist der größte und gemeinste physikalische Apparat.“ [R.]

Das Aperçu.

C 54 F. v. Müller, Zeit unbekannt.

Die Fähigkeit, vom Besondern schnell zum Allgemeinen aufzusteigen, das scheinbar Getrennte zu verknüpfen und für jede abweichende Erscheinung die befriedigende Formel der Gesetzmäßigkeit aufzufinden, hat nicht leicht ein Sterblicher in höherem Grade [als Goethe] besessen. Daher denn auch bei jedem Naturstudium ihm leicht und ungezwungen ein Aperçu entgegenkam oder, wie er es ausdrückte, das Gewahrwerden einer großen Maxime eintrat, die ihr Licht urplötzlich über seine Forschungen ausgoß.

„Ich lasse (hörte ich ihn einst sagen) die Gegenstände ruhig auf mich einwirken, beobachte dann diese Wirkung und bemühe mich, sie treu und unverfälscht wiederzugeben; dies ist das ganze Geheimnis, was man Genialität zu nennen beliebt.“ [M 3.]

Phantasie unentbehrlich.

C 55 Eckermann, 28. Januar 1830.

[Goethe] rühmte an [Martius], daß er Einbildungskraft besitze.

„Im Grunde ist ohne diese hohe Gabe ein wirklich großer Naturforscher gar nicht zu denken. Und zwar meine ich nicht eine Einbildungskraft, die in's Vage geht und sich Dinge imaginiert, die nicht existieren; sondern ich meine eine solche, die den wirklichen Boden der Erde nicht verläßt und mit dem Maßstabe des Wirklichen und Erkannten zu geahnten, vermuteten Dingen schreitet. Da mag sie denn prüfen, ob denn dieses Geahnte auch möglich sei und ob es nicht in Widerspruch mit andern bewußten Gesetzen komme. Eine solche Einbildungskraft setzt aber freilich einen weiten, ruhigen Kopf voraus, dem eine große Übersicht der lebendigen Welt und ihrer Gesetze zu Gebote steht." [E.]

Der Gelehrte auch Künstler.

C 56 Zu S. G. Frisch, September 1810.

„Werners Oryktognosie ist mehr eine Kunst als eine Wissenschaft, wird von ihm mehr nach einem feinen Takt geübt, als durch Belehrung auf Andere übertragen." [Bie.]

Abraham Gottlob Werner (1750—1817) brachte es vom Hüttenschreiber zum weltberühmten Lehrer der Mineralogie und Bergbaukunde an der Bergakademie zu Freiberg; Goethe sah in ihm die größte Autorität seines Faches. — Oryktognosie ist die Kenntnis der sichtlich nicht gemischten, als einfache Bestandteile des Erdkörpers geltenden Mineralien.

Der gute Arzt.

C 57 Zu Riemer, Mai 1807.

„Die Arzneikunde ist viel mehr politisch als ein anderes. Man muß auf die Krankheit losgehen, wie auf einen großen Herrn oder ein hübsches Mädchen, die man be— will, wie

ein Diplomat den andern durch einen Pfiff, um ihr etwas abzugewinnen. Nur en tant, daß er pfiffig ist, ist einer ein guter Arzt." [R.]

En tant: insofern. — Ein andermal sagte Goethe (E., 11. März 1828): „Man braucht nicht bloß Gedichte und Schauspiele zu machen, um produktiv zu sein, es gibt auch eine Produktivität der Taten ... Selbst der Arzt muß produktiv sein, wenn er wahrhaft heilen will; ist er es nicht, so wird ihm nur hin und wieder wie durch Zufall etwas gelingen, im ganzen aber wird er nur Pfuscherei machen."

Sammeln und gerüstet sein.

C 58 F. v. Müller, 20. Februar 1821.

Ich pries den Zufall, der ihn zum Briefwechsel über [Knebels Vorrede zu Lukrez] verleitet habe. Da antwortete er:

„Ja, was tut man denn Bedeutendes, ohne durch einzelnen Anlaß aufgeregt zu sein? Die Gelegenheiten sind die wahren Musen, sie rütteln uns auf aus Träumereien, und man muß es ihnen durchaus danken."

Knebel habe leider keine Kollektionen über Lukrez, keine Akten, darum werde es ihm schwer, jetzt produktiv und positiv zu sein.

„Da habe ich ganz anders gesammelt, Stöße von Exzerpten und Notizen über jeden Lieblingsgegenstand." [M.]

Wissenschaftliche Kongresse.

C 59 Eckermann, 27. Januar 1830.

Er zeigte mir die Verhandlungen der Naturforschenden Versammlung zu Heidelberg.

„Ich weiß recht gut," sagte Goethe, „daß bei diesen Versammlungen für die Wissenschaft nicht soviel herauskommt, als man sich denken mag; aber sie sind vortrefflich, daß man sich gegenseitig kennen und möglicherweise lieben lerne, woraus denn folgt, daß man irgendeine neue Lehre eines bedeutenden Menschen wird gelten lassen, und dieser

wiederum geneigt sein wird, uns in unseren Richtungen eines anderen Faches anzuerkennen und zu fördern. Auf jeden Fall sehen wir, daß etwas geschieht, und niemand kann wissen, was dabei herauskommt." [E.]

Philosophie und die Wissenschaften.

C 60 F. v. Müller, 24. September 1823.

Nachdem Goethe mit Professor Umbreit die verschiedensten wissenschaftlichen Gegenstände durchgesprochen, bemerkte er:

Es sei doch in wissenschaftlicher Hinsicht eine höchst interessante Zeit, in der wir lebten; alles habe sich unglaublich umgestaltet und aufgehellt, und eine Freude sei es zu sehen, wie jedes Fach so viel würdiger behandelt werde. Dies sei zunächst Verdienst der Philosophie, die, trotz der vielen abgeschmackten Systeme, alles mit neuer Lebenskraft durchdrungen habe. [M.]

Umbreit (geb. 1795) war Professor der Theologie in Göttingen.

Sprache und Stil der Gelehrten.

Die Sprache der deutschen Philosophen.

C 61 a Eckermann, 28. März 1827.

Die Rede war von einem Buche des Philosophen Hinrichs über das Wesen der antiken Tragödie; Eckermann klagte, daß er vieles darin nicht verstehen könne.

Goethe: „Wären Sie philosophisch präpariert wie er, so würde es besser gehen. Wenn ich aber ehrlich sagen soll, so tut es mir leid, daß ein ohne Zweifel kräftig geborener Mensch von der norddeutschen Seeküste wie Hinrichs durch die Hegelsche Philosophie so zugerichtet worden, daß ein unbefangenes natürliches Anschauen und Denken bei ihm ausgetrieben und eine künstliche und schwerfällige Art und Weise

sowohl des Denkens wie des Ausdrucks ihm nach und nach angebildet worden, so daß wir in seinem Buche auf Stellen geraten, wo unser Verstand durchaus stillsteht und man nicht mehr weiß, was man liest ... Es gibt in seinem Buche nicht wenige Stellen, bei denen der Gedanke nicht rückt und fortschreitet und wobei sich die dunkle Sprache immer auf demselbigen Fleck und immer in demselbigen Kreise bewegt, völlig so wie das Einmaleins der Hexe in meinem „Faust". Geben Sie mir doch einmal das Buch! Von seiner sechsten Vorlesung, über den Chor, habe ich soviel wie gar nichts verstanden. Was sagen Sie z. B. zu diesem, welches nahe am Ende steht:

‚Diese Wirklichkeit (nämlich des Volkslebens) ist als die wahre Bedeutung derselben deshalb auch allein nur ihre wahrhafte Wirklichkeit, die zugleich als sich selber die Wahrheit und Gewißheit, darum die allgemein geistige Gewißheit ausmacht, welche Gewißheit zugleich die versöhnende Gewißheit des Chores ist, so daß allein in dieser Gewißheit, die sich als das Resultat der gesamten Bewegung der tragischen Handlung erwiesen, der Chor erst wahrhaft dem allgemeinen Volksbewußtsein gemäß sich verhält und als solcher nicht bloß das Volk mehr vorstellt, sondern selbst an und für sich dasselbe seiner Gewißheit nach ist.'"

„Ich dächte, wir hätten genug! Was sollen erst die Engländer und Franzosen von der Sprache unserer Philosophen denken, wenn wir Deutschen sie selber nicht verstehen!" [E.]

„Ein andermal verglich er die Professoren und ihre mit Zitaten und Noten überfüllten Abhandlungen, wo sie rechts und links abschweifen und die Hauptsache vergessen machen, mit Zughunden, die, wenn sie kaum ein paarmal angezogen hätten, auch schon wieder ein Bein zu allerhand bedenklichen Verrichtungen aufhüben, so daß man mit den Bestien gar nicht vom Flecke komme, sondern über Wegstunden Tage lang zubringe." Falk, F S. 88.

C 61b Zu Riemer, im November 1806.

„Den Verstandesphilosophen begegnet's und muß es begegnen, daß sie undeutlich aus gar zu großer Liebe zur Deutlichkeit schreiben. Indem sie für jede Enunziation die Quelle oder ihr Acheminement nachweisen wollen, von dem Orte an, wo sie in's Raisonnement eingreift, bis zu ihrem

Ursprunge, auf welchem Wege wieder anderes acheminiert und einläuft, geht es ihnen wie dem, der einen Fluß von seiner Mündung an aufwärts verfolgt und so immer auf einfallende Bäche und Flüßchen stößt, die sich wieder verzweigen, so daß er am Ende ganz vom Wege abkommt und in Deverticulis logiert.

Beispiele geben Kant, auch Hegel. Aristoteles ist noch mäßig mit seinen Denn's und γάρ. Sie weben eigentlich nicht den Teppich, sondern sie dröseln ihn auf und ziehen Fäden aus. Die Idealphilosophen sitzen eigentlich am Stuhl, zetteln an und schießen ihr Schiffchen durch; manchmal reißt wohl ein Faden oder es entstehen Nester, aber im ganzen gibt's doch einen Teppich." [R 2.]

Enunziation: Aussage; Acheminement von chemin: Weg; acheminieren: Weg bahnen; deverticulum: Abweg, Seitenweg; γάρ: denn, freilich, allerdings.

Der Stil der Schriftsteller verschiedener Völker.

C 62 Zu Eckermann, 14. April 1824.

„Den Deutschen ist im ganzen die philosophische Spekulation hinderlich, die in ihren Stil oft ein unsinnliches, unfaßliches, breites und aufdröselndes Wesen hineinbringt. Je näher sie sich gewissen philosophischen Schulen hingegeben, desto schlechter schreiben sie. Diejenigen Deutschen aber, die als Geschäfts- und Lebemenschen bloß auf's Praktische gehen, schreiben am besten. So ist Schillers Stil am prächtigsten und wirksamsten, sobald er nicht philosophiert, wie ich noch heute an seinen höchst bedeutenden Briefen gesehen, mit denen ich mich gerade beschäftige.

Gleicherweise gibt es unter deutschen Frauenzimmern geniale Wesen, die einen ganz vortrefflichen Stil schreiben, so daß sie sogar manche unserer gepriesenen Schriftsteller darin übertreffen.

Die Engländer schreiben in der Regel alle gut, als geborene Redner und als praktische, auf das Reale gerichtete Menschen.

Die Franzosen verleugnen ihren allgemeinen Charakter auch in ihrem Stil nicht. Sie sind geselliger Natur und vergessen als solche nie das Publikum, zu dem sie reden; sie bemühen sich klar zu sein, um ihren Leser zu überzeugen, und anmutig, um ihm zu gefallen.

Im ganzen ist der Stil eines Schriftstellers ein treuer Abdruck seines Inneren: will jemand einen klaren Stil schreiben, so sei es ihm zuvor klar in seiner Seele; und will jemand einen großartigen Stil schreiben, so habe er einen großartigen Charakter." [E.]

Phrasen.

C 63 F. v. Müller, 6. Juni 1827.

Ich führte an, daß irgendein Schriftsteller gesagt habe, der Humor sei nichts anderes als der Witz des Herzens. Goethe ergrimmte auf's heftigste über die Redensart „Nichts anderes als".

„So", schrie er, „sagte einst Cicero: Die Freundschaft ist nichts anderes als usw. O du Esel, du einfältiger Bursche, du heilloser Kerl, der nach Griechenland läuft, um Weisheit zu holen, und nichts Klügeres als jene unsinnige Phrase herausbringt: Nichts anderes! Lauter Negation, lauter Herabsetzung! Ich werde gleich wütend, wenn ich dergleichen höre. Und Witz des Herzens, welcher Unsinn! Ich weiß nicht, was Herz ist, und will ihm Witz beilegen! Dergleichen Phrasen streifen an meinem Ohre vorüber wie zerplatzte Luftblasen, der Verstand findet absolut nichts darin; das ist hohles Zeug." [M.]

Goethe widmete den gedankenlosen Flickwörtern „nichts anderes als" ein eigenes Aufsätzchen; er nennt sie „eine Redensart, die sich durch die würdigsten Vorgänger in Ansehen setzt, den gemeinen Menschensinn einschläfert, damit er das Absurdeste ertragen möge".

C 64 F. v. Müller, 29. September 1823.

Gespräch zwischen Riemer und Goethe über die Tropen und deren Durchführung.

Die neueren Pedanten verlangen letztere bis zum äußersten Punkt; Goethe springt gerne ab, wie ja auch die Phantasie es tut, häuft deren mehrere, um eine durch die andere zu erklären. Riemer erläuterte an Beispielen aus dem gemeinen Sprachgebrauch, wie man ohne Vermischung der Tropen gar nicht fortkommen könne, z. B. etwas in's Werk setzen. [M.]

Tropus: uneigentlicher, meist bildlicher Ausdruck. — Gall (A 7) sagte von Goethe: er könne den Mund nicht auftun, ohne einen Tropus auszusprechen.

Vergleichungen.

C 65 F. v. Müller, 9. Dezember 1824.

Ausfälle gegen alle Vergleichungen, die man nur aus Bequemlichkeit mache, um sich ein selbständiges Urteil zu ersparen. [M.]

Bildliche Wendungen.

C 66 F. v. Müller, 19. April 1819.

Goethe kritisierte meine Logenrede auf [den gestorbenen Minister v. Voigt] und bemerkte, ich habe mich vor zu ausgedehntem Gebrauch der Tropen zu hüten, wohin mein Stil gerade neige.

Goethe: „Es ist unrichtig, zu sagen: ein abgeschlossenes Leben fordert. Ein abgeschlossenes Leben ist kein Leben mehr, es ist Tod, jenes kann nichts fordern. Die Keuschheit der Tropen, ihre Propretät ist Grundmaxime des Stils im westlichen Europa. Außerdem fällt man in's bodenlos Verwirrte, Absurde.“ Bloß durch strenge Abgeschlossenheit des Begriffs vom Bilde, wodurch unmittelbare Anschaulichkeit erlangt wird, durch den eigensten keuschesten Gebrauch der Tropen habe er, Goethe, sich die Jugendlichkeit des Stils bewahrt.

Man müsse sich von solchen Grundmaximen ganz durchdringen lassen, überhaupt eines Lehrers Ansichten so in Fleisch und Blut aufnehmen, daß man seine Worte nicht zu wiederholen brauche, ja sie ganz vergessen könne und doch immer den rechten Begriff wieder zu konstruieren, den richtigen Text durch eine entsprechende Maxime zu fixieren vermöge.

„Jedes Ding,“ sprach Goethe, „jede Beschäftigung und Gedankenfolge verlangt eine eigene Form, eine Formel, die, das Unwesentliche ausschließend, den Hauptbegriff scharf umgrenzt.“ Viele empfänden das Richtige, möchten es gern darstellen, könnten aber nicht zur passenden Form gelangen.

Wie anmutig scherzte der herrliche Mann mit Ulrike [v. Pogwisch], der er gewisser technischer oder Koteriewörter Bedeutung anschaulich machen wollte, z. B. Kategorien, caput mortuum. Sie müsse dergleichen verstehen, aber nie selbst aussprechen. [M.]

Die Keuschheit der Tropen: im Gegensatz zum ausschweifenden, bilderreichen Stil der Orientalen. — Kategorien sind die Grund- und Stammbegriffe der Philosophie; Aristoteles stellte deren zehn auf: Substanz, Quantität, Qualität, Relation, Handeln, Erleiden usw.; der Logiker Daries sieben: Wer, Was, Wo, Wodurch, Warum, Wie, Wann; Kant ließ nur vier übrig: Quantität, Qualität, Relation, und Modalität. — Caput mortuum heißt eigentlich Totenkopf, als „Koteriewort“ bedeutet es in der Chemie und sonst: das nach Ausscheidung des Nutzbaren Übrigbleibende, z. B. Rückstand nach Destillation.

Wert der Kritik.

Deutsche Besserwisserei.

C 67 Zu Riemer, 12. Dezember 1812.

„Die Deutschen haben von jeher die Art, daß sie es besser wissen wollen, als der, dessen Handwerk es ist, daß sie es besser verstehen als der, der sein Leben damit zugebracht.“ [R 2.]

Deutsche und französische Gelehrte.

C 68 Eckermann, im Juni 1826.

Goethe sprach über den ‚Globe‘:

„Die Mitarbeiter sind Leute von Welt, heiter, klar, kühn bis zum äußersten Grade. In ihrem Tadel sind sie fein und galant, wogegen aber die deutschen Gelehrten immer glauben, daß sie den sogleich hassen müssen, der nicht so denkt wie sie. Ich zähle den ‚Globe‘ zu den interessantesten Zeitschriften und könnte ihn nicht entbehren.“ [E.]

‚Globe‘ s. O 39.

Verhalten der Mittelmäßigen.

C 69 Eckermann, 18. März 1831.

Wir berühren den Punkt, daß viele Menschen, besonders Kritiker und Poeten, das eigentlich Große ganz ignorieren und dagegen auf das Mittlere einen außerordentlichen Wert legen.

Goethe: „Der Mensch erkennt nur das an und preist nur das, was er selber zu machen fähig ist; und da nun gewisse Leute in dem Mittleren ihre eigentliche Existenz haben, so gebrauchen sie den Pfiff, daß sie das wirklich Tadelnswürdige in der Literatur, was jedoch immer einiges Gute haben mag, durchaus schelten und ganz tief herabsetzen, damit das Mittlere, was sie anpreisen, auf einer desto größeren Höhe erscheine.“ [E.]

Zweck der Bücher.

C 70 Zu Riemer, 7. November 1806.

„Bücher werden jetzt nicht geschrieben, um gelesen zu werden, um sich daraus zu unterrichten und zu belehren, sondern um rezensiert zu werden, damit man wieder darüber reden und meinen kann, und so in's Unendliche fort.

Seitdem man die Bücher rezensiert, liest sie kein Mensch außer dem Rezensenten, und der auch so so. Es hat aber jetzt auch selten jemand etwas Neues, Eigenes, Selbstgedachtes und Unterrichtendes, mit Liebe und Fleiß Ausgearbeitetes zu sagen und mitzuteilen, und so ist eins des andern wert." [R 2.]

Die Kritik eine Angewöhnung der Modernen.

C 71 Zu F. v. Müller, 11. Juni 1822.

„Ein Buch, das große Wirkung gehabt, kann eigentlich gar nicht mehr beurteilt werden. Die Kritik ist überhaupt eine bloße Angewohnheit der Modernen. Was will das heißen? Man lese ein Buch und lasse es auf sich einwirken, gebe sich dieser Einwirkung hin, so wird man zum richtigen Urteil darüber kommen." [M.]

Torheit, den Dichter ändern zu wollen.

C 72 Soret, 10. Februar 1830.

„Der ‚Temps' hat sich in seiner Kritik [des ‚Gustav Wasa' von Arnault] nicht so weise benommen [wie der ‚Globe']. Er maßt sich an, dem Dichter den Weg vorschreiben zu wollen, den er hätte gehen müssen. Dies ist ein großer Fehler, denn damit erreicht man nicht, ihn zu bessern. Es gibt überhaupt nichts Dümmeres, als einem Dichter zu sagen: Dies hättest du müssen so machen, und dieses so! Ich spreche als alter Kenner. Man wird aus einem Dichter nie etwas anderes machen, als was die Natur in ihn gelegt hat. Wollt ihr ihn zwingen ein anderer zu sein, so werdet ihr ihn vernichten." [E.]

Über den ‚Globe' s. O 39; der ‚Temps', eine entschieden liberale Zeitung in Paris.

Gelehrte Philisterei dem Kunstwerk gegenüber.

C 73 Eckermann, 16. Dezember 1828.

Goethe: „Die Deutschen können die Philisterei nicht los werden. Da quengeln und streiten sie jetzt über verschiedene Distichen, die sich bei Schiller gedruckt finden und auch bei mir, und sie meinen, es wäre von Wichtigkeit, entschieden herauszubringen, welche denn wirklich Schillern gehören und welche mir. Als ob es darauf ankäme, als ob etwas damit gewonnen würde, und als ob es nicht genug wäre, daß die Sachen da sind!

Freunde wie Schiller und ich, jahrelang verbunden, mit gleichen Interessen, in täglicher Berührung und gegenseitigem Austausch, lebten sich ineinander so sehr hinein, daß überhaupt bei einzelnen Gedanken gar nicht die Rede und Frage sein konnte, ob sie dem einen gehörten oder dem anderen. Wir haben viele Distichen gemeinschaftlich gemacht; oft hatte ich den Gedanken und Schiller machte die Verse, oft war das Umgekehrte der Fall, und oft machte Schiller den einen Vers und ich den anderen. Wie kann nun da von Mein und Dein die Rede sein! Man müßte wirklich selbst noch tief in der Philisterei stecken, wenn man auf die Entscheidung solcher Zweifel nur die mindeste Wichtigkeit legen wollte."

Eckermann: „Etwas Ähnliches kommt in der literarischen Welt häufig vor, indem man z. B. an dieses oder jenes berühmten Mannes Originalität zweifelt und die Quellen auszuspüren sucht, woher er seine Kultur hat."

Goethe: „Das ist sehr lächerlich. Man könnte ebensogut einen wohlgenährten Mann nach den Ochsen, Schafen und Schweinen fragen, die er gegessen und die ihm Kräfte gegeben. Wir bringen wohl Fähigkeiten mit, aber unsere Entwicklung verdanken wir tausend Einwirkungen einer großen Welt, aus der wir uns aneignen, was wir können und was uns gemäß ist. Ich verdanke den Griechen und Franzosen viel, ich bin Shakespeare, Sterne und Goldsmith Unendliches schuldig geworden. Allein damit sind die Quellen meiner Kultur nicht nachgewiesen; es würde in's Grenzenlose gehen

und wäre auch nicht nötig. Die Hauptsache ist, daß man eine Seele habe, die das Wahre liebt und die es aufnimmt, wo sie es findet.

Überhaupt ist die Welt jetzt so alt, und es haben seit Jahrtausenden so viele bedeutende Menschen gelebt und gedacht, daß wenig Neues mehr zu finden und zu sagen ist.“ [E.]

C 74 Zu Eckermann, 27. Dezember 1826.

„Da wollen sie wissen, welche Stadt am Rhein bei meinem ‚Hermann und Dorothea‘ gemeint sei. Als ob es nicht besser wäre, sich jede beliebige zu denken! Man will Wahrheit, man will Wirklichkeit und verdirbt dadurch die Poesie.“ [E.]

Fragen nach den Quellen, Modellen und Parallelen.

C 75 Zu Eckermann und Riemer, 18. Januar 1825.

Goethe: „Die Welt bleibt immer dieselbe, die Zustände wiederholen sich, das eine Volk lebt, liebt und empfindet wie das andere: warum sollte denn der eine Poet nicht wie der andere dichten? Die Situationen des Lebens sind sich gleich: warum sollten denn die Situationen der Gedichte sich nicht gleich sein?“

Riemer: „Und eben diese Gleichheit des Lebens und der Empfindungen macht es ja, daß wir imstande sind, die Poesie anderer Völker zu verstehen. Wäre dieses nicht, so würden wir ja bei ausländischen Gedichten nie wissen, wovon die Rede ist.“

Eckermann: „Mir sind daher immer die Gelehrten höchst seltsam vorgekommen, welche die Meinung zu haben scheinen, das Dichten geschehe nicht vom Leben zum Gedicht, sondern vom Buche zum Gedicht. Sie sagen immer: das hat er dort her, und das dort! Finden sie z. B. beim Shakespeare Stellen, die bei den Alten auch vorkommen, so soll er es auch von den Alten haben! So gibt es unter anderem beim Shakespeare eine Situation, wo man beim Anblick eines schönen Mädchens die Eltern glücklich preist, die sie Tochter nennen, und den Jüngling glücklich

der sie als Braut heimführen wird. Und weil nun bei Homer dasselbige vorkommt, so soll es der Shakespeare auch vom Homer haben! Wie wunderlich! Als ob man nach solchen Dingen so weit zu gehen brauchte, und als ob man dergleichen nicht täglich vor Augen hätte und empfände und ausspräche!"

Goethe: „Ach ja, das ist höchst lächerlich."

Eckermann: „So auch zeigt selbst Lord Byron sich nicht klüger, wenn er Ihren ‚Faust' zerstückelt und der Meinung ist, als hätten Sie dieses hierher und jenes dort."

Goethe: „Ich habe alle jene von Lord Byron angeführten Herrlichkeiten größtenteils nicht einmal gelesen, viel weniger habe ich daran gedacht, als ich den ‚Faust' machte. Aber Lord Byron ist nur groß, wenn er dichtet; sobald er reflektiert, ist er ein Kind. So weiß er sich auch gegen dergleichen ihn selbst betreffende unverständige Angriffe seiner eigenen Nation nicht zu helfen; er hätte sich stärker dagegen ausdrücken sollen. Was da ist, das ist mein! hätte er sagen sollen, und ob ich es aus dem Leben oder aus dem Buche genommen, das ist gleichviel, es kam bloß darauf an, daß ich es recht gebrauchte! Walter Scott benutzte eine Szene meines ‚Egmont', und er hatte ein Recht dazu, und weil es mit Verstand geschah, so ist er zu loben. So auch hat er den Charakter meiner Mignon in einem seiner Romane nachgebildet; ob aber mit ebensoviel Weisheit, ist eine andere Frage. Lord Byrons ‚Verwandelter Teufel' ist ein fortgesetzter Mephistopheles, und das ist recht. Hätte er aus origineller Grille ausweichen wollen, er hätte es schlechter machen müssen. So singt mein Mephistopheles ein Lied von Shakespeare, und warum sollte er das nicht? Warum sollte ich mir die Mühe geben, ein eigenes zu erfinden, wenn das von Shakespeare eben recht war und eben das sagte, was es sollte? Hat daher auch die Exposition meines ‚Faust' mit der des ‚Hiob' einige Ähnlichkeit, so ist das wiederum ganz recht, und ich bin deswegen eher zu loben als zu tadeln." [E.]

C 76 F. v. Müller, 24. Juni 1826.

Als ich von der Behauptung des Journals ‚Des Débats‘ sprach, daß eine Melodie aus dem ‚Freischütz‘ Motive aus Rousseaus Musik enthalte, schalt er lebhaft alles solches Nachgrübeln von Parallelstellen.

Es sei ja alles, was gedichtet, argumentiert, gesprochen werde, allerdings schon dagewesen, aber wie könne denn eine Lektüre, eine Konversation, ein Zusammenleben bestehen, wenn man immer opponieren wolle: Das habe ich ja schon im Aristoteles, Homer u. dgl. gelesen. [M.]

C 77 Mit Karoline Herder, 8. Februar 1789.

Mit Goethe habe ich mich am Montage über die Leonore im ‚Pater Brey‘ ausgesprochen. Ich frug ihn, ob ich diese Person so ganz gewesen wäre? „Beileibe nicht!“ sagte er: ich solle nicht so deuten. Der Dichter nehme nur so viel von einem Individuum, als notwendig sei, seinem Gegenstand Leben und Wahrheit zu geben, das übrige hole er ja aus sich selbst, aus dem Eindruck der lebenden Welt. Und da sprach er gar viel Schönes und Wahres darüber. Auch, daß wir den ‚Tasso‘, der viel Deutendes über seine eigene Person hätte, nicht deuten dürfen, sonst wäre das ganze Stück verschoben usw. Kurz, ich war völlig befriedigt, da ich ihn mir so ganz als Dichter denke. Er nimmt und verarbeitet in sich aus dem All der Natur (wie es Moritz nennt), in das ich auch gehöre, und alle andere Verhältnisse sind dem Dichter untergeordnet. [Brief von Karoline Herder an ihren Mann.]

Moritz: der Kunstgelehrte Karl Philipp M. (1759—1793), mit Goethe in Italien bekannt geworden, danach in Weimar zu Besuch. — Der ‚Pater Brey‘ ist auf den Rat Leuchsenring in Darmstadt gemünzt; beim Balandrino dachte Goethe an Herder, bei der Leonore an dessen Braut Karoline Flachsland.

Gelehrtheit und schlechtes Urteil.

(78 Zu Eckermann, 28. März 1827.

Die Rede war von Wilhelm v. Schlegels ‚Vorlesungen über dramatische Poesie‘.

Goethe: „Es ist nicht zu leugnen, Schlegel weiß unendlich viel, und man erschrickt fast über seine außerordentlichen Kenntnisse und seine große Belesenheit. Allein damit ist es nicht getan. Alle Gelehrsamkeit ist noch kein Urteil. Seine Kritik ist durchaus einseitig, indem er fast bei allen Theaterstücken bloß das Skelett der Fabel und Anordnung vor Augen hat und immer nur kleine Ähnlichkeiten mit großen Vorgängern nachweist, ohne sich im mindesten darum zu bekümmern, was der Autor uns von anmutigem Leben und Bildung einer hohen Seele entgegenbringt. Was helfen aber alle Künste des Talents, wenn aus einem Theaterstück uns nicht eine liebenswürdige oder große Persönlichkeit des Autors entgegenkommt, dieses einzige, was in die Kultur des Volkes übergeht!

In der Art und Weise, wie Schlegel das französische Theater behandelt, finde ich das Rezept zu einem schlechten Rezensenten, dem jedes Organ für die Verehrung des Vortrefflichen mangelt und der über eine tüchtige Natur und einen großen Charakter hingeht, als wäre es Spreu und Stoppel.“

Eckermann: „Den Shakespeare und Calderon dagegen behandelt er gerecht und sogar mit entschiedener Neigung.“

Goethe: „Beide sind freilich derart, daß man über sie nicht Gutes genug sagen kann, wiewohl ich mich auch nicht wundern würde, wenn Schlegel sie gleichfalls ganz schmählich herabgesetzt hätte. So ist er auch gegen Äschylus und Sophokles gerecht; allein dies scheint nicht sowohl zu geschehen, weil er von ihrem ganz außerordentlichen Werte lebendig durchdrungen wäre, als weil es bei den Philologen herkömmlich ist, beide sehr hoch zu stellen. Denn im Grunde

reicht doch Schlegels eigenes Persönchen nicht hin, so hohe Naturen zu begreifen und gehörig zu schätzen. Wäre dies, so müßte er auch gegen Euripides gerecht sein und auch gegen diesen ganz anders zu Werke gehen, als er getan. Von diesem weiß er aber, daß die Philologen ihn nicht eben sonderlich hoch halten, und er verspürt daher kein geringes Behagen, daß es ihm, auf so große Autorität hin, vergönnt ist, über diesen großen Alten ganz schändlich herzufallen und ihn zu schulmeistern, wie er kann.

Ich habe nichts dawider, daß Euripides seine Fehler habe; allein er war von Sophokles und Äschylus doch immerhin ein sehr ehrenwerter Mitstreiter. Wenn er nicht den hohen Ernst und die strenge Kunstvollendung seiner beiden Vorgänger besaß und dagegen als Theaterdichter die Dinge ein wenig läßlicher und menschlicher traktierte, so kannte er wahrscheinlich seine Athenienser hinreichend, um zu wissen, daß der von ihm angestimmte Ton für seine Zeitgenossen eben der rechte sei. Ein Dichter aber, den Sokrates seinen Freund nannte, den Aristoteles hochstellte, den Menander bewunderte und um den Sophokles und die Stadt Athen bei der Nachricht von seinem Tode Trauerkleider anlegte, mußte doch wohl in der Tat etwas sein. Wenn ein moderner Mensch wie Schlegel an einem so großen Alten Fehler zu rügen hätte, so sollte es billig nicht anders geschehen als auf den Knieen." [E.]

Camaraderie.

C 79 — Riemer, 6. April 1808.

Goethe bemerkte über die neuesten Ästhetiker, die Schlegels, Ast usw., daß ihr ganzes Urteil und Absprechen bloß darauf beruhe, daß ein jeder wie im Dominospiel bloß den Stein lobt, an den er seine Zahl anschieben kann. [R 3.]

Die Rezensenten als Königsmacher.

C 80 Bei Johanna Schopenhauer, 18. April 1808.

Eben hatten wir am vergangenen Sonnabend ‚Die Piccolomini' gesehen; die nächste Mittwoch sollte nach einer langen Zwischenpause auch der ‚Wallenstein' darankommen.

Goethe: „Es ist mit diesen Stücken wie mit einem ausgelegenen Weine. Je älter sie werden, je mehr Geschmack gewinnt man ihnen ab. Ich nehme mir die Freiheit, Schiller für einen Dichter und sogar für einen großen zu halten, wiewohl die neusten Imperatoren und Diktatoren unserer Literatur versichert haben, er sei keiner. Auch den Wieland wollen sie nicht gelten lassen. Es fragt sich nur, wer dann gelten soll?

Kürzlich hat eine Gelehrtenzeitung in einer von beiden Städten, ich weiß nicht recht, ob in Ingolstadt oder in Landshut, Friedrich Schlegel als den ersten deutschen Dichter und Imperator in der Gelehrtenrepublik förmlich ausgerufen. Gott erhalte Se. Majestät auf Ihrem neuen Throne und schenke Demselben eine lange und glückliche Regierung! Bei alledem möchte man es nicht bergen, daß das Reich dermalen noch von sehr rebellischen Untertanen umlagert ist, deren wir einige (indem er einen Seitenblick auf mich warf), sogar in unsrer eigenen Nähe haben.

Übrigens geht es in der deutschen Gelehrtenrepublik jetzt völlig so bunt zu wie beim Verfall des römischen Reiches, wo zuletzt jeder herrschen wollte und keiner mehr wußte, wer eigentlich Kaiser war. Die großen Männer leben dermal fast sämtlich im Exil, und jedes verwegene Marketendergesicht kann Imperator werden, sobald es nur die Gunst der Soldaten und der Armee besitzt oder sich sonst eines Einflusses zu erfreuen hat. Ein paar Kaiser mehr oder weniger, darauf kommt es in solchen Zeiten gar nicht an! Haben doch einmal im römischen Reiche dreißig Kaiser zugleich regiert, warum sollten wir in unsern gelehrten Staaten der Oberhäupter weniger haben? Wieland und Schiller sind bereits ihres Thrones verlustig

erklärt; wie lange mir mein alter Imperatorenmantel noch auf den Schultern sitzen wird, läßt sich nicht vorausbestimmen; ich weiß es selbst nicht. Doch bin ich entschlossen, wenn es je dahin kommen sollte, der Welt zu zeigen, daß Reich und Zepter mir nicht an's Herz gewachsen sind, und meine Absetzung mit Geduld zu ertragen; wie denn überhaupt seinen Geschicken in dieser Welt niemand so leicht entgehen mag. Ja, wovon sprachen wir doch gleich? Ha, von Imperatoren! Gut! Novalis war noch keiner, aber mit der Zeit hätte er auch einer werden können. Schade nur, daß er so jung gestorben ist, zumal, da er noch außerdem seiner Zeit den Gefallen getan und katholisch geworden ist. Sind ja doch schon, wie die Zeitungen besagten, Jungfrauen und Studenten rudelweise zu seinem Grabe gewallfahrtet und haben ihm mit vollen Händen Blumen gestreut. Das nenn' ich einen guten Anfang, und es läßt sich davon schon etwas für die Folge erwarten. Da ich nur wenige Zeitungen lese, so ersuche ich meine anwesenden Freunde, wenn etwas weiter von dieser Art, was von Wichtigkeit, eine Kanonisierung oder dergleichen vorfallen sollte, mich davon sogleich in Kenntnis zu setzen. Ich meinerseits bin damit zufrieden, daß man bei meinen Lebzeiten alles nur erdenkliche Böse von mir sagt; nach meinem Tode sollen sie mich schon in Ruhe lassen, weil der Stoff schon früher erschöpft ist, so daß ihnen wenig oder nichts übrig bleiben wird. Tieck war auch eine Zeit lang Imperator, aber es währte nicht lange, so verlor er Zepter und Krone. Man sagt, es sei etwas zu Titusartiges in seiner Natur, er sei zu gütig, zu milde gewesen, das Reich aber fordere in seinem jetzigen Zustande Strenge, ja, man möchte wohl sagen, eine fast barbarische Größe. Nun kamen die Schlegel an's Regiment; da ging's besser! August Schlegel, seines Namens der Erste, und Friedrich Schlegel der Zweite — die beiden regierten mit dem gehörigen Nachdrucke. Es verging kein Tag, wo nicht irgend jemand in's Exil geschickt oder ein paar Exekutionen gehalten wurden. So ist's recht! Von dergleichen ist das Volk seit undenklichen Zeiten ein großer Lieb-

haber gewesen. Vor kurzem hat ein junger Anfänger den Friedrich Schlegel irgendwo als einen deutschen Herkules aufgeführt, der mit seiner Keule im Reiche herumginge und alles totschlüge, was ihm irgend in den Weg käme. Dafür hat jener mutige Imperator diesen jungen Anfänger seinerseits sogleich in den Adelstand erhoben und ihn ohne weiteres einen Heroen der deutschen Literatur genannt. Das Diplom ist ausgefertigt; Ihr könnt Euch darauf verlassen, ich habe es selber gelesen. Dotationen, Domänen, ganze Fächer in Gelehrtenzeitungen, die sie ihren Freunden zum Rezensieren verschaffen, sind auch nicht selten; die Feinde aber werden oft heimlich aus dem Wege geräumt, indem man ihre Schriften beiseite legt und sie lieber gar nicht anzeigt. Da wir nun im Deutschen ein sehr geduldiges Publikum haben, das nichts liest, als was zuvor rezensiert ist, so ist diese Sache gar so übel nicht ausgesonnen. Das Beste noch bei der ganzen Sache ist denn aber noch immer das Ungefährliche. Z. B. es legt sich einer jetzt abends als Imperator gesund und vergnügt zu Bette; des andern Morgens darauf erwacht er und sieht mit Erstaunen, daß die Krone von seinem Haupte hinweg ist. Ich geb' es zu, es ist ein schlimmer Zufall, aber der Kopf, sofern der Imperator überhaupt einen hatte, sitzt doch noch immer auf derselben Stelle, und das ist meines Erachtens barer Gewinn. Wie häßlich dagegen ist es von den alten Imperatoren zu lesen, wenn sie dutzendweise in der römischen Geschichte erdrosselt und nachher in die Tiber geworfen werden. Ich meinerseits gedenke, wofern ich auch Reich und Zepter verlieren sollte, hier ruhig an der Ilm auf meinem Bette zu sterben. Von unsern Reichsangelegenheiten und besonders von Imperatoren weiter zu sprechen: ein andrer junger Dichter in Jena ist auch zu früh gestorben. Imperator konnte der zwar nicht werden, aber Reichsverweser, Major Domus oder so etwas, das wär' ihm nicht entgangen. Wo nicht, so stand ihm noch immer als einem der ersten Heroen in der deutschen Literatur ein Platz offen. Eine Pairskammer zu stiften, wozu Vermögen

gehört, wäre überhaupt in der deutschen Literatur kein verwerflicher Gedanke. Hätte jener nur ein paar Jahre länger in Jena gelebt, so könnte er Pair des Reiches geworden sein, ehe er sich umsah. So aber, wie gesagt, starb er zu frühe. Das war übereilt. Man soll sich, wie es der rasche Gang unserer neuesten Literatur fordert, so schnell als möglich mit Ehre bedecken. Das ist Grundsatz. Mit der Herausgabe von einigen Sonetten und ein paar Almanachen ist die Sache noch keineswegs getan. Die literarischen Freunde des jungen Mannes haben zwar in öffentlichen Blättern versichert, seine Sonetten würden auch lange nach seinem Tode noch fortleben; ich habe mich aber nachher nicht weiter danach erkundigt, kann daher auch nicht sagen, ob es in Erfüllung gegangen ist oder wie es sich überhaupt mit dieser Sache verhält.

Als ich noch jung war, hab' ich mir freilich von verständigen Männern sagen lassen, es arbeite oft ein ganzes Zeitalter daran, um einen einzigen tüchtigen großen Maler oder Dichter hervorzubringen; aber das ist lange her. Jetzt geht das alles viel leichter vonstatten. Unsre jungen Leute wissen das besser einzurichten und springen mit ihrem Zeitalter um, daß es eine Lust ist. Sie arbeiten sich nicht aus dem Zeitalter heraus, wie es eigentlich sein sollte, sondern sie wollen das ganze Zeitalter in sich hineinarbeiten, und wenn ihnen das nicht nach Wunsche glückt, so werden sie über die Maßen verdrießlich und schelten die Gemeinheit eines Publikums, dem in seiner gänzlichen Unschuld eigentlich alles recht ist." [F.]

Ingolstadt oder Landshut: die 1416 gestiftete Universität von Ingolstadt war 1800 nach Landshut verlegt worden; sie war ein Hauptsitz der katholischen und romantischen Partei. Die Universität kam 1826 nach München. — Daß Novalis katholisch geworden sei, war ein Irrtum Goethes oder Falks. — Biedermann vermutet, daß mit dem jungen Dichter in Jena August Bode (1778—1804), ein Sohn des Berliner Astronomen, gemeint sei; dieser verkehrte aber noch in seinem Todesjahre als Freund in Goethes Hause.

Gepflogenheit des deutschen Publikums.

C 81 Zu Riemer, 31. Dezember 1809.

„Das Publikum, besonders das deutsche, ist eine närrische Karikatur des Demos. Es bildet sich wirklich ein, eine Art von Instanz, von Senat auszumachen und im Leben und Lesen dieses oder jenes wegvotieren zu können, was ihm nicht gefällt. Dagegen ist kein Mittel als ein stilles Ausharren.“ [R 2.]

Demos: Volk; Goethe denkt an die Befugnisse der athenischen Voksversammlungen.

Wert der Geschichte.

C 83 Luden, 19. August 1806.

Goethe: „Sie wollen also — Geschichte lehren? wollen ein — Historiker werden? oder vielmehr sind ein — Historiker?“

Luden: „Meine Absicht ist allerdings, einen Versuch zu machen, Geschichte zu lehren. Ob es mir gelingen werde, Teilnahme zu finden oder zu erregen, ist eine andere Frage. Übrigens würde das eine unverzeihliche Anmaßung sein, wenn ich sagen wollte, ich sei ein Historiker; dagegen leugne ich nicht, daß es mein heißester Wunsch ist, einst diesen hohen Namen zu verdienen. Und an Fleiß und Anstrengung soll es gewiß nicht fehlen; der Erfolg liegt in Gottes Hand.“

Goethe: „Warum sollte das Lehren der Geschichte Ihnen nicht gelingen? Sie haben eine reine, wohlklingende Stimme und gute Manieren; Sie werden gut erzählen, und das Erzählen ist leicht. Und wer hört nicht gern guten Erzählungen zu? Das Kind liebt es, sich was erzählen zu lassen, und der Greis hat noch dieselbe Lust oder dieselbe Schwachheit, gleichviel. Und warum wollten Sie sich gegen den ‚hohen‘ Namen eines Historikers sperren? Ein jeder, der sich mit der Historia beschäftigt, ist ein Historicus.“

Luden: „Die Worte Ew. Exzellenz sind eben nicht sehr ermunternd für einen jungen Mann, der entschlossen ist, sein Leben der Geschichte zu widmen, der Forschung, dem Lehren, der Darstellung.“

Goethe: „Warum nicht? Ich dächte, ich hätte einen heiteren Glanz auf die heilige Dreieinigkeit geworfen!“

Luden: „Eine Erzählung, welcher Jung und Alt ein geneigtes Ohr leiht, die Erzählung einer Anekdote nämlich, mag leicht sein, und doch gibt es nicht viele Menschen, die eine Anekdote gut zu erzählen wissen; die Erzählung großer und komplizierter Ereignisse und Begebenheiten hingegen, wie sie im Leben der Völker und Staaten vorkommen, hat denn doch wohl einige Schwierigkeiten, die nicht oft überwunden werden. Wenigstens wüßte ich nicht, daß es viele große Lehrer der Geschichte gegeben hätte, d. h. solche Lehrer, welche die Gegenstände der Geschichte klar und anschaulich zu entwickeln und ein lebendiges Interesse in ihren Zuhörern zu erregen und zu erhalten verstanden hätten. Und alsdann ist ja auch die bloße Beschreibung geschichtlicher Dinge oder die bloße Erzählung der Begebenheiten nicht die Hauptsache bei dem Lehren der Geschichte; es soll vielmehr durch die Erzählung der Sinn und die Bedeutung der Begebenheiten erkennbar gemacht werden. Was aber das Studium der Geschichte betrifft, so ist dasselbe, weil das Feld unermeßlich ist, gewiß das schwierigste von allen Studien.“

Goethe: „Zu dieser Meinung sind Sie wohl zunächst gekommen, weil Sie sich am meisten mit der Geschichte beschäftigt haben. Wäre Mephistopheles gegenwärtig, so würde er etwa folgenden Knittelreim pathetisch herdeklamieren:

So war es schon in meinen Tagen,
Ein jeder schlägt gar hoch sich an,
Und, würdest du sie alle fragen:
Das Wichtigste hat er getan.

Es lastet schwer die schwere Last,
Die selber du zu tragen hast,
Und ob ein anderer ächzt und keucht,
Für dich ist seine Bürde leicht.

Ganz unwahr mag der Spruch nicht sein; und vielleicht hält darum z. B. jeder Philosoph seine eigenen Gedanken für die richtigsten, ja sein eigenes System für das einzig wahre, weil er beides nur mit großer Mühe zutage gefördert hat, während er fremde Gedanken bequem vom Blatte abliest. In Beziehung auf die Geschichte indes bin ich doch der Meinung des guten Wagner, daß schon die Mittel schwer zu erwerben sind, womit man zu den Quellen steigt, und

weiß gar wohl, daß die Zahl dieser Quellen, zu welchen man steigen muß, nicht gering ist. Es ist doch auch viel vorgearbeitet, viel getan. Die meisten Quellen sind längst durchforscht; was sie an reiner Flut enthielten, ist ausgeschöpft, nur trübes Wasser zurückgeblieben."

Luden: „Es wäre aber doch möglich, daß die Forscher das Wasser auch zuweilen getrübt hätten, und daß man, würde dasselbe aufgeklärt, neue Entdeckungen machen würde. Auch dürfte noch manche Quelle nicht durchgeforscht und ausgebeutet sein."

Goethe: „Und wenn Sie nun auch alle Quellen zu klären und zu durchforschen vermöchten, was würden Sie finden? Nichts anderes als eine große Wahrheit, die längst entdeckt ist, und deren Bestätigung man nicht weit zu suchen braucht; die Wahrheit nämlich, daß es zu allen Zeiten und in allen Ländern miserabel gewesen ist. Die Menschen haben sich stets geängstigt und geplagt, sie haben sich unter einander gequält und gemartert, sie haben sich und anderen das bißchen Leben sauer gemacht, und die Schönheit der Welt und die Süßigkeit des Daseins, welche die schöne Welt ihnen darbietet, weder zu achten noch zu genießen vermocht. Nur wenigen ist es bequem und erfreulich geworden; die meisten haben wohl, wenn sie das Leben eine Zeit lang mitgemacht hatten, lieber hinausscheiden, als von neuem beginnen mögen. Was ihnen noch etwa einige Anhänglichkeit an das Leben gab oder gibt, das war und ist die Furcht vor dem Sterben. So ist es, so ist es gewesen, so wird es wohl auch bleiben. Das ist nun einmal das Los der Menschen. Was brauchen wir weiter Zeugnis?"

Luden: „Ich kann unmöglich glauben, daß dieses Ew. Exzellenz eigene Meinung sei. Mir kommt vor, Mephistopheles habe abermals gesprochen. Wenn auch viele Menschen in alten und neuen Zeiten so gelebt haben mögen, so ist deswegen ein solches Leben noch nicht das Los der Menschen, und das Los der Menschen ist auch nicht das Schicksal der Menschheit."

Goethe: „Die Menschheit? Das ist ein Abstraktum! Es hat von jeher nur Menschen gegeben und wird nur Menschen geben."

Luden: „Das Wort bezeichnet, denke ich, den Menschengeist, wie derselbe sich in dem gesamten Leben der Menschen entwickelt und offenbart. Das Abstraktum muß daher von dem Leben der Menschen abstrahiert werden. Im Leben der einzelnen Menschen kann das Wesen und der Geist nicht erkannt werden, weil es unübersehbar ist; es ist nur zu erkennen im Leben der Völker, in den gesellschaftlichen Verhältnissen der Menschen. Wer den Geist eines Volkes erkennt, wie derselbe sich in dem Leben des Volkes gezeigt hat, der hat das Wesen des Lebens aller Menschen erkannt, die zu diesem Volke gehörten. Und der Gesamtgeist aller Völker ist die Menschheit."

Goethe: „Es ist mit den Völkern, wie mit den Menschen. Die Völker bestehen ja aus Menschen. Auch sie treten in's Leben, wie die Menschen, treiben's, etwas länger, in gleich wunderlicher Weise und sterben gleichfalls entweder eines gewaltsamen Todes oder eines Todes vor Alter und Gebrechlichkeit. Die Gesamtnot und die Gesamtplage der Menschen ist eben die Not und die Plage der Völker."

Luden: „Aber, wie Menschen späteren Menschen, so lassen Völker späteren Völkern etwas zurück, das nicht mit ihnen stirbt."

Goethe: „Sie lassen etwas zurück? Freilich! Mephistopheles würde vielleicht in seiner Weise sagen:

Was Völker sterbend hinterlassen,
Das ist ein bleicher Schattenschlag:
Du siehst ihn wohl, ihn zu erfassen,
Läufst du vergeblich Nacht und Tag.

Und vielleicht setzte er gutmütig warnend hinzu, der Schalk:

Wer immerdar nach Schatten greift,
Kann stets nur leere Luft erlangen;
Wer Schatten stets auf Schatten häuft,
Sieht endlich sich von düstrer Nacht umfangen."

Luden: „Der Schatten, den ein Volk wirft, es mag blühen oder zugrunde gehen, fällt zurück, nicht vorwärts; er fällt auf die früheren Völker und nicht auf uns, die späteren Enkel, oder wir müßten uns freiwillig und einfältig zugleich hineinstellen. Was uns ein Volk hinterläßt, wenn es nicht überhaupt ohne Nachlaß verscheidet, ist der Geist seines Lebens. Wir müssen uns nur bemühen, die Erbschaft gehörig zu würdigen und zu benutzen, und uns nicht mit dem Inventario begnügen. Wir müssen die Geschichte des Volkes studieren und, was sie zeigt, verwenden; denn die Geschichte eines Volkes ist das Leben des Volkes."

Goethe: „Die Geschichte eines Volkes: das Leben des Volkes? Das ist kühn! Wie wenig enthält auch die ausführlichste Geschichte, gegen das Leben eines Volkes gehalten? Und von dem Wenigen, wie weniges ist wahr? Und von dem Wahren, ist irgend etwas über allen Zweifel hinaus? Bleibt nicht vielmehr alles ungewiß, das Größte, wie das Geringste? Daher scheint doch das Wort von Faust festzustehen:

> Die Zeiten der Vergangenheit
> Sind uns ein Buch mit sieben Siegeln!"

Luden: „Gewiß, Ew. Exzellenz! soweit hat der Dichter vollkommen recht; er würde aber unrecht gehabt haben, wenn er hinzugesetzt hätte, daß auch nur eins dieser sieben Siegel unlösbar wäre."

Goethe: „Lösbar sind sie vielleicht; es fehlt aber das Instrument, sie zu sprengen."

Luden: „Ich möchte doch glauben, daß dieses Instrument nicht fehle. Wir vermögen sogar an jedes geschichtliche Werk, an jede Überlieferung einen dreifachen Hebel anzulegen: die Kenntnis der Zeit, die jener Zeit vorausgegangen ist, von welcher die Überlieferung berichtet; die Kenntnis der Zeit, die jener Zeit nachfolgte und gleichsam ein Produkt derselben gewesen; und endlich die Wahrheit, die jede Überlieferung teils durch ihr bloßes Dasein, teils durch ihre Eigentümlichkeiten der Ansicht, der Auffassung, der Darstellung, in sich trägt. Der Stützpunkt für jeden dieser Hebel ist die menschliche Natur, das Gewicht der eigene Geist des Forschers."

Goethe: „Ihre Ausdrücke erinnern mich daran, daß Sie vorhin sagten, Sie wären von Thibaut für die Mathematik gewonnen worden. Haben Sie sich mit dieser Wissenschaft viel beschäftigt?"

Luden: „Einige Jahre hindurch nach Zeit und Umständen ziemlich viel. Ich habe sogar selbst ein mathematisches Buch geschrieben, das ich bald, wie einen verlorenen Sohn, in die Welt hineinlaufen zu lassen gedenke."

Goethe: „Um so mehr wundert mich, daß Sie diese erste aller Wissenschaften, in welcher alles Gewißheit und Wahrheit ist, verlassen haben, um sich auf der Bahn der Geschichte zu versuchen, die bei jedem Schritte schwankt, und

in einer Arbeit zu verharren, in welcher Sie, selbst mit drei Hebeln, nichts zutage fördern werden, das Ihnen nicht streitig gemacht werden könnte. Gewiß hat Johannes Müller Sie zu dieser Veränderung bestimmt."

Luden: „Johannes Müller hat allerdings einen großen Einfluß auf mich gehabt. Er hat mich schneller zum Entschlusse gebracht. Aber auch ohne ihn würde ich mich für die Geschichte entschieden haben. Ich habe schon die Ehre gehabt, Ew. Exzellenz zu sagen, daß die Geschichte meine erste Liebe gewesen sei, und die erste Liebe hält fest. Auch haben meine Verhältnisse mir nicht verstattet, mich z. B. durch die Beobachtung der Wunderwerke des Himmels zu ergötzen oder zu erbauen, oder nur auf der Erde mich einer bedeutenden Anwendung meiner theoretischen Kenntnisse zu erfreuen, und bei dem beständigen Verkehren mit Zahlen, Buchstaben und Figuren ist mir, ich muß es gestehen, begegnet, was Mephistopheles dem Schüler bei seiner Gottähnlichkeit weissagt: es ist mir bei aller Wahrheit und Gewißheit recht herzlich bange geworden."

Goethe: „Gibt denn Ihnen die Geschichte bei aller Ungewißheit mehr Befriedigung, als die Wahrheit der Mathematik?"

Luden: „Freilich! Die Geschichte ist gleich befriedigend für den Geist und das Herz, für den Verstand und das Gemüt, und zugleich regt sie die Phantasie allgewaltig auf und treibt, wie zum Denken, so zum Dichten. Auch wüßte ich nicht, warum eine geschichtliche Wahrheit weniger wahr sein sollte als eine mathematische."

Goethe: „Gewiß! nur kommt es darauf an, die Wahrheit herauszubringen. Könnte man die geschichtliche Wahrheit demonstrieren, wie die mathematische, so wäre aller Unterschied verschwunden; so lange man das nicht kann, so lange wird wohl ein Unterschied bleiben, nicht zwischen dem, was wirklich wahr ist, sondern zwischen dem, was hier als wahr demonstriert, dort als wahr angenommen wird. Was wirklich Geschichte ist, das ist auch wirklich wahr. Aber nicht alles ist wirklich geschehen, was uns als Geschichte dargeboten wird, und was wirklich geschehen, das ist nicht so geschehen, wie es dargeboten wird, und was so geschehen ist, das ist nur ein geringes von dem, was überhaupt geschehen ist. — Sie wissen ohne Zweifel, warum Sir Walter Raleigh seine Geschichte nicht fortgesetzt, sondern das Manuskript in's Feuer geworfen hat?"

Luden: „O, ja, Ew. Exzellenz! Er tat es, wie die Anekdote sagt —"

Goethe: „Er sagt es selbst."

Luden: „Das hab ich nicht gewußt; denn ich muß bekennen, daß ich noch nichts von Sir Walter gelesen habe. Dieser also warf die Handschrift in's Feuer, weil er Augenzeuge eines Vorganges gewesen war, den andere Augenzeugen, abweichend von einander, auch ganz anders erzählten, als er denselben selbst wahrgenommen hatte."

Goethe: „Das ist uns anderen wohl auch schon ebenso gegangen, und es wird in früheren Tagen nicht anders gewesen sein."

Luden: „Mich wundert nur, daß Sir Walter eine besondere Erfahrung nötig gehabt hat, um die Entdeckung zu machen, daß verschiedene Menschen jeden Gegenstand verschieden auffassen. Schon das alte Sprichwort: Duo, quum faciunt idem, welches doch gewiß ebensowohl vom Anschauen und Erzählen als vom Handeln gilt, hätte ihm ja die große Wahrheit lehren können, und das Lesen mehrerer Geschichtschreiber, welche denselben Gegenstand darstellen, hätte dieselbe bestätigen mögen. Also, meine ich, hätte er sein Werk niemals anfangen oder hätte es auch fortsetzen sollen."

Goethe: „Sir Walter wußte gewiß längst, was wir alle wissen; er war aber in dem alten Schlendrian fortgegangen. Jetzt nun, als er den Vorfall von seiner Wohnung mit eigenen Augen angesehen und alsdann die verschiedenen, abweichenden, unwahren Erzählungen vernahm, jetzt trat ihm plötzlich der Gedanke, daß es keine Wahrheit in der Geschichte gebe, in die Seele, und sogleich faßte er in seinem Unmut den Entschluß, nicht ferner mitzuwirken zur Erhaltung und Verbreitung des Truges, nicht ferner seinen Zeitgenossen von der Welt der Vergangenheit ein falsches, ein lügenhaftes Bild vorzuhalten."

Luden: „Er muß aber doch, wie mir scheint, eine wunderliche Vorstellung von der Wahrheit der Geschichte gehabt haben; denn es versteht sich ja von selbst, daß der Historiker von den Begebenheiten und Ereignissen früherer Zeiten nichts anderes wissen kann, als was uns überliefert worden ist. Wenn er dieses redlich erforscht und ehrlich wiedergibt, so, denk' ich, ist er alles Truges frei."

Goethe: „Aber der Trug bleibt. Er ist nicht Urheber der Lüge, aber der Verbreiter; nicht der Dieb, aber der Hehler.

Die Lüge fällt nur auf eure sogenannten Quellen-Schriftsteller zurück."

Luden: „Wenn diese Schriftsteller ehrlich und redlich aufgezeichnet haben, was sie wahrnahmen oder was zu ihrer Kenntnis kam, so sind sie ebenso frei von Lug und Trug. Sie konnten nicht mehr geben, als sie hatten."

Goethe: „Die Lüge bleibt immer; sie ist nur abermals zurückgeworfen, und zurückgeworfen auf die Sache selbst, und wir bekommen stets ein unwahres, ein verzerrtes, ein schiefes und falsches Bild von der früheren Welt. Und besser wäre doch wohl, sich gar nicht um die Vergangenheit zu kümmern, als falsche, also unnütze und verwirrende Vorstellungen von derselben mit uns herumzutragen. Dadurch werden wir nur verführt, auch die Welt, in welcher wir leben, falsch aufzufassen und verkehrt in ihr und auf sie zu wirken."

Luden: „Das wäre, wenn es so wäre, gewiß sehr schlimm; aber es würde auch zu dem Lose der Menschen gehören, und wir würden genötigt sein, es zu tragen. Aber so ist es nicht. Die Abweichungen in den Erzählungen sind keineswegs sofort als falsche Angaben zu bezeichnen; sie entstehen vielmehr meistens daraus, daß der Eine etwas anderes von dem Vorgange aufgefaßt hat als der andere. Manches liegt auch in den Worten. Über den Ursprung und den Zusammenhang mögen Irrtümer vorkommen, weil weder jener noch dieser in die Augen fallen, sondern aus allgemeinen Notizen, aus Gerüchten, aus Vermutungen erschlossen werden müssen. Zuweilen täuschen auch die Sinne, nach der Stellung der Zeugen. Dieser hält für schwarz, was dem Anderen als blau vorkommt und was dem Dritten als grün erscheint. Über die eigentliche Tatsache aber, über das, was zunächst unser Interesse erregen muß und was für spätere Ereignisse von der größten Bedeutung ist, weil es dieselben erzeugt oder bedingt, pflegen die verschiedenen Zeugen nicht von einander abzuweichen. Napoleons Bülletin mag etwas ganz anderes enthalten, als die österreichischen und russischen Berichte, und die Erzählungen der Offiziere und Soldaten in den verschiedenen Heeren mögen vom Bulletin und von den Berichten abweichen; über die Tatsachen, die entscheidend sind und, weil sie entscheidend sind, der Geschichte angehören, über die Tatsachen, daß am 2. Dezember 1803 eine Schlacht zwischen dem französisch-deutschen und dem russisch-österreichischen Heere bei Austerlitz stattgefunden, daß die Franzosen den Sieg gewonnen, daß die Russen sich nach Schlesien zurückgezogen, daß der Kaiser Franz hierauf im französischen Lager mit Napoleon eine Unterredung gehabt habe, daß hierauf zuerst ein Waffenstillstand und weiter ein Friede zu Preßburg abgeschlossen worden — über diese Tatsachen

sind alle Nachrichten ebenso einig, als die Bedingungen des Friedens außer allem Zweifel stehen. Und so möchte ich gleichfalls glauben, daß selbst wegen des Ereignisses vor Raleighs Wohnung die übrigen Augenzeugen mit ihm selbst und unter einander in vielem übereingestimmt haben: Ort, Zeit, Parteien (falls es Parteien gab), Ausgang und Folgen sind ohne Zweifel von allen auf gleiche Weise angegeben. Nun will ich zwar keineswegs behaupten, daß die übrigen Erscheinungen, welche bei einem Ereignis, z. B. bei der Schlacht von Austerlitz, vorkamen, ohne Bedeutung wären, und daß man deswegen die Verschiedenheit der Angaben über dieselben auf sich beruhen lassen könnte, aber einen festen Anhalt gewähren doch jene Tatsachen unleugbar. Sie sind die Knochen, das Gerippe des Körpers, in einem besonderen Falle der Begebenheit, überhaupt der Geschichte. Die verschiedenen Angaben über die übrigen Erscheinungen, unter welchen und in welchen jene feststehenden Tatsachen stattfanden, hat der Historiker zuerst kritisch auf ihren wahren Wert zurückzuführen; er hat sie unter einander und mit den Tatsachen zu vergleichen; er hat sie nach seinen Kenntnissen von der Lage und der Natur der Länder, von der Stellung der Völker zu einander, von der früheren und späteren Geschichte, von dem inneren Zustande der Staaten, von den Charakteren und den Gesinnungen der handelnden Menschen zu prüfen, und alsdann wird die Ungewißheit verschwinden, und dasjenige wird sich als die Wahrheit herausstellen, was er als geeignet zu Nerven, Fasern, Muskeln, Mark und Haut für jenes Gerippe erkennt, um dasselbe mit schaffendem Geist und künstlerischer Hand als einen lebendigen Leib hinzustellen."

Goethe: „Das wird freilich eine große Operation sein, aber was der Historiker nach solcher Plage für Wahrheit hält, ist immer nur für ihn, ist nur subjektive Wahrheit. Unbestreitbare, objektive Wahrheit ist es nicht."

Luden: „Fichte beantwortete die Frage des Pilatus: was ist Wahrheit? einmal mit folgenden Worten: Wahrheit ist, was notwendig so gedacht werden muß, wie es gedacht ist, was schlechthin nicht anders gedacht werden kann."

Goethe: „Nämlich von Fichte oder von mir! Also hat ein jeder seine eigene Wahrheit. Die mathematische Wahrheit aber ist für alle dieselbe."

Luden: „Fichte erläuterte seinen Satz mit mathematischen Beispielen. Zwei zweimal gesetzt sei vier, weil es unmöglich sei, die Sache anders zu denken, sobald man nur wisse, was zwei und was vier. Er habe, sagte er, das Lachen nicht lassen können, als ihm zum ersten Male demonstriert worden sei, daß vier Einheiten nicht mehr getrennt, sondern vereint gedacht, eben vier seien: denn das, habe er gemeint, verstehe sich ja von selbst und könne gar nicht anders gedacht werden. Und so würde alles, was

nicht anders gedacht werden könne, notwendig allgemein als Wahrheit erkannt werden, sobald es nur allgemein verstanden würde."

Goethe: „Da eben liegt es! Der Unterschied ist, daß die Mathematik jeden Menschen zwingen kann, anzuerkennen, daß alle rechte Winkel gleich sind, daß Sie hingegen in historischen Dingen mich niemals zwingen können, Ihrer Meinung zu sein."

Luden: „Nein. Aber ich glaube doch, daß ich jeden von der Wahrheit zu überzeugen imstande sein würde, der nicht etwa entschlossen wäre, sich nicht überzeugen zu lassen. Und das scheint mir ein Vorzug. Der Mathematiker zwingt die Menschen, die Wahrheit seiner Sätze anzunehmen; er unterwirft die Geister einem gewissen Fatalismus, bei welchem keine Freiheit der Entschließung möglich ist. Der Historiker läßt die Geister frei; er wendet sich an den ganzen Menschen, an Verstand, Herz und Gemüt, und will nur die freie Überzeugung gewinnen."

Goethe: „Man braucht wahrlich nicht den Widerspruch zu seinem Grundsatze gemacht zu haben, um den Gang der Dinge anders zu denken, als sie uns überliefert oder von irgendeinem Historiker dargestellt worden sind oder dargestellt werden können. Und so lange dieses der Fall ist, so lange wird es verstattet sein, die Geschichte des Irrtums zu zeihen und ihre Überlieferungen als falsch anzusehen."

Luden: „Es leidet gar keinen Zweifel, daß auch der gelehrteste, redlichste, scharfsinnigste und geistreichste Historiker in Irrtümer verfallen kann, ja daß er in Irrtümer verfallen muß, weil auch er seinen Teil von dem allgemeinen Lose der Menschen zu tragen hat. Das ist aber auch kein Unglück. Lessing verbat sich ja die Wahrheit; er hielt das Suchen nach Wahrheit dem Menschen für zuträglicher, als die Wahrheit selbst. ‚Wenn', sagt er irgendwo, ‚der liebe Gott vor mir hinträte und zu mir spräche: in der rechten Hand halte ich die Wahrheit, in der linken den Irrtum; Lessing, wähle! so würde ich antworten: Vater, die Wahrheit ist für dich, laß mir den Irrtum!' Und wenn nun auch ein Historiker in seinem redlichen Irrtume das Geschehene anders darstellt, als es geschehen ist, welcher Schaden ist zu fürchten? Das Geschehene wird dadurch nicht ungeschehen, daß ein Historiker es übergeht; es wird dadurch nicht verändert, weder in seinem Ursprunge, noch in seinem Wesen oder in seinen Folgen, daß ein Historiker es unrichtig ableitet, unrichtig verlaufen und unrichtig wirken läßt, sondern es behält in der Vergangenheit die Stelle, die es gehabt, nimmt den Raum ein, den es ausgefüllt, und kann den Einfluß auf die spätere Zeit nicht verlieren, den es einmal ausgeübt hat. Auch werden die Überlieferungen, welche ein Historiker unrichtig gedeutet

und unrichtig benutzt hat, nicht zerstört, sondern sie liegen unverletzt für und für vor der Welt. Also kann ein anderer Historiker die Geschichte von neuem bearbeiten und die Irrtümer des ersten berichtigen; und sollte er selbst in neue Irrtümer verfallen, so mag ein dritter hinzutreten, beide zurechtweisen und die Wahrheit herstellen, die er erkannt zu haben glaubt. Auf solche Weise kommt Leben in das Studium der Geschichte, Leben in die Geschichtschreibung, und der Geist findet Gelegenheit, sich zu üben und zu versuchen, desto öfter, je zahlreicher und je abweichender die Überlieferungen und die Bearbeitungen sind. Überlieferungen hingegen, wie Sir Walter Raleigh sie gewollt zu haben scheint, nämlich eine vollkommene Übereinstimmung aller Zeugen nicht nur über die Haupttatsachen, sondern auch über alle Umstände, über alle Erscheinungen, unter welchen die Tatsachen geschehen sind, würde den Tod in das Studium und in die Geschichtschreibung bringen, selbst wenn ihr Zeugnis eben so vollständig als einstimmig wäre. Wir hätten alsdann an einer Überlieferung vollkommen genug, und die seelenvollste Wissenschaft würde zu einem langweiligen Gedächtniskram herabsinken, zu einer drückenden Masse von Namen, Zahlen und Notizen. Ein Gipsabdruck, von einer Leiche genommen, hat gewiß die größte Ähnlichkeit mit dem Bau des Gesichtes des Hingeschiedenen, aber es ist eine seelenlose Larve, die uns nimmer das Bild des Mannes gewähren wird, wie er dagestanden hat voll von Leben und Kraft. Viel lieber will ich die Büste besitzen, welche der Künstler mit freiem Geist und freier Hand geschaffen hat, um den Charakter des Mannes, seinen Geist und seinen Willen, ja sein ganzes Leben und Sein hineinzulegen; und es verdrießt mich nicht, daß etwa das Wärzchen fehlt, das jene Larve getreulich aufgenommen hat. So will ich auch in der Geschichtschreibung nicht die nackte, tote, aber treue Wirklichkeit, sondern eine lebensvolle, farbenreiche Welt, welche die unzweifelhaften Tatsachen unverkürzt und unentstellt darbietet, aber mit poetischem Geist aufgefaßt und mit künstlerischer Hand ausgearbeitet."

Goethe: „Sie machen also den Historiker zum Dichter?"

Luden: „Da ich selbst noch nichts in der Geschichte geleistet habe, Ew. Exzellenz, so darf ich ja wohl meine Meinung aussprechen; denn ich rede nicht pro domo mea. Ich glaube wirklich, daß Geschichte nicht würdig geschrieben werden könne ohne eine wahre poiesis, und daß niemand ein Historiker sein könne im schönsten Sinne des Wortes, dem die schöpferische oder dichterische Kraft fehlt. Denn er muß ja die Welt der Vergangenheit vor Augen haben, in welcher die Ereignisse stattfanden, die er darstellen will, und die er nur in der Anschauung dieser Welt darstellen und in ihrer ganzen und ächten Bedeutung darstellen kann. Diese Welt aber wird ihm nicht zur Anschauung dargeboten, sondern er muß sie schaffen, um sie anschauen zu können."

Goethe: „Wenn man auch dieses zugäbe, so würde doch ein großer Unterschied zwischen dem Dichter und dem Historiker

bleiben. Der Dichter schafft seine Welt frei, nach seiner eigenen Idee, und darum kann er sie vollkommen und vollendet hinstellen; der Historiker ist gebunden, denn er muß seine Welt so aufbauen, daß die sämtlichen Bruchstücke hineinpassen, welche die Geschichte auf uns gebracht hat. Deswegen wird er niemals ein vollkommenes Werk liefern können, sondern immer wird die Mühe des Suchens, des Sammelns, des Flickens und Leimens sichtbar bleiben."

Luden: „Um so größer ist die Aufgabe des Historikers, um so schwieriger seine Arbeit, um so mehr verdient ein gelungenes geschichtliches Werk Dank, Ehre und Preis, ein weniger gelungenes Nachsicht und Schonung! Auch darf nicht übersehen werden, daß der Dichter nur seine eigene Idee, so tief und groß, als die Kraft seines Geistes sie zu fassen vermag, darzustellen sucht, der Historiker aber die Idee Gottes, wie sie sich im Leben der Menschen offenbart hat."

Goethe: „Am Ende steht Ihnen der Historiker über dem Dichter?"

Luden: „Ja nicht, Ew. Exzellenz! Ich kann mich überhaupt mit der Stufenleiter, auf welche man die Geister zu stellen pflegt, nicht recht vertragen und möchte glauben, daß die Bahnen des Geistes nicht untereinander gebaut sind, sondern nebeneinander fortlaufen. Jedenfalls glaube ich, daß derjenige, der tüchtiges in der Geschichte leistet, niemanden seine Stelle zu beneiden brauche."

Goethe: „Wenn ich nun aber aus Ihren Bemerkungen über geschichtliche Forschung und Geschichtschreibung das Resultat ziehe, so scheint doch, mit Schillers Worten, der langen Rede kurzer Sinn zu sein, daß Faust recht habe:

> Was man den Geist der Zeiten heißt,
> Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
> In dem die Zeiten sich bespiegeln."

Luden: „Mit diesem klassischen Spruche bin ich vollkommen einverstanden. Wenn uns aber die Herren Geist geben und wäre es auch der eigene, und wenn sie uns in diesem Geiste das Spiegelbild der Zeiten zeigen, so können wir, denke ich, einigermaßen zufrieden sein."

Goethe: „Aber nun doch noch eine Frage! Was wollen Sie denn zuletzt mit Ihrer Geschichte, mit allen diesen historischen Wahrheiten, Irrtümern, Dichtungen? Welches ist das endliche Ziel Ihrer Studien und Ihrer Bestrebungen?"

Luden: „Das ist eine große Frage, Ew. Exzellenz, die eine weitläufige Antwort notwendig macht. In der Kürze wüßte ich sie in der Tat nicht besser zu beantworten als mit Fausts Worten:

— Was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst erkennen."

Goethe: „Genießen, wollen Sie sagen!"

Luden: „Ew. Exzellenz halten's zu Gnaden: ich möchte doch bei dem Erkennen bleiben, und mich mit dem Genusse begnügen, den etwa das Erkennen abwirft. Das Erkannte aber möchte ich alsdann durch Lehre und Schrift mitteilen. Übrigens darf ich wohl nicht hinzufügen, daß ich natürlich nur von meinem Wunsch und Willen gesprochen habe; das Vollbringen liegt nur zum kleinsten Teil in des Menschen Hand. Aber in magnis voluisse sat est."

Goethe: „Ja, ja. Wir haben nunmehr Stoff zu vielen künftigen Unterhaltungen. Aber es ist schon weit am Tage, wir müssen's diesmal unterbrechen." [L.]

„So war es schon in meinen Tagen usw.": Diese Verse sind wohl nicht ganz richtig, obgleich ich sie oft in's Gedächtnis zurückgerufen habe. Nur den Reim glaube ich als echt bezeichnen zu können, und den Sinn gewiß. (Luden.)

In magnis voluisse sat est: bei großen Aufgaben gereicht uns schon eine redliche Anstrengung zur Ehre, auch wo das Gelingen ausbleibt. — Pro domo mea wörtlich: für mein eigenes Haus, nach dem Sinn: zu eigenem Vorteil. — Duo cum faciunt idem non est idem: wenn Zwei dasselbe tun, ist es nicht mehr dasselbe. — Thibaut, der Mathematiker, war Professor in Göttingen; er war ein Bruder des berühmten Heidelberger Juristen. — Der Schweizer Johannes Müller war der angesehenste Historiker der Zeit. — Sir Walter Raleigh, Begründer der englischen Kolonien in Amerika, eine Zeit lang Günstling der Königin Elisabeth, 1618 als Hochverräter hingerichtet, schrieb in zwölfjähriger Gefangenschaft eine Weltgeschichte.

C 84a Zu Riemer, 2. Juni 1811.

Daß der größte Teil der Geschichte nichts weiter als ein Klatsch sei, bemerkte Goethe bei Gelegenheit von Plutarchs Schrift de malignitate Herodoti. [R 2.]

C 84b Zu Riemer, 2. Juni 1811.

„Die Geschichte ist ein Märchen im Anfang; auf ihm schwimmt ein Faktum wie auf dem Wasser, bis das Wasser verschwindet.“ [R 2.]

C 85 Rochlitz, 1813 oder 1829.

Sehr gegründet ist die Bemerkung, daß Goethen in der Geschichte nicht sowohl die Ereignisse interessiert hätten, als vielmehr die Charaktere, wie sie sich in der Zeit entwickelten. Er meinte: nur in diesen wäre innere Wahrheit, nicht in jenen, und am wenigsten in den für dieselben aufgestellten Ursachen. Referent hat ihn oft bei sogenannten pragmatisch-historischen Darstellungen aus alter und neuer Zeit nach seiner halb ernst- halb scherzhaften Weise einmal über das andere in jener Hinsicht einschalten hören: „Meint der Mann!“ In solcher Beziehung nannte er die ganze Geschichte — die geschriebene — „einen großen Euphonismus“ und fand die der letzten Jahre nur von massenhaftem, aber durchaus unerquicklichem Interesse. [Bie.]

Euphonismus, eigentlich soviel wie Euphemismus = Milderung des Ausdrucks, bedeutet hier Bemäntelung, Beschönigung. — Pragmatisch: gemeinnützig, lehrreich. Vgl. Goethes Urteil über die Reformation und Luther D 86.

C 86 Riemer, 14. März 1817.

„Der Patriotismus verdirbt die Geschichte“, pflegte Goethe zu sagen, „Juden, Griechen und Römer haben ihre und die Geschichte der andern Völker verdorben, nicht unparteiisch vorgetragen. Die Deutschen tun es auch, so ihre eigene, als die Geschichte der Ausländer.“ [R 2.]

Es ist bei Riemer undeutlich, ob er die Ausführung: „Juden, Griechen usw.“ Goethe in den Mund legt oder von sich aus hinzufügt.

C 87 F. v. Müller, 11. Oktober 1824.

[Goethe urteilte]: Die Weltgeschichte sei eigentlich nur ein Gewebe von Unsinn für den höheren Denker, und aus ihr nichts zu lernen. [M.]

C 88 F. v. Müller, 17. Dezember 1824.

Das Taschenbuch für Österreichische Geschichte von Hormayr führte das Gespräch auf Böhmen. Dort war eine große Kultur im 14. und 15. Jahrhundert einheimisch, ehe man im übrigen Deutschland daran dachte.

Goethe: „Prag mit seinen 4000 Studenten, welch' eine Erscheinung! Aus allen Winkeln Deutschlands und aus der Schweiz waren Lehrer hingegangen, von denen jeder gleich seine Zuhörerschaft mitbrachte. Jedermann dürstete nach griechischer und lateinischer Kenntnis. Man räumte den Professoren die größten Rechte und Freiheiten ein; als man sie nun späterhin beschränken wollte, wurden sie wild und zogen aus. Damals wurde Leipzig durch solch eine ausgewanderte Schar emporgehoben, der man das Paulinum einräumte."

„Ja, die Geschichte läßt ganz wundersame Phänomene hervortreten, je nachdem man sie aus einem bestimmten Kreispunkte betrachtet. Und doch kann eigentlich niemand aus der Geschichte etwas lernen, denn sie enthält ja nur eine Masse von Torheiten und Schlechtigkeiten." [M.]

C 89 Zu F. v. Müller, 6. März 1828.

„Ich bin nicht so alt geworden, um mich um die Weltgeschichte zu bekümmern, die das Absurdeste ist, was es gibt. Ob dieser oder jener stirbt, dieses oder jenes Volk untergeht, ist mir einerlei; ich wäre ein Tor, mich darum zu bekümmern." [M.]

Wert von Tagebüchern.

C 90 Soret, 22. Januar 1830.

Er bat mich, ihm nach und nach die Manuskripte [meines Onkels Dumont] zukommen zu lassen. Zuerst versprach ich ihm meine [Bearbeitung von Dumonts] Reise nach Paris von 1802, die ich soeben abschreiben lasse, nicht ohne mich zu entschuldigen, daß sie nur eilig entworfen und nicht wieder durchgesehen wäre. Goethe antwortete, daß ein in größter Eile, aber von einem tüchtigen Menschen verfaßtes Tagebuch immerhin wertvoll sei:

„Alles, was aus einer geübten Feder hervorgeht, was ein solcher Mann erlebt, wird in Zukunft von Wichtigkeit. So habe ich mit großem Interesse die Reisen Montaignes gelesen, und an manchen Stellen haben sie mir mehr Genuß bereitet als seine Essays."

Lachend fügte er hinzu:

„Für mich, der ich ein großer Liebhaber von Krebsen bin, muß es doch bedeutsam sein, wenn ich Montaigne in seinem gemütlichen Plaudertone erzählen höre, daß er auf dem ganzen Wege, an mehr als 100 Tagen bei jedem Diner eine Platte mit diesen vortrefflichen ‚Insekten' vorgesetzt bekam. Kann ich daraus nicht einen nützlichen Schluß für die Naturgeschichte machen und den Beweis ziehen, daß diese Tierchen beträchtlich kleiner geworden sind? Denn ich möchte wetten, daß sie damals wahre Ungeheuer gewesen sind gegen die erbärmlichen Dinger, die man heutzutage bekommt." [S.]

C 91 Soret, 29. Januar 1830.

Goethe ist mit meiner Pariser Reise von 1801—1802 sehr zufrieden. Ich äußerte meine Zweifel über die Zweckmäßigkeit ihrer Veröffentlichung, weil ich sie nicht für gehörig durchgearbeitet und für den Druck interessant genug hielt. Es sind nicht eben bedeutende Bemerkungen über das tägliche Leben, nichts was auf einer Höhe stände, wie man sie von Dumont erwartet. Jedenfalls ist dies Manuskript eines der am wenigsten interessanten von allen.

Goethe: „Was erwarten Sie denn? Alles was aus der Feder eines aufgeklärten Mannes hervorgeht, und wären es Kleinigkeiten, ist in den Augen der wirklich unterrichteten

Leser interessant, und was die Masse unwissender und neugieriger Leser anlangt, so darf man deren Meinung übersehen. Um eine Sache interessant zu machen, ist es genug, daß sie noch nicht gesagt ist, oder daß sie von einer neuen Seite behandelt wird, die Andere nicht hervorgehoben haben; mag dann ihr relativ Wichtiges noch so gering sein, sie hat ihre innerliche Wichtigkeit, die unbestritten bestehen bleibt, und vermehrt das zahlreiche Material, das man früher oder später ausnützen kann."

„Das ist ja richtig," sagte ich; „aber da man doch nicht alles ansammeln kann, so möchte ich meinesteils diejenigen vorziehen, die lieber Steine als Sand anhäufen, um ihrem Gebäude eine solide Grundlage zu geben." Ferner bemerkte ich, man müsse wohl Rücksicht auf allgemeine Meinungen nehmen, um den Erfolg derartiger Veröffentlichungen nicht zu schädigen.

Goethe: „Man hat die Massen verwöhnt, indem man ihnen zu gewürzte Produkte bietet, die voll von amüsanten Anekdoten sind, und sie andererseits mit der abgeschmackten Lektüre von Literaturzeitungen zu unterhalten sucht. So ist der gewöhnliche Leser, dem Ihr Zugeständnisse machen wollt: er interessiert sich für das Erhabene ebenso wie für das Grundschlechte; soll man ihn für maßgebend ansehen? Soll man ihn fragen, was man veröffentlichen kann? Nein, man muß alles herausgeben." [S.]

Über einzelne Gelehrte.

Naturwissenschaften.

Alexander von Humboldt.

C 92 Zu Eckermann, 11. Dezember 1826.

„Alexander von Humboldt ist diesen Morgen einige Stunden bei mir gewesen. Was ist das für ein Mann! Ich kenne ihn so lange und doch bin ich von neuem über ihn in Erstaunen. Man kann sagen, er hat an Kenntnissen

und lebendigem Wissen nicht seinesgleichen. Und eine Vielseitigkeit, wie sie mir gleichfalls noch nicht vorgekommen ist! Wohin man rührt, er ist überall zu Hause und überschüttet uns mit geistigen Schätzen. Er gleicht einem Brunnen mit vielen Röhren, wo man überall nur Gefäße unterzuhalten braucht und wo es uns immer erquicklich und unerschöpflich entgegenströmt. Er wird einige Tage hier bleiben, und ich fühle schon, es wird mir sein, als hätte ich Jahre verlebt." [E.]

C 93 F. v. Müller, 18. September 1823.

Goethe kritisierte bitter die letzte Vorlesung Alexander v. Humboldts über Vulkane.

„Dieser Freund", sagte er, „hat eigentlich nie höhere Methode gehabt, bloß vielen gesunden Verstand, viel Eifer und Beharrlichkeit. Im Ästhetischen mag jeder noch allenfalls glauben und fühlen, wie er will, aber in den Naturwissenschaften ist das Falsche und Absurde rein unerträglich." [M.]

Vulkane und ihre geologische Rolle, s. D 19.

C 94 F. v. Müller, 28. Mai 1825.

[Man sprach] über Humboldts gescheiterte Hoffnung zu politischer Wichtigkeit.

„Er ließ die Republik hinter sich, als er nach Amerika zog, und fand einen Diktator, als er wiederkehrte, der ihn geringschätzig fragte: ‚Sie beschäftigen sich mit Botanik? Ich weiß, daß auch meine Frau sie treibt'. Das Nationalinstitut, das Humboldt auf's grandioseste hatte mit einrichten helfen, war währenddem ganz umgemodelt worden." [M.]

Humboldt lebte von 1797—99 und von 1804—1826 zumeist in Paris, schrieb auch seine Werke z. T. französisch.

C 95 Boisserée, 24. Mai 1826.

Der Kanzler erzählte viel von dem alten Staatsrat K., der Humboldts Geldgeschäfte besorgte; dieser wußte sehr umständlich anzugeben, wie ein Zufall Humboldt bestimmte, die Reise nach Amerika zu unter-

nehmen: Geldgeschichten und dergleichen gemeines Zeug verflechten sich hinein. Wir beide verstummten vor dem gläubigen Erzähler.

Goethe: „Elendes Volk! Bemüht sich, alles Höhere und Edle herabzuziehn! Da soll man einem Kerl wie dem K. glauben, daß ein Zufall zu Humboldts Reise Veranlassung gegeben!“ [B.]

Über Humboldt vgl. noch A 10, B 29, D 19, G 78, H 45.

K. F. Ph. v. Martius.

C 96 Eckermann, 27. Januar 1830.

[Goethe] sprach mit großer Anerkennung über Herrn von Martius.

„Sein Aperçu der Spiraltendenz ist von der höchsten Bedeutung. Hätte ich bei ihm noch etwas zu wünschen, so wäre es, daß er sein entdecktes Urphänomen mit entschiedener Kühnheit durchführte, und daß er die Courage hätte, ein Faktum als Gesetz auszusprechen, ohne die Bestätigung allzusehr im Weiten zu suchen.“ — —

Goethe kam auf Herrn von Martius zurück und rühmte an ihm, daß er Einbildungskraft besitze.

„Im Grunde ist ohne diese hohe Gabe ein wirklich großer Naturforscher gar nicht zu denken.“ [E.]

Der Botaniker Karl Friedrich Philipp Martius (1794—1868) reiste 1819—20 in Brasilien, war seit 1826 Professor in München. — Urphänomen S. C 11, Aperçu C 54.

C 97 Soret, 11. Juli 1831.

[Goethe] beschäftigt sich [jetzt] stets mit botanischen Fragen.

Mehr als je war er von der Spiraltendenz eingenommen; er versicherte nachdrücklich, sie werde auf die Botanik denselben gewaltigen Einfluß ausüben, den die Kristallographie auf die Mineralogie gehabt hat. [S.]

Über Martius ferner C 22.

Cuvier und Geoffroi de St. Hilaire.

C 98 Zu Soret, 3. Februar 1830.

„Cuvier ist hinsichtlich seines Stils und seiner Naturgeschichte bewundernswert. Die Tatsachen weiß er trefflich darzustellen, doch hat er fast nichts Philosophisches und teils — vielleicht nur zum Scheine — gewisse Vorurteile der Schule. Man kann durch ihn sehr gefördert werden, doch ohne Gründlichkeit.“ [S.]

C 99 F. v. Müller, 7. Mai 1830.

„Geoffroi de St. Hilaire hat mit seinem Urtypus aller Organisationen und mit seinem Système d'analogies ganz recht gegen Cuvier, der doch nur ein Philister ist. Ich verfiel längst auf jenen einfachen Urtypus. Kein organisches Wesen ist ganz der Idee, die zugrunde liegt, entsprechend; hinter jedem steckt die höhere Idee: Das ist mein Gott, das ist der Gott, den wir alle ewig suchen, und zu erschauen hoffen, aber wir können ihn nur ahnen, nicht schauen!“ [M.]

Über den wissenschaftlichen Streit zwischen C. u. G. hat sich Goethe 1830 und 1832 ausführlich ausgesprochen in einem Aufsatze über die Principes de Philosophie zoologique des Geoffroi de Saint Hilaire. Es war Goethes letzte Arbeit. Geoffroi war wie Goethe ein Vorläufer der modernen Entwicklungslehre; gegen Cuvier verfocht er seine Theorie von dem einheitlichen Organisationsplan aller Tiere. Kennzeichnend für Goethes hohe Bewertung von wirklich wichtigen wissenschaftlichen Erkenntnissen ist ein Bericht Sorets vom 2. August 1830. Soret, den Kopf ganz voll von den Nachrichten über die Julirevolution in Paris, kommt zu Goethe. Es entspinnt sich folgendes Gespräch:

Goethe: „Nun, was denken Sie von dieser großen Geschichte? Alles steht in Brand; es verläuft nicht mehr bei geschlossenen Türen; der Vulkan kommt zum Ausbruch.“

Soret: „Die Lage ist entsetzlich! Eine so erbärmliche Familie, die sich auf ein ebenso erbärmliches Ministerium stützt, gibt wenig Hoffnung; man wird sie schließlich fortjagen.“

Goethe: „Aber ich spreche ja nicht von dieser Gesellschaft, was liegt denn mir daran! Es handelt sich um den großen Streit zwischen Cuvier und Geoffroi.“

Soret fügt hinzu: „Ich staunte über diese unerwartete Aufklärung und hatte einige Minuten Sammlung nötig, um mit einigem Interesse den langen Einzelheiten eines ziemlich gleichgültigen wissenschaftlichen Kapitels zuzuhören gegenüber den großen Tagesfragen. Seit länger als vierzehn Tagen hat Goethe nichts anderes im Kopfe als Cuvier und Geoffroi; mit jedermann spricht er darüber und beschäftigt sich mit dem Abschlusse einer darauf bezüglichen Arbeit, die ich vielleicht für die Bibliothèque universelle übersetzen werde."

Über Cuvier vgl. auch C 15, über Geoffroi C 20.

Philosophie.

Spinoza.

C 100 Zu Boisserée, 3. August 1815.

„Ich führe die Ethik von Spinoza immer bei mir. Er hat die Mathematik in die Ethik gebracht, so ich in die Farbenlehre. Das heißt: da steht nichts im Hintersatz, was nicht im Vordersatz schon begründet ist." [B.]

Über sein eigenes Philosophieren sprach Goethe mit Boisserée am 3. Oktober 1815 auf einer Fahrt von Heidelberg nach Karlsruhe. Boisserée skizziert: „Philosophisches Denken; ohne eigentliches philosophisches System. Spinoza hat zuerst großen und immer bleibenden Einfluß auf ihn geübt. Dann Bacos kleines Traktätchen de Idolis; von den Trugbildern und Gespenstern. Aller Irrtum in der Welt komme von solchen Eidolis (ich glaube, er nimmt deren zwölf hauptsächliche an). Diese Ansicht half Goethe sehr, sagte ihm ganz besonders zu. Überall suchte er nun nach dem Eidolon, wenn er irgend Widersprüche fand, oder Verstockung der Menschen gegen die Wahrheit, und immer war ein Eidol da. War ihm etwas widerwärtig, stieß man gegen die allgemeine Meinung, so dachte er bald, das wird wieder ein Eidol sein, und kümmerte sich nicht weiter. So reiste er nach Italien; da besonders wurde er immer von philosophischen Gedanken verfolgt und kam er auf die Idee der Metamorphose. Als er nachher Schiller in Jena sah, teilte er ihm diese Ansicht der Dinge mit; da rief Schiller gleich: Ei, das ist eine Idee! Goethe mit seiner naiven Sinnlichkeit sagte immer: ich weiß nicht, was eine Idee ist, ich sehe es wirklich in allen Pflanzen usw. Nun wollte er sich doch auch mit der Sprache und dem System dieser Männer bekannt machen, so kam er durch Schiller an die Kantische Philosophie, die er sich von Reinhold in Privatstunden vortragen ließ." — Über Spinoza weiteres D 60.

Hamann.

C 101 F. v. Müller, 18. Dezember 1823.

Über Hamann und seine Briefe an Jacobi.

Hamann sei zu seiner Zeit der hellste Kopf gewesen und habe wohl gewußt, was er wolle. Aber er habe immer biblische Sprüche und Stellen aus den Alten wie Masken vorgehalten, er sei dadurch Vielen dunkel und mystisch erschienen. [M.]

Vgl. Q 51.

Kant.

C 102 Eckermann, 11. April 1827.

Ich fragte Goethe, welchen der neuern Philosophen er für den vorzüglichsten halte.

Goethe: „Kant ist der vorzüglichste, ohne allen Zweifel. Er ist auch derjenige, dessen Lehre sich fortwirkend erwiesen hat und die in unsere deutsche Kultur am tiefsten eingedrungen ist. Er hat auch auf Sie gewirkt, ohne daß Sie ihn gelesen haben. Jetzt brauchen Sie ihn nicht mehr, denn was er Ihnen geben konnte, besitzen Sie schon. Wenn Sie einmal später etwas von ihm lesen wollen, so empfehle ich Ihnen seine ‚Kritik der Urteilskraft', worin er die Rhetorik vortrefflich, die Poesie leidlich, die bildende Kunst aber unzulänglich behandelt hat."

Eckermann: „Haben Euer Exzellenz je zu Kant ein persönliches Verhältnis gehabt?"

Goethe: „Nein. Kant hat nie von mir Notiz genommen, wiewohl ich aus eigener Natur einen ähnlichen Weg ging als er. Meine ‚Metamorphose der Pflanzen' habe ich geschrieben, ehe ich etwas von Kant wußte, und doch ist sie ganz im Sinne seiner Lehre. Die Unterscheidung des Subjekts vom Objekt, und ferner die Ansicht, daß jedes Geschöpf um sein selbst willen existiert und nicht etwa der Korkbaum gewachsen ist, damit wir unsere Flaschen pfropfen können: dieses hatte

Kant mit mir gemein, und ich freute mich, ihm hierin zu begegnen. Später schrieb ich die Lehre vom Versuch, welche als Kritik von Subjekt und Objekt und als Vermittelung von beiden anzusehen ist.

Schiller pflegte mir immer das Studium der Kantschen Philosophie zu widerraten. Er sagte gewöhnlich, Kant könne mir nichts geben. Er selbst studierte ihn dagegen eifrig, und ich habe ihn auch studiert und zwar nicht ohne Gewinn.“ [E.]

C 103 Soret, 15. Februar 1830.

Goethe nannte sich im Gespräch einen Kantianer.

Ich sprach über die letzte Behauptung mein Befremden aus, wohl wissend, wie er sich im Leben von dem wahren Kantianismus unterschieden hat, und behauptete, es gebe genug Originelles in seiner Philosophie, so daß man sie eher die Goethische als die Kantische nennen könne. Diese Unterscheidung schien ganz nach seinem Geschmack.

„In der Tat,“ erwiderte er, „ich schließe mich nur in gewissen Dingen der Kantischen Philosophie an, und es gibt auch einiges, worin ich von ihm abweiche.“ [S.]

C 104 Zu F. v. Müller, 18. Dezember 1823.

Goethe äußerte, ihm sei die populäre Philosophie stets widerlich gewesen, daher habe er sich leichter zur Kantischen hingeneigt, die jene vernichtet habe. Doch mit der ‚Kritik der Vernunft‘ habe er sich nie tief eingelassen. [M.]

Über Kant vgl. noch B 29, C 19, 23, 25, 28, 40, 44, 61 b, E 1.

Schelling.

C 105 F. v. Müller, 22. April 1823.

[Goethe gab eine] interessante Revue über die philosophischen Systeme Kants, Reinholds, Fichtes und Schellings.

Durch des letzteren zweizüngelnde Ausdrücke über religiöse Gegenstände sei große Verwirrung entstanden und die rationelle Theologie um ein halbes Jahrhundert zurückgebracht worden. [M.]

Hegel.

C 106 Eckermann, 17. Februar 1829.

„Hegel hat in den ‚Berliner Jahrbüchern‘ eine Rezension über Hamann geschrieben, die ich in diesen Tagen lese und wieder lese und die ich sehr loben muß. Hegels Urteile als Kritiker sind immer gut gewesen.“ [E.]

C 107 Zu F. v. Müller, 16. Juli 1827.

„Ich mag nichts Näheres von der Hegelschen Philosophie wissen, wiewohl Hegel selbst mir ziemlich zusagt. So viel Philosophie, als ich bis zu meinem seligen Ende brauche, habe ich noch allenfalls im Vorrat; eigentlich brauchte ich gar keine. Cousin hat mir nichts Widerstrebendes, aber er begreift nicht, daß es wohl eklektische Philosophen, aber keine eklektische Philosophie geben kann. Die Sache ist so gewaltig schwer; sonst hätten die guten Menschen sich nicht seit Jahrtausenden so damit abgequält. Und sie werden es nie ganz treffen. Gott hat das nicht gewollt, sonst mußte er sie anders machen. Jeder muß selbst zusehen, wie er sich durchhilft.“ [M.]

Über Cousin s. O 38 und B 47.

C 108 Zu F. v. Müller, 24. April 1830.

„Da hat mir jetzt so ein Über-Hegel aus Berlin seine philosophischen Bücher zugeschickt; das ist wie die Klapperschlange: man will das verdammte Zeug fliehen und guckt doch hinein! Der Kerl greift es tüchtig an, bohrt gewaltig in die Probleme hinein, von denen ich vor achtzig Jahren so viel als jetzt wußte, und von denen wir alle nichts wissen und nichts begreifen. Jetzt habe ich diese Bücher versiegelt, um nicht wieder zum Lesen verführt zu werden.“ [M.]

G. Parthey erzählt in seinem Büchlein: ‚Ein verfehlter und ein gelungener Besuch bei Goethe 1819 und 1827.‘ (Berlin 1862, Handschrift für Freunde) zunächst von einer Unterhaltung, die sein Freund Carové mit Goethe (vor 1819) hatte: „Bei Goethe vorgelassen, hatte er alle Schleusen seiner Beredsamkeit geöffnet, um ihm einen

ganz kurzen Inbegriff der neuen Hegelschen Lehre mitzuteilen. Der alte Herr hört ihm lange, lange mit großen Augen zu, ohne ein Wort zu sprechen; endlich steht er auf, zieht die Glocke und sagt dem eintretenden Bedienten: ‚Bringen Sie dem Herrn eine Tasse Bouillon!‘ — Im Jahre 1827 fragte Goethe den Dr. Parthey selber, welche Stellung Hegel in Berlin einnehme; Parthey antwortete, und Goethe erging sich nun im allgemeinen über die Philosophie und sagte: „Kant ist der Erste gewesen, der ein ordentliches Fundament gelegt. Auf diesem Grunde hat man dann in verschiedenen Richtungen weiter gebaut. Schelling hat das Objekt, die unendliche Breite der Natur vorangestellt. Fichte faßte vorzugsweise das Subjekt auf; daher stammt sein Ich und Nicht-Ich, womit man in spekulativer Hinsicht nicht viel anfangen kann; seine Subjektivität kommt aber auf einer andern Seite herrlich zum Vorschein, nämlich in seinem Patriotismus. Wie groß sind die Reden an die deutsche Nation! Da war es an der Stelle, das Subjekt hervorzuheben. Wo Objekt und Subjekt sich berühren, da ist Leben. Wenn Hegel mit seiner Identitätsphilosophie sich mitten zwischen Objekt und Subjekt hineinstellt und diesen Platz behauptet, so wollen wir ihn loben.“ — Es ist zu bemerken, daß Partheys sonstiger Bericht manche Gedächtnisfehler enthält; vielleicht sind auch obige Zeilen nach 35 Jahren nur aus der Erinnerung geschrieben. — Über Hegel ferner C 24, 61 a, 61 b.

Schopenhauer.

C 109 Adele Schopenhauer an ihren Bruder, Ende 1818.

Goethe empfing [Dein Werk ‚Die Welt als Wille und Vorstellung‘] mit großer Freude, zerschnitt gleich das ganze dicke Buch in zwei Teile und fing augenblicklich an, darin zu lesen. Nach einer Stunde sandte er mir beiliegenden Zettel*) und ließ sagen: Er danke Dir sehr und glaube, daß das ganze Buch gut sei. Weil er immer das Glück habe, in Büchern die bedeutendsten Stellen aufzuschlagen, so habe er denn die bezeichneten Seiten gelesen und große Freude daran gehabt. Darum sende er die Nummern, daß Du nachsehen könnest, was er meine. Bald gedenkt er Dir selber weitläufiger seine Herzensmeinung zu schreiben; bis dahin

*) Er enthält die Notiz: „pag. 320, 321, 440, 441. Goethe.“

solle ich Dir dies melden. Wenige Tage darauf sagte mir Ottilie: der Vater sitze über dem Buche und lese es mit einem Eifer, wie sie noch nie an ihm gesehen. Er äußerte gegen sie: auf ein ganzes Jahr habe er nun eine Freude; denn nun lese er es von Anfang zu Ende und denke wohl soviel Zeit dazu zu bedürfen. Dann sprach er mit mir und meinte: es sei ihm eine große Freude, daß Du noch an ihm hingest, da Ihr Euch doch eigentlich über die Farbenlehre veruneinigt hättet, indem Dein Weg von dem seinen abginge. In diesem Buche gefalle ihm vorzüglich die Klarheit der Darstellung und der Schreibart, obschon Deine Sprache von der der Andern abweiche und man sich erst gewöhnen müsse, die Dinge so zu nennen, wie du es verlangst; habe man aber einmal diesen Vorteil erlangt und wisse, daß Pferd nicht Pferd, sondern cavallo, und Gott etwa dio oder anders heiße, dann lese man bequem und leicht. Auch gefalle ihm die ganze Einteilung gar wohl, nur ließ ihm das ungrazíöse Format keine Ruh, und er bildete sich glücklich ein, das Werk bestehe in zwei Teilen. [Bie.]

Schopenhauers Mutter wohnte seit 1806 in Weimar; sie war mit Goethe befreundet, ihre Tochter wurde eine Freundin seiner Schwiegertochter. Arthur kam nur selten nach Weimar.

Staatswissenschaften.

Bentham und Dumont.

C 110 Zu Soret, 25. Januar 1830.

„Ihr Onkel [Dumont] ist ein umfassender Geist; es gibt unter den Titeln der von ihm behandelten Gegenstände keinen einzigen, der nicht an sich interessant wäre, und die Wahl seiner Stoffe zeigt hinlänglich, was er für ein Mann gewesen sein muß. Man kann zwar nicht erwarten, daß der menschliche Geist ein Gesamtteil gleichstarker Talente besitze, um jeden Gegenstand behandeln zu können; aber wenn dem Autor auch nicht alles auf gleiche Weise gelungen sein mag,

so flößt uns schon die Absicht, dies zu tun, eine besondere Hochachtung vor ihm ein. Besonders beachtenswert finde ich es, daß überall eine praktische, nützliche und wohlwollende Tendenz bei ihm vorwaltet.“ [S.]

C 111 Zu Soret, 3. Februar 1830.

„Es ist für mich sehr interessant, in Ihrem Onkel einen so vernünftigen, gemäßigten und praktischen Mann zu sehen, der sich dabei als Schüler und treuer Verehrer dieses närrischen Bentham erklärt . . . Es ist für mich eine ganz neue und befremdende Erscheinung, daß ein Greis, der an seinem Lebensabschluß steht, ein Radikaler werden kann.“

Ich suchte es damit zu erklären, daß Bentham, von der Trefflichkeit seiner Prinzipien und der Überlegenheit seiner Gesetze überzeugt, sich von seinem Eifer habe umsomehr fortreißen lassen, als er keine Möglichkeit sah, seine Lehre ohne einen vollständigen Systemwechsel in England eingeführt zu sehen, auch mit der Außenwelt zu wenig in Berührung stand, um die Gefahr eines plötzlichen Umsturzes beurteilen zu können. Einen solchen ersehnte er, den Regeln zum Trotz, die sich aus seinem richtig interpretierten System ergeben; er kann es nicht richtig interpretieren, weil er außerhalb der tatsächlichen Verhältnisse steht. Der schärfer sehende, nicht so leidenschaftliche Dumont ärgert sich über die Überspanntheit dieses Genies und ist in einen ähnlichen Fehler nie verfallen. Er hat überdies den Vorteil gehabt, die Prinzipien auf ein Land anzuwenden, welches, wie Genf, infolge politischer Ereignisse sich gewissermaßen erneuert hatte. Er hat es mit Erfolg getan, und der Erfolg spricht zugunsten des Prinzips. Ich erzählte noch, daß nicht Bentham allein bei Dumont durch seine Überschwänglichkeiten Ärgernis erregt habe, auch ein anderer seiner Freunde, A., sei derselben Meinung gewesen und habe diese warm vertreten, sie jedoch auf das persönliche Interesse konzentriert und seinen Egoismus damit gerechtfertigt.

„Ihr Onkel Dumont,“ erwiderte Goethe, „war ein gemäßigter Liberaler, wie es alle vernünftigen Leute in allen Lebenslagen sind und sein sollen, wie Sie es sind, und wie ich es zu sein stets bemüht gewesen bin. Der wahre Liberale sucht mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln das Beste zu erreichen, ohne mit Feuer und Schwert gegen die Mängel loszugehn, da er vielmehr das Gute sich zunutze macht, um das Bessere zu erreichen.“ [S.]

C 112 Soret, 12. Mai 1830.

[Das Gespräch kommt] auf Haumann, den Redakteur des Nachdrucks Dumontscher Werke. Goethe ist nicht erbaut von dem Enthusiasmus, den er bei seinem Besuche für die Werke Benthams gezeigt hat, den er doch immer für einen Narren, für einen Verrückten gehalten hat. Dagegen hat er aus Rücksichten oder vielleicht auch aus Überzeugung immer eine Ausnahme zugunsten meines Onkels gemacht; seine Donnerschläge treffen den Meister und nicht den Schüler, weil dieser das Prinzip nicht mißbraucht hat.

Goethe erzählt, wie er den Haumann inmitten seiner Phrasen unterbrochen habe:

„Sie vergleichen mich, mein Herr, mit Bentham hinsichtlich der Tätigkeit in einem vorgerückten Alter; das ist sehr schön, aber es besteht ein großer Unterschied zwischen uns; das ist der, ich bin „une racine“ und er „un radical“.“

Goethe zeigte sich mit diesem Ausdruck sehr zufrieden; er wisse nicht, wie ihm das Wortspiel zur rechten Zeit eingefallen sei, um das Entzücken Haumanns zu mäßigen; „denn“, sagte Goethe, „das ist nicht mein Fach“. Ich suchte Haumann gegen die Beschuldigung des Radikalismus in Schutz zu nehmen, indem ich bemerkte, in meiner Unterhaltung mit ihm hätte ich ihn als einen vernünftigen, gemäßigten und sehr wenig zu revolutionären Grundsätzen geneigten Mann erfunden.

„Gut, gut,“ rief Goethe, „Sie finden ihn gemäßigt, weil Sie selbst liberal sind; man findet immer die Farben gemäßigt, wenn man von derselben Farbe ist; ich lasse Sie nicht gelten!“ [S.]

C 113 Soret, 17. Februar 1832.

Das in England hergestellte Porträt [Dumonts], das ich Goethen vor einiger Zeit geschickt hatte, beschäftigte ihn lebhaft.

„Ich fand,“ sagte er, „beim ersten Anblick etwas Abstoßendes in den Zügen, was man wohl der allzustarken Anwendung des Grabstichels zuschreiben muß. Je länger man aber den Kopf betrachtet, desto mehr verschwinden die Härten, und auf diesem dunkeln Grund spiegelt sich ein Ausdruck der Ruhe, der Güte, einer seelenstärkenden Feinheit, wie sie dem schaffensreichen, wohltuenden und geistreichen Manne eigen ist.“ Das sind die eigenen Worte Goethes.

Über Dumont vgl. A 42, C 90, 91.

Geschichtswissenschaft.

Guizot.

C 114 Zu Eckermann, 6. April 1829.

„Guizot besitzt einen Tiefblick und Durchblick, wie er mir bei keinem Geschichtschreiber größer vorgekommen. Dinge, woran man nicht denkt, erhalten in seinen Augen die größte Wichtigkeit, als Quellen bedeutender Ereignisse. Welchen Einfluß z. B. das Vorwalten gewisser religiöser Meinungen auf die Geschichte gehabt, wie die Lehre von der Erbsünde, von der Gnade, von guten Werken gewissen Epochen eine solche und eine andere Gestalt gegeben, sehen wir deutlich hergeleitet und nachgewiesen. Auch das römische Recht, als ein fortlebendes, das gleich einer untertauchenden Ente sich zwar von Zeit zu Zeit verbirgt, aber nie ganz verloren geht und immer einmal wieder lebendig hervortritt, sehen wir sehr gut behandelt; bei welcher Gelegenheit denn auch unserem trefflichen Savigny volle Anerkennung zuteil wird.

Wie Guizot von den Einflüssen redet, welche die Gallier in früher Zeit von fremden Nationen empfangen, ist mir besonders merkwürdig gewesen was er von den Deutschen sagt. ‚Die Germanen,' sagt er, ‚brachten uns die Idee der persönlichen Freiheit, welche diesem Volke vor allem eigen war.' Ist das nicht sehr artig, und hat er nicht vollkommen recht?" [E.]

Weiteres über Guizot E 44.

Heinrich Leo.

C 115 Zu Eckermann, 15. Juli 1827.

„Ich habe in den ‚Berliner Jahrbüchern' die Rezension eines Historikers über Schlosser gelesen, die sehr groß ist Sie ist ‚Heinrich Leo' unterschrieben, von welchem ich noch nichts gehört habe und nach welchem wir uns doch erkundigen müssen. Er steht höher als die Franzosen, welches in geschichtlicher Hinsicht doch etwas heißen will. Jene haften zu sehr am Realen und können das Ideelle nicht zu

Kopf bringen, dieses aber besitzt der Deutsche in ganzer Freiheit. Über das indische Kastenwesen hat er die trefflichsten Ansichten." [E.]

Mit „Schlosser" ist gemeint F. C. Schlossers „Universalhistorische Übersicht der Geschichte der alten Welt". Auch Goethe hat das Werk besprochen.

Raumer.

C 116 F. v. Müller, 11. Oktober 1824.

Er sprach über Raumers Geschichte der Hohenstaufen, an welchem er gerade das Nüchterne, das Freihalten von allen philosophischen Ansichten lobte. Und doch, wenn man die vier Bände durchlesen, habe man nichts gewonnen als die Überzeugung, daß es damals noch schlechter als jetzt hergegangen. Die Weltgeschichte sei eigentlich nur ein Gewebe von Unsinn für den höheren Denker, und aus ihr nichts zu lernen. Er ziehe Raumern hundertmal dem Johannes v. Müller vor. [M.]

Unter Goethes Besprechungen finden sich auch mehrere über Arbeiten Raumers.

Kunstgeschichte.

Winckelmann und Heinrich Meyer.

C 117 Eckermann, 16. Februar 1827.

Ich erzählte Goethen, daß ich in diesen Tagen Winckelmanns Schrift ‚Über die Nachahmung griechischer Kunstwerke' gelesen, wobei ich gestand, daß es mir oft vorgekommen, als sei Winckelmann damals noch nicht völlig klar über seine Gegenstände gewesen.

Goethe: „Sie haben allerdings recht, man trifft ihn mitunter in einem gewissen Tasten; allein, was das Große ist, sein Tasten weist immer auf etwas hin! Er ist dem Kolumbus ähnlich, als er die Neue Welt zwar noch nicht entdeckt hatte, aber sie doch schon ahnungsvoll im Sinne trug. Man lernt nichts, wenn man ihn liest, aber wird etwas.

Meyer ist nun weitergeschritten und hat die Kenntnis der Kunst auf ihren Gipfel gebracht. Seine ‚Kunstgeschichte' ist

ein ewiges Werk; allein er wäre das nicht geworden, wenn er sich nicht in der Jugend an Winckelmann hinaufgebildet hätte und auf dessen Wege fortgegangen wäre. Da sieht man abermals, was ein großer Vorgänger tut, und was es heißt, wenn man sich diesen gehörig zunutze macht." [E.]

Winckelmann, s. auch B 29, P 5; über Meyer Q 67—71.

Gottfried Hermann.

C 118 Zu Conta, 26. Mai 1820.

„Wenn man nur so glücklich wäre, einen so interessanten Mann alle Vierteljahre einmal zu sprechen!" [C.]

Goethe und der große Leipziger Philologe waren damals zusammen in Karlsbad. Conta berichtet auch: „Hermann verehrt Goethen wie einen Gott in Menschengestalt."

Wilhelm v. Schlegel.

C 119 Eckermann, 24. April 1827.

Als Schlegel zu Besuch in Weimar war:
Goethe: „Nun, wie gefällt er Ihnen?"
Eckermann: „Noch ganz so wie sonst."

Goethe: „Er ist freilich in vieler Hinsicht kein Mann; aber doch kann man ihm seiner vielseitigen gelehrten Kenntnisse und seiner großen Verdienste wegen schon etwas zugute halten." [E.]

C 120 Eckermann, 25. April 1827.

Ich war abends wieder einige Augenblicke bei Goethe. Er erzählte mir, daß Schlegel in der Dämmerung bei ihm gewesen und daß er mit ihm ein höchst bedeutendes Gespräch über literarische und historische Gegenstände geführt, das für ihn sehr belehrend gewesen.

„Nur muß man", fügte er hinzu, „keine Trauben von den Dornen und keine Feigen von den Disteln verlangen; übrigens ist alles ganz vortrefflich." [E.]

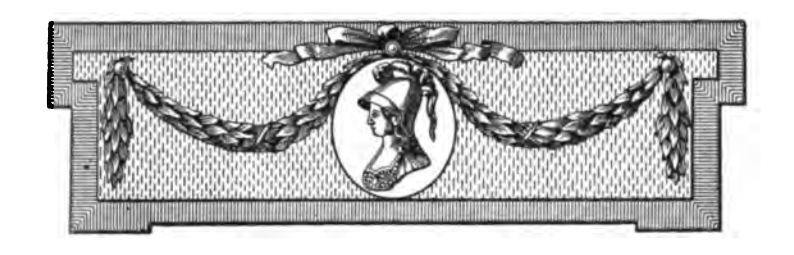
Über Schlegel ferner A 73 Anm., B 29, C 78, 80, O 27.

Verweisungen.

A. Einzelne Gelehrte.

B. Einzelne Wissenschaften.

C. Einzelne Weltanschauungen und Denkarten.



D. Religion.

Die Beseeltheit und Einheit der Natur.

Das ein- und aufgeborene Vernunftgesetz.

D 1 Falk, Zeit unbestimmbar.

Treu der Natur hingegeben, wie Goethe war, liebte er es auch, mit geheimnisvollen Einleitungen und Andeutungen über ihr Wirken und ihre Produkte zu sprechen. So führte er mich einst zu seiner Naturaliensammlung und sagte sodann, indem er mir ein Stück Granit in die Hand gab, das sich durch höchst seltsame Übergänge auszeichnete:

„Da, nehmen Sie den alten Stein zum Andenken von mir! Wenn ich je ein älteres Gesetz in der Natur auffinde, als das ist, welches sich in diesem Produkte darlegt, so will ich Ihnen auch ein Exemplar davon verehren und dieses hier zurücknehmen. Bis jetzt kenne ich keins, bezweifle auch sehr, daß mir je etwas Ähnliches, geschweige denn Besseres von dieser Art zu Gesichte kommen wird. Betrachten Sie mir ja fleißig die Übergänge, worauf am Ende alles in der Natur ankommt! Etwas, wie Sie sehen, ist da, was einander aufsucht, durchdringt und, wenn es eins ist, wieder einem Dritten die Entstehung gibt. Glauben Sie nur: hier ist ein Stück von der ältesten Urkunde des Menschengeschlechts! Den Zusammenhang aber müssen Sie selbst entdecken. Wer es nicht

findet, dem hilft es auch nichts, wenn man es ihm sagt. Unsere Naturforscher lieben ein wenig das Ausführliche, sie zählen uns den ganzen Bestand der Welt in lauter besonderen Teilen zu und haben glücklich für jeden besonderen Teil auch einen besonderen Namen. Das ist Tonerde! Das ist Kieselerde! Das ist dies und das ist das! Was bin ich nun aber dadurch gebessert, wenn ich auch alle diese Benennungen inne habe? Mir fällt immer, wenn ich dergleichen höre, die alte Lesart aus ‚Faust' ein:

> Encheiresin naturae nennt's die Chemie,
> Bohrt sich selber Esel und weiß nicht wie!

Was helfen mir denn die Teile? was ihre Namen? Wissen will ich, was jeden einzelnen Teil im Universum so hoch begeistigt, daß er den andern aufsucht, ihm entweder dient oder ihn beherrscht, je nachdem das allen ein- und aufgeborene Vernunftgesetz in einem höhern oder geringern Grade den zu dieser, jenen zu jener Rolle befähigt. Aber gerade in diesen Punkten herrscht überall das tiefste Stillschweigen." [F.]

Encheiresins naturae: das die Natur in die Hand nehmen. Die Stelle im ‚Faust' (I, 1936) lautet jetzt:

> „Wer will was Lebendiges erkennen und beschreiben,
> Sucht erst den Geist herauszutreiben,
> Dann hat er die Teile in seiner Hand,
> Fehlt leider! nur das geistige Band.
> Encheiresin naturae nennt's die Chemie,
> Spottet ihrer selbst und weiß nicht wie."

Über den Granit schrieb Goethe 1784 einen besonderen Aufsatz. Er verehrte ihn als das zutage tretende Urgestein, das bis zu den tiefsten Orten der Erde reicht, das nichts Lebendiges erzeugt, nichts verschlungen hat und vor allem Leben war. Weil Goethe alles irdische Geschehen als einen langsamen, unaufhörlichen Prozeß sich vorzustellen das Bedürfnis hatte (im Gegensatz zu Katastrophen, Eruptionen, Revolutionen), so suchte er auch gern nach Übergängen vom Granit in andere, seiner Auffassung nach auf den Granit folgende Gesteine. Vgl. Milch, Goethe und die Geologie in den ‚Stunden mit Goethe' II, 102.

Es ist alles nur Eins.

D Zu Riemer, 2. August 1807.

„Wir sollten nicht von Dingen an sich reden, sondern von dem Einen an sich. Dinge sind nur nach menschlicher Ansicht, die ein Verschiedenes und Mehreres setzt. Es ist alles nur Eins. Aber von diesem Einen an sich zu reden: wer vermag es?“ [R.]

Erscheinungen Gottes.

Gott überall.

D 3 Heinrich Voß, Februar 1804.

Am Abend mußte ich Goethe meine Übersetzung von Horazens sechster Epistel des ersten Buchs vorlesen. Dies gab zu einem sehr schönen Gespräch Anlaß, dessen Eindruck nur mit dem Tode aus meiner Seele schwinden kann. Er redete über das nil admirari — oder vielmehr über den Platonischen Ausspruch, daß die Verwunderung die Mutter alles Schönen und Guten sei.

„Der ist ein Tölpel, der sich nicht verwundern kann, auf den nicht die ewigen Naturgesetze in großen und kleinen Gegenständen — gleichviel wie groß oder klein die Masse sei — einen mächtigen Eindruck machen.“

Das Resultat seiner Rede war, daß der Weise mit dem Nichtbewundern aufhöre, und so kam er auf den „edlen Horaz“ zurück. Er sprach wohl anderthalb Stunden, mit feurigen Mienen, mit der lebendigsten Aktion, aber immer mit solcher Besonnenheit, daß er die Wahrheit seines Themas so recht eigentlich durch die Tat beherzigte.

„Begreifen wir's,“ sagte er einmal, „warum wir hier so zusammensitzen? Was war der nächstvorhergehende Moment, was war die Veranlassung zu diesem, und weiter rückwärts und noch weiter, bis in's Unendliche fort?“

Dann redete er auch: über die Empfänglichkeit des Gefühls, wie ein lebendiger Geist in der ganzen Gotteswelt nichts als Wunder erblickt und heilige Gottesoffenbarung. — Als er ausgesprochen, nahm er sein Licht, sagte ein trockenes „Gute Nacht“ und ging davon und ließ mich und

solle ich Dir dies melden. Wenige Tage darauf sagte mir Ottilie: der Vater sitze über dem Buche und lese es mit einem Eifer, wie sie noch nie an ihm gesehen. Er äußerte gegen sie: auf ein ganzes Jahr habe er nun eine Freude; denn nun lese er es von Anfang zu Ende und denke wohl soviel Zeit dazu zu bedürfen. Dann sprach er mit mir und meinte: es sei ihm eine große Freude, daß Du noch an ihm hingest, da Ihr Euch doch eigentlich über die Farbenlehre veruneinigt hättet, indem Dein Weg von dem seinen abginge. In diesem Buche gefalle ihm vorzüglich die Klarheit der Darstellung und der Schreibart, obschon Deine Sprache von der der Andern abweiche und man sich erst gewöhnen müsse, die Dinge so zu nennen, wie du es verlangst; habe man aber einmal diesen Vorteil erlangt und wisse, daß Pferd nicht Pferd, sondern cavallo, und Gott etwa dio oder anders heiße, dann lese man bequem und leicht. Auch gefalle ihm die ganze Einteilung gar wohl, nur ließ ihm das ungraziöse Format keine Ruh, und er bildete sich glücklich ein, das Werk bestehe in zwei Teilen. [Bie.]

Schopenhauers Mutter wohnte seit 1806 in Weimar; sie war mit Goethe befreundet, ihre Tochter wurde eine Freundin seiner Schwiegertochter. Arthur kam nur selten nach Weimar.

Staatswissenschaften.

Bentham und Dumont.

C 110 Zu Soret, 25. Januar 1830.

„Ihr Onkel [Dumont] ist ein umfassender Geist; es gibt unter den Titeln der von ihm behandelten Gegenstände keinen einzigen, der nicht an sich interessant wäre, und die Wahl seiner Stoffe zeigt hinlänglich, was er für ein Mann gewesen sein muß. Man kann zwar nicht erwarten, daß der menschliche Geist ein Gesamtteil gleichstarker Talente besitze, um jeden Gegenstand behandeln zu können; aber wenn dem Autor auch nicht alles auf gleiche Weise gelungen sein mag,

so flößt uns schon die Absicht, dies zu tun, eine besondere Hochachtung vor ihm ein. Besonders beachtenswert finde ich es, daß überall eine praktische, nützliche und wohlwollende Tendenz bei ihm vorwaltet.“ [S.]

C 111 Zu Soret, 3. Februar 1830.

„Es ist für mich sehr interessant, in Ihrem Onkel einen so vernünftigen, gemäßigten und praktischen Mann zu sehen, der sich dabei als Schüler und treuer Verehrer dieses närrischen Bentham erklärt . . . Es ist für mich eine ganz neue und befremdende Erscheinung, daß ein Greis, der an seinem Lebensabschluß steht, ein Radikaler werden kann.“

Ich suchte es damit zu erklären, daß Bentham, von der Trefflichkeit seiner Prinzipien und der Überlegenheit seiner Gesetze überzeugt, sich von seinem Eifer habe umsomehr fortreißen lassen, als er keine Möglichkeit sah, seine Lehre ohne einen vollständigen Systemwechsel in England eingeführt zu sehen, auch mit der Außenwelt zu wenig in Berührung stand, um die Gefahr eines plötzlichen Umsturzes beurteilen zu können. Einen solchen ersehnte er, den Regeln zum Trotz, die sich aus seinem richtig interpretierten System ergeben; er kann es nicht richtig interpretieren, weil er außerhalb der tatsächlichen Verhältnisse steht. Der schärfer sehende, nicht so leidenschaftliche Dumont ärgert sich über die Überspanntheit dieses Genies und ist in einen ähnlichen Fehler nie verfallen. Er hat überdies den Vorteil gehabt, die Prinzipien auf ein Land anzuwenden, welches, wie Genf, infolge politischer Ereignisse sich gewissermaßen erneuert hatte. Er hat es mit Erfolg getan, und der Erfolg spricht zugunsten des Prinzips. Ich erzählte noch, daß nicht Bentham allein bei Dumont durch seine Überschwänglichkeiten Ärgernis erregt habe, auch ein anderer seiner Freunde, A., sei derselben Meinung gewesen und habe diese warm vertreten, sie jedoch auf das persönliche Interesse konzentriert und seinen Egoismus damit gerechtfertigt.

„Ihr Onkel Dumont,“ erwiderte Goethe, „war ein gemäßigter Liberaler, wie es alle vernünftigen Leute in allen Lebenslagen sind und sein sollen, wie Sie es sind, und wie ich es zu sein stets bemüht gewesen bin. Der wahre Liberale sucht mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln das Beste zu erreichen, ohne mit Feuer und Schwert gegen die Mängel loszugehn, da er vielmehr das Gute sich zunutze macht, um das Bessere zu erreichen.“ [S.]

C 112 Soret, 12. Mai 1830.

[Das Gespräch kommt] auf Haumann, den Redakteur des Nachdrucks Dumontscher Werke. Goethe ist nicht erbaut von dem Enthusiasmus, den er bei seinem Besuche für die Werke Benthams gezeigt hat, den er doch immer für einen Narren, für einen Verrückten gehalten hat. Dagegen hat er aus Rücksichten oder vielleicht auch aus Überzeugung immer eine Ausnahme zugunsten meines Onkels gemacht; seine Donnerschläge treffen den Meister und nicht den Schüler, weil dieser das Prinzip nicht mißbraucht hat.

Goethe erzählt, wie er den Haumann inmitten seiner Phrasen unterbrochen habe:

„Sie vergleichen mich, mein Herr, mit Bentham hinsichtlich der Tätigkeit in einem vorgerückten Alter; das ist sehr schön, aber es besteht ein großer Unterschied zwischen uns; das ist der, ich bin „une racine“ und er „un radical“.“

Goethe zeigte sich mit diesem Ausdruck sehr zufrieden; er wisse nicht, wie ihm das Wortspiel zur rechten Zeit eingefallen sei, um das Entzücken Haumanns zu mäßigen; „denn“, sagte Goethe, „das ist nicht mein Fach“. Ich suchte Haumann gegen die Beschuldigung des Radikalismus in Schutz zu nehmen, indem ich bemerkte, in meiner Unterhaltung mit ihm hätte ich ihn als einen vernünftigen, gemäßigten und sehr wenig zu revolutionären Grundsätzen geneigten Mann erfunden.

„Gut, gut,“ rief Goethe, „Sie finden ihn gemäßigt, weil Sie selbst liberal sind; man findet immer die Farben gemäßigt, wenn man von derselben Farbe ist; ich lasse Sie nicht gelten!“ [S.]

C 113 Soret, 17. Februar 1832.

Das in England hergestellte Porträt [Dumonts], das ich Goethen vor einiger Zeit geschickt hatte, beschäftigte ihn lebhaft.

„Ich fand,“ sagte er, „beim ersten Anblick etwas Abstoßendes in den Zügen, was man wohl der allzustarken Anwendung des Grabstichels zuschreiben muß. Je länger man aber den Kopf betrachtet, desto mehr verschwinden die Härten, und auf diesem dunkeln Grund spiegelt sich ein Ausdruck der Ruhe, der Güte, einer seelenstärkenden Feinheit, wie sie dem schaffensreichen, wohltuenden und geistreichen Manne eigen ist.“ Das sind die eigenen Worte Goethes.

Über Dumont vgl. A 42, C 90, 91.

Geschichtswissenschaft.

Guizot.

C 114 Zu Eckermann, 6. April 1829.

„Guizot besitzt einen Tiefblick und Durchblick, wie er mir bei keinem Geschichtschreiber größer vorgekommen. Dinge, woran man nicht denkt, erhalten in seinen Augen die größte Wichtigkeit, als Quellen bedeutender Ereignisse. Welchen Einfluß z. B. das Vorwalten gewisser religiöser Meinungen auf die Geschichte gehabt, wie die Lehre von der Erbsünde, von der Gnade, von guten Werken gewissen Epochen eine solche und eine andere Gestalt gegeben, sehen wir deutlich hergeleitet und nachgewiesen. Auch das römische Recht, als ein fortlebendes, das gleich einer untertauchenden Ente sich zwar von Zeit zu Zeit verbirgt, aber nie ganz verloren geht und immer einmal wieder lebendig hervortritt, sehen wir sehr gut behandelt; bei welcher Gelegenheit denn auch unserem trefflichen Savigny volle Anerkennung zuteil wird.

Wie Guizot von den Einflüssen redet, welche die Gallier in früher Zeit von fremden Nationen empfangen, ist mir besonders merkwürdig gewesen was er von den Deutschen sagt. ‚Die Germanen,‘ sagt er, ‚brachten uns die Idee der persönlichen Freiheit, welche diesem Volke vor allem eigen war.‘ Ist das nicht sehr artig, und hat er nicht vollkommen recht?“ [E.]

Weiteres über Guizot E 44.

Heinrich Leo.

C 115 Zu Eckermann, 15. Juli 1827.

„Ich habe in den ‚Berliner Jahrbüchern‘ die Rezension eines Historikers über Schlosser gelesen, die sehr groß ist Sie ist ‚Heinrich Leo‘ unterschrieben, von welchem ich noch nichts gehört habe und nach welchem wir uns doch erkundigen müssen. Er steht höher als die Franzosen, welches in geschichtlicher Hinsicht doch etwas heißen will. Jene haften zu sehr am Realen und können das Ideelle nicht zu

Kopf bringen, dieses aber besitzt der Deutsche in ganzer Freiheit. Über das indische Kastenwesen hat er die trefflichsten Ansichten.“ [E.]

Mit „Schlosser“ ist gemeint F. C. Schlossers „Universalhistorische Übersicht der Geschichte der alten Welt“. Auch Goethe hat das Werk besprochen.

Raumer.

C 116 F. v. Müller, 11. Oktober 1824.

Er sprach über Raumers Geschichte der Hohenstaufen, an welchem er gerade das Nüchterne, das Freihalten von allen philosophischen Ansichten lobte. Und doch, wenn man die vier Bände durchlesen, habe man nichts gewonnen als die Überzeugung, daß es damals noch schlechter als jetzt hergegangen. Die Weltgeschichte sei eigentlich nur ein Gewebe von Unsinn für den höheren Denker, und aus ihr nichts zu lernen. Er ziehe Raumern hundertmal dem Johannes v. Müller vor. [M.]

Unter Goethes Besprechungen finden sich auch mehrere über Arbeiten Raumers.

Kunstgeschichte.

Winckelmann und Heinrich Meyer.

C 117 Eckermann, 16. Februar 1827.

Ich erzählte Goethen, daß ich in diesen Tagen Winckelmanns Schrift ‚Über die Nachahmung griechischer Kunstwerke‘ gelesen, wobei ich gestand, daß es mir oft vorgekommen, als sei Winckelmann damals noch nicht völlig klar über seine Gegenstände gewesen.

Goethe: „Sie haben allerdings recht, man trifft ihn mitunter in einem gewissen Tasten; allein, was das Große ist, sein Tasten weist immer auf etwas hin! Er ist dem Kolumbus ähnlich, als er die Neue Welt zwar noch nicht entdeckt hatte, aber sie doch schon ahnungsvoll im Sinne trug. Man lernt nichts, wenn man ihn liest, aber wird etwas.

Meyer ist nun weitergeschritten und hat die Kenntnis der Kunst auf ihren Gipfel gebracht. Seine ‚Kunstgeschichte‘ ist

ein ewiges Werk; allein er wäre das nicht geworden, wenn er sich nicht in der Jugend an Winckelmann hinaufgebildet hätte und auf dessen Wege fortgegangen wäre. Da sieht man abermals, was ein großer Vorgänger tut, und was es heißt, wenn man sich diesen gehörig zunutze macht." [E.]

Winckelmann, s. auch B 29, P 5; über Meyer Q 67—71.

Gottfried Hermann.

C 118 — Zu Conta, 26. Mai 1820.

„Wenn man nur so glücklich wäre, einen so interessanten Mann alle Vierteljahre einmal zu sprechen!" [C.]

Goethe und der große Leipziger Philologe waren damals zusammen in Karlsbad. Conta berichtet auch: „Hermann verehrt Goethen wie einen Gott in Menschengestalt."

Wilhelm v. Schlegel.

C 119 — Eckermann, 24. April 1827.

Als Schlegel zu Besuch in Weimar war:
Goethe: „Nun, wie gefällt er Ihnen?"
Eckermann: „Noch ganz so wie sonst."

Goethe: „Er ist freilich in vieler Hinsicht kein Mann; aber doch kann man ihm seiner vielseitigen gelehrten Kenntnisse und seiner großen Verdienste wegen schon etwas zugute halten." [E.]

C 120 — Eckermann, 25. April 1827.

Ich war abends wieder einige Augenblicke bei Goethe. Er erzählte mir, daß Schlegel in der Dämmerung bei ihm gewesen und daß er mit ihm ein höchst bedeutendes Gespräch über literarische und historische Gegenstände geführt, das für ihn sehr belehrend gewesen.

„Nur muß man", fügte er hinzu, „keine Trauben von den Dornen und keine Feigen von den Disteln verlangen; übrigens ist alles ganz vortrefflich." [E.]

Über Schlegel ferner A 73 Anm., B 29, C 78, 80, O 27.

Verweisungen.

A. Einzelne Gelehrte.

B. Einzelne Wissenschaften.

C. Einzelne Weltanschauungen und Denkarten.



D. Religion.

Die Beseeltheit und Einheit der Natur.

Das ein- und aufgeborene Vernunftgesetz.

D 1 Falk, Zeit unbestimmbar.

Treu der Natur hingegeben, wie Goethe war, liebte er es auch, mit geheimnisvollen Einleitungen und Andeutungen über ihr Wirken und ihre Produkte zu sprechen. So führte er mich einst zu seiner Naturaliensammlung und sagte sodann, indem er mir ein Stück Granit in die Hand gab, das sich durch höchst seltsame Übergänge auszeichnete:

„Da, nehmen Sie den alten Stein zum Andenken von mir! Wenn ich je ein älteres Gesetz in der Natur auffinde, als das ist, welches sich in diesem Produkte darlegt, so will ich Ihnen auch ein Exemplar davon verehren und dieses hier zurücknehmen. Bis jetzt kenne ich keins, bezweifle auch sehr, daß mir je etwas Ähnliches, geschweige denn Besseres von dieser Art zu Gesichte kommen wird. Betrachten Sie mir ja fleißig die Übergänge, worauf am Ende alles in der Natur ankommt! Etwas, wie Sie sehen, ist da, was einander aufsucht, durchdringt und, wenn es eins ist, wieder einem Dritten die Entstehung gibt. Glauben Sie nur: hier ist ein Stück von der ältesten Urkunde des Menschengeschlechts! Den Zusammenhang aber müssen Sie selbst entdecken. Wer es nicht

findet, dem hilft es auch nichts, wenn man es ihm sagt. Unsere Naturforscher lieben ein wenig das Ausführliche, sie zählen uns den ganzen Bestand der Welt in lauter besonderen Teilen zu und haben glücklich für jeden besonderen Teil auch einen besonderen Namen. Das ist Tonerde! Das ist Kieselerde! Das ist dies und das ist das! Was bin ich nun aber dadurch gebessert, wenn ich auch alle diese Benennungen inne habe? Mir fällt immer, wenn ich dergleichen höre, die alte Lesart aus ‚Faust' ein:

> Encheiresin naturae nennt's die Chemie,
> Bohrt sich selber Esel und weiß nicht wie!

Was helfen mir denn die Teile? was ihre Namen? Wissen will ich, was jeden einzelnen Teil im Universum so hoch begeistigt, daß er den andern aufsucht, ihm entweder dient oder ihn beherrscht, je nachdem das allen ein- und aufgeborene Vernunftgesetz in einem höhern oder geringern Grade den zu dieser, jenen zu jener Rolle befähigt. Aber gerade in diesen Punkten herrscht überall das tiefste Stillschweigen." [F.]

Encheiresins naturae: das die Natur in die Hand nehmen. Die Stelle im ‚Faust' (I, 1936) lautet jetzt:

> „Wer will was Lebendiges erkennen und beschreiben,
> Sucht erst den Geist herauszutreiben,
> Dann hat er die Teile in seiner Hand,
> Fehlt leider! nur das geistige Band.
> Encheiresin naturae nennt's die Chemie,
> Spottet ihrer selbst und weiß nicht wie."

Über den Granit schrieb Goethe 1784 einen besonderen Aufsatz. Er verehrte ihn als das zutage tretende Urgestein, das bis zu den tiefsten Orten der Erde reicht, das nichts Lebendiges erzeugt, noch verschlungen hat und vor allem Leben war. Weil Goethe alles irdische Geschehen als einen langsamen, unaufhörlichen Prozeß sich vorzustellen das Bedürfnis hatte (im Gegensatz zu Katastrophen, Eruptionen, Revolutionen), so suchte er auch gern nach Übergängen vom Granit in andere, seiner Auffassung nach auf den Granit folgende Gesteine. Vgl. Milch, Goethe und die Geologie in den ‚Stunden mit Goethe' II, 102.

Es ist alles nur Eins.

D Zu Riemer, 2. August 1807.

„Wir sollten nicht von Dingen an sich reden, sondern von dem Einen an sich. Dinge sind nur nach menschlicher Ansicht, die ein Verschiedenes und Mehreres setzt. Es ist alles nur Eins. Aber von diesem Einen an sich zu reden: wer vermag es?" [R.]

Erscheinungen Gottes.

Gott überall.

D 3 Heinrich Voß, Februar 1804.

Am Abend mußte ich Goethe meine Übersetzung von Horazens sechster Epistel des ersten Buchs vorlesen. Dies gab zu einem sehr schönen Gespräch Anlaß, dessen Eindruck nur mit dem Tode aus meiner Seele schwinden kann. Er redete über das nil admirari — oder vielmehr über den Platonischen Ausspruch, daß die Verwunderung die Mutter alles Schönen und Guten sei.

„Der ist ein Tölpel, der sich nicht verwundern kann, auf den nicht die ewigen Naturgesetze in großen und kleinen Gegenständen — gleichviel wie groß oder klein die Masse sei — einen mächtigen Eindruck machen."

Das Resultat seiner Rede war, daß der Weise mit dem Nicht-bewundern aufhöre, und so kam er auf den „edlen Horaz" zurück. Er sprach wohl anderthalb Stunden, mit feurigen Mienen, mit der lebendigsten Aktion, aber immer mit solcher Besonnenheit, daß er die Wahrheit seines Themas so recht eigentlich durch die Tat beherzigte.

„Begreifen wir's," sagte er einmal, „warum wir hier so zusammensitzen? Was war der nächstvorhergehende Moment, was war die Veranlassung zu diesem, und weiter rückwärts und noch weiter, bis in's Unendliche fort?"

Dann redete er auch: über die Empfänglichkeit des Gefühls, wie ein lebendiger Geist in der ganzen Gotteswelt nichts als Wunder erblickt und heilige Gottesoffenbarung. — Als er ausgesprochen, nahm er sein Licht, sagte ein trockenes „Gute Nacht" und ging davon und ließ mich und

Riemer wie Stumme gegeneinander sitzen. Ob Goethe uns in Verwunderung hat setzen wollen, das weiß und glaube ich nicht, aber daß er's tat, weiß ich; denn wohl keiner hat einen Mittler Gottes und der Menschen mit solcher Ehrfurcht betrachtet, als wir diesen Mann in diesem Augenblicke. Ich saß noch nach zwölf Uhr auf und überdachte das gehörte Gotteswort. [V.]

———

„Das Werdende, das ewig wirkt und lebt ...“

D 4 Zu Eckermann, 13. Februar 1829.

„Den Unzulänglichen verschmäht [die Natur] und nur dem Zulänglichen, Wahren und Reinen ergibt sie sich und offenbart ihre Geheimnisse.

Der Verstand reicht zu ihr nicht hinauf; der Mensch muß fähig sein, sich zur höchsten Vernunft erheben zu können, um an die Gottheit zu rühren, die sich in Urphänomenen, physischen wie sittlichen, offenbart, hinter denen sie sich hält und die von ihr ausgehen.

Die Gottheit aber ist wirksam im Lebendigen, aber nicht im Toten; sie ist im Werdenden und sich Verwandelnden, aber nicht im Gewordenen und Erstarrten. Deshalb hat auch die Vernunft in ihrer Tendenz zum Göttlichen es nur mit dem Werdenden, Lebendigen zu tun, der Verstand mit dem Gewordenen, Erstarrten, daß er es nutze.

Die Mineralogie ist daher eine Wissenschaft für den Verstand, für das praktische Leben, denn ihre Gegenstände sind etwas Totes, das nicht mehr entsteht, und an eine Synthese ist dabei nicht zu denken. Die Gegenstände der Meteorologie sind zwar etwas Lebendiges, das wir täglich wirken und schaffen sehen; sie setzen eine Synthese voraus, allein der Mitwirkungen sind so mannigfaltige, daß der Mensch dieser Synthese nicht gewachsen ist und er sich daher in seinen Beobachtungen und Forschungen unnütz abmüht. Wir steuern dabei auf Hypothesen los, auf imaginäre Inseln, aber die eigentliche Synthese wird wahrscheinlich ein unentdecktes Land bleiben. Und mich wundert es nicht, wenn ich bedenke, wie

schwer es gehalten, selbst in so einfachen Dingen wie die Pflanze und die Farbe zu einiger Synthese zu gelangen." [E.]

Mineralogie hier im Gegensatze zur Geologie, die es mit der Entstehung und Verwandlung der Erdoberfläche zu tun hat. — Synthese: Zusammenfassung eines Mannigfaltigen zur Einheit. — Urphänomene suchte Goethe mit besonderer Liebe, nämlich letzte Erscheinungen, über die man nicht mehr hinaus kann; z. B. der Magnet ist ein Urphänomen, das man „nur aussprechen darf, um es erklärt zu haben; dadurch wird es denn auch ein Symbol für alles übrige, wofür wir keine Worte noch Namen zu suchen haben".

Die Gottheit ist Verstand und Vernunft der Natur.

D 5 Eckermann, 23. Februar 1831.

Wir sprechen von der hohen Bedeutung der Urphänomene, hinter welchen man unmittelbar die Gottheit zu gewahren glaube.

Goethe: „Ich frage nicht, ob dieses höchste Wesen Verstand und Vernunft habe, sondern ich fühle, es ist der Verstand, es ist die Vernunft selber. Alle Geschöpfe sind davon durchdrungen, und der Mensch hat davon so viel, daß er Teile des Höchsten erkennen mag." [E.]

Vgl. Teleologische Naturbetrachtung C 21.

Die Idee hinter der Erscheinung.

D 6 Zu F. v. Müller, 7. Mai 1830.

Gelegentlich des Streites zwischen Cuvier und Geoffroi de St. Hilaire [C 99] urteilte Goethe, der letztere habe recht.

„Kein organisches Wesen ist ganz der Idee, die zugrunde liegt, entsprechend; hinter jedem steckt die höhere Idee: Das ist mein Gott, das ist der Gott, den wir alle ewig suchen und zu erschauen hoffen, aber wir können ihn nur ahnen, nicht schauen."

Über den Streit der beiden französischen Gelehrten vgl. C 98, 99.

Die wahren Symbole der Allgegenwart Gottes.

D 7 Eckermann, 29. Mai 1831.

Man hatte mir in diesen Tagen ein Nest junger Grasemücken gebracht, nebst einem der Alten, den man in Leimruten gefangen. Nun hatte ich zu bewundern, wie der Vogel nicht allein im Zimmer fortfuhr seine Jungen zu füttern, sondern wie er sogar, aus dem Fenster freigelassen, wieder zu den Jungen zurückkehrte. Eine solche, Gefahr und Gefangenschaft überwindende elterliche Liebe rührte mich innig, und ich äußerte mein Erstaunen darüber heute gegen Goethe.

„Närrischer Mensch!" antwortete er mir lächelnd bedeutungsvoll, „wenn Ihr an Gott glaubtet, so würdet Ihr Euch nicht verwundern!

Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt.

Beseelte Gott den Vogel nicht mit diesem allmächtigen Trieb gegen seine Jungen, und ginge das gleiche nicht durch alles Lebendige der ganzen Natur, die Welt würde nicht bestehen können! So aber ist die göttliche Kraft überall verbreitet und die ewige Liebe überall wirksam."

Eine ähnliche Äußerung tat Goethe vor einiger Zeit, als ihm von einem jungen Bildhauer das Modell von Myrons Kuh mit dem säugenden Kalb gesendet wurde.

„Hier haben wir einen Gegenstand der höchsten Art; das die Welt erhaltende, durch die ganze Natur gehende ernährende Prinzip ist uns hier in einem schönen Gleichnis vor Augen. Dieses und ähnliche Bilder nenne ich die wahren Symbole der Allgegenwart Gottes." [E.]

Über ‚Myrons Kuh' hat Goethe 1812 einen Aufsatz geschrieben, den er 1818 veröffentlichte und 1828 durch einen Zusatz vermehrte. Myron aus Böotien war ein älterer Zeitgenosse des Phidias und Polyklet; seine ‚Kuh' war etwa 1000 Jahre bekannt und ist seitdem verschwunden. Goethe glaubte, ihr Abbild auf antiken Münzen zu haben und beschrieb sie danach als ein junges Tier, das sein erstes

Kälbchen säugte. „Die Mutter stramm auf ihren Füßen wie auf Säulen, bereitet durch ihren prächtigen Körper dem jungen Säugling ein Obdach; wie in einer Nische, einer Zelle, einem Heiligtum, ist das kleine nahrungsbedürftige Geschöpf eingefaßt und füllt den organisch umgebenen Raum mit der größten Zierlichkeit aus. Die halbkniende Stellung, gleich einem Bittenden, das aufgerichtete Haupt, gleich einem Flehenden und Empfangenden, die gelinde Anstrengung, die zarte Heftigkeit, alles ist in den besten dieser Kopien angedeutet, was dort im Original über allen Begriff muß vollendet gewesen sein. Und nun wendet die Mutter das Haupt nach innen, und die Gruppe schließt sich auf die vollkommenste Weise selbst ab."

„Wer das hört und nicht an Gott glaubt . . ."

D 8 Eckermann, 8. Oktober 1827.

Eckermann, der ein großer Vogelfreund war, sprach von allerlei Vögeln und zuletzt vom Kuckuck.

Goethe: „Ein Wunder aber bleibt es mir immer, daß der junge Kuckuck auch von solchen Vögeln gefüttert wird, die ihn nicht gebrütet und erzogen."

Eckermann: „Es ist freilich ein Wunder, doch gibt es wohl etwas Analoges. Ja, ich ahne in dieser Richtung sogar ein großes Gesetz, das tief durch die ganze Natur geht.

Ich hatte einen jungen Hänfling gefangen, der schon zu groß war, um sich von Menschen füttern zu lassen, aber noch zu jung, um allein zu fressen. Ich gab mir mit ihm einen halben Tag viel Mühe; da er aber durchaus nichts annehmen wollte, so setzte ich ihn zu einem alten Hänfling hinein, einem guten Sänger, den ich schon seit Jahr und Tag im Käfig gehabt und der außen vor meinem Fenster hing. Ich dachte: wenn der Junge sieht, wie der Alte frißt, so wird er vielleicht auch an's Futter gehen und es ihm nachmachen. Er tat aber nicht so, sondern er öffnete seinen Schnabel gegen den Alten und bewegte mit bittenden Tönen die Flügel gegen ihn, worauf denn der alte Hänfling sich seiner sogleich erbarmte und ihn als Kind annahm und ihn fütterte, als wäre es sein eigenes.

Ferner brachte man mir eine graue Grasmücke und drei Junge, die ich zusammen in einen großen Käfig tat und die die Alte fütterte. Am anderen Tage brachte man mir zwei bereits ausgeflogene junge Nachtigallen, die ich auch zu der Grasmücke tat und die von ihr gleichfalls adoptiert und gefüttert wurden. Darauf nach einigen Tagen setzte ich noch ein Nest mit beinahe flüggen jungen Müllerchen hinein, und ferner noch ein Nest mit fünf jungen Plattmönchen. Diese alle nahm die Gras-

mücke an und fütterte sie und sorgte für sie als treue Mutter. Sie hatte immer den Schnabel voll Ameiseneier und war bald in der einen Ecke des geräumigen Käfigs und bald in der anderen, und wo nur immer eine hungrige Kehle sich öffnete, da war sie da. Ja noch mehr! Auch das eine indes herangewachsene Junge der Grasmücke fing an, einige der Kleineren zu füttern, zwar noch spielend und etwas kinderhaft, aber doch schon mit entschiedenem Triebe, es der trefflichen Mutter nachzutun."

Goethe: „Da stehen wir allerdings vor etwas Göttlichem, das mich in ein freudiges Erstaunen setzt. Wäre es wirklich, daß dieses Füttern eines Fremden als etwas Allgemeingesetzliches durch die Natur ginge, so wäre damit manches Rätsel gelöst, und man könnte mit Überzeugung sagen, daß Gott sich der verwaisten jungen Raben erbarme, die ihn anrufen."

Eckermann: „Etwas Allgemeingesetzliches scheint es allerdings zu sein; denn ich habe auch im wilden Zustande dieses hilfreiche Füttern und dieses Erbarmen gegen Verlassene beobachtet.

Ich hatte im vorigen Sommer in der Nähe von Tiefurt zwei junge Zaunkönige gefangen, die wahrscheinlich erst ganz kürzlich ihr Nest verlassen hatten, denn sie saßen in einem Busch auf einem Zweige nebst sieben Geschwistern in einer Reihe und ließen sich von ihren Alten füttern. Ich nahm die jungen Vögel in mein seidenes Taschentuch und ging in der Richtung nach Weimar bis an's Schießhaus, dann rechts nach der Wiese an der Ilm hinunter und an dem Badeplatz vorüber, und dann wieder links in das kleine Gehölz. Hier, dachte ich, hast du Ruhe, um einmal nach deinen Zaunkönigen zu sehen. Als ich aber das Tuch öffnete, entschlüpften sie mir beide und waren sogleich im Gebüsch und Grase verschwunden, so daß mein Suchen nach ihnen vergebens war. Am dritten Tage kam ich zufällig wieder an dieselbige Stelle, und da ich die Locktöne eines Rotkehlchens hörte, so vermutete ich ein Nest in der Nähe, welches ich nach einigem Umherspähen auch wirklich fand. Wie groß war aber mein Erstaunen, als ich in diesem Nest neben beinahe flüggen jungen Rotkehlchen auch meine beiden jungen Zaunkönige fand, die sich hier ganz gemütlich untergetan hatten und sich von den alten Rotkehlchen füttern ließen. Ich war im hohen Grade glücklich über diesen höchst merkwürdigen Fund. Da ihr so klug seid, dachte ich bei mir selber, und euch so hübsch habt zu helfen gewußt und da auch die guten Rotkehlchen sich eurer so hilfreich angenommen, so bin ich weit entfernt, so gastfreundliche Verhältnisse zu stören; im Gegenteil wünsche ich euch das allerbeste Gedeihen."

Goethe: „Das ist eine der besten ornithologischen Geschichten, die mir je zu Ohren gekommen! Stoßen Sie an, Sie sollen leben, und Ihre glücklichen Beobachtungen mit! Wer das

hört und nicht an Gott glaubt, dem helfen nicht Moses und die Propheten. Das ist es nun, was ich die Allgegenwart Gottes nenne, der einen Teil seiner unendlichen Liebe überall verbreitet und eingepflanzt hat und schon im Tiere dasjenige als Knospe andeutet, was im edeln Menschen zur schönsten Blüte kommt. Fahren Sie ja in Ihren Studien und Ihren Beobachtungen fort! Sie scheinen darin ein besonders Glück zu haben und können noch ferner zu ganz unschätzbaren Resultaten kommen." [E.]

Bürgschaft unseres übersinnlichen Ursprungs.

D 9 Zu F. v. Müller, 29. April 1818.

„Das Vermögen, jedes Sinnliche zu veredeln und auch den totesten Stoff durch Vermählung mit der Idee zu beleben, ist die schönste Bürgschaft unseres übersinnlichen Ursprungs . . . Die Moral ist ein ewiger Friedensversuch zwischen unsern persönlichen Anforderungen und den Gesetzen jenes unsichtbaren Reiches . . . Wenn man das Treiben und Tun der Menschen seit Jahrtausenden überblickt, so lassen sich einige allgemeine Formeln erkennen, die je und immer eine Zauberkraft über ganze Nationen wie über die Einzelnen ausgeübt haben, und diese Formeln, ewig wiederkehrend, ewig unter tausend bunten Verbrämungen dieselben, sind die geheimnisvolle Mitgabe einer höhern Macht in's Leben . . . Der aufmerksame Forscher setzt sich aus solchen Formeln eine Art Alphabet des Weltgeistes zusammen." [M.]

Gottes Wirksamkeit in höheren Naturen.

D 10 Eckermann, 11. März 1832.

Das Gespräch wendete sich auf große Menschen, die vor Christus gelebt, unter Chinesen, Indiern, Persern und Griechen, und daß die Kraft Gottes in ihnen ebenso wirksam gewesen als in einigen großen Juden des Alten Testaments. Auch kamen wir auf die Frage, wie es mit Gottes Wirkungen stehe in großen Naturen der jetzigen Welt, in der wir leben.

Goethe: „Wenn man die Leute reden hört, so sollte man fast glauben, sie seien der Meinung, Gott habe sich seit jener alten Zeit ganz in die Stille zurückgezogen, und der Mensch wäre jetzt ganz auf eigene Füße gestellt und müsse sehen, wie er ohne Gott und sein tägliches unsichtbares Anhauchen zurechtkomme. In religiösen und moralischen Dingen gibt man noch allenfalls eine göttliche Einwirkung zu; allein in Dingen der Wissenschaft und Künste glaubt man, es sei lauter Irdisches und nichts weiter als ein Produkt rein menschlicher Kräfte.

Versuche es aber doch nur einer und bringe mit menschlichem Wollen und menschlichen Kräften etwas hervor, das den Schöpfungen, die den Namen Mozart, Raphael oder Shakespeare tragen, sich an die Seite setzen lasse! Ich weiß recht wohl, daß diese drei Edlen keineswegs die einzigen sind, und daß in allen Gebieten der Kunst eine Unzahl trefflicher Geister gewirkt hat, die vollkommen so Gutes hervorgebracht als jene Genannten. Allein, waren sie so groß als jene, so überragten sie die gewöhnliche Menschennatur in eben dem Verhältnis und waren ebenso gottbegabt als jene.

Und überall, was ist es und was soll es? — Gott hat sich nach den bekannten imaginierten sechs Schöpfungstagen keineswegs zur Ruhe begeben; vielmehr ist er noch fortwährend wirksam wie am ersten. Diese plumpe Welt aus einfachen Elementen zusammenzusetzen und sie jahraus jahrein in den Strahlen der Sonne rollen zu lassen, hätte ihm sicher wenig Spaß gemacht, wenn er nicht den Plan gehabt hätte, sich auf dieser materiellen Unterlage eine Pflanzschule für eine Welt von Geistern zu gründen. So ist er nun fortwährend in höheren Naturen wirksam, um die geringeren heranzuziehen." [E.]

Vgl. Zu Eckermann, 24. Januar 1824: „Alle beabsichtigten [künstlichen] Revolutionen sind ... ohne Gott, der sich von solchen Pfuschereien zurückhält. Ist aber ein wirkliches Bedürfnis zu einer großen Reform in einem Volke vorhanden, so ist Gott mit ihm, und sie gelingt. Er war sichtbar mit Christus und seinen ersten Anhängern ... er war ebenso sichtbar mit Luther." Vollständiger G 37. Vgl. außerdem, was Goethe am 11. März 1828 zu Eckermann

sagte: „Jede Produktivität höchster Art, jedes bedeutende Aperçu, jede Erfindung, jeder große Gedanke, der Früchte bringt und Folge hat, steht in niemandes Gewalt und ist über aller irdischen Macht erhaben. Dergleichen hat der Mensch als unverhoffte Geschenke von oben, als reine Kinder Gottes zu betrachten, die er mit freudigem Dank zu empfangen und zu verehren hat." — Vgl. ferner C 21 (Teleologie), D 22, 27. — „Und überall": und überhaupt.

Gott begegnet sich immer selbst.

D 11 Zu Riemer, 17. Mai 1808.

„Systole und Diastole des Weltgeistes. Jener gibt die Spezifikation, diese das Unendliche." [R 2.]

Systole und Diastole: Zusammenziehung und Ausdehnung, wie bei den Herzkammern und den Lungen.

D 12 Zu Riemer, Anfang 1807.

„Ein Gott kann nur wieder durch einen Gott balanciert werden. Die Kraft soll sich selber einschränken, ist absurd! Sie wird nur wieder durch eine andere Kraft eingeschränkt. Dieses spezifizierte Wesen kann sich nicht selbst einschränken, sondern das Ganze, welches sich spezifiziert, schränkt sich eben dadurch selbst ein, aber nicht das Einzelne sich." [R.]

Goethe und Riemer lasen bei einem Badeaufenthalte Zinkgräfs Apophthegmata („Der Teutschen scharffsinnige kluge Sprüch") und darin auch den Satz: Nemo contra deum nisi deus ipse, niemand gegen Gott außer Gott selber. Der Spruch paßte zu Goethes spinozistischem Pantheismus, und er verwandte ihn als Motto zum vierten Teile von ‚Dichtung und Wahrheit', zitiert ihn auch in dessen 20. Buche, wo er seine Dämonenlehre skizziert.

D 13 Riemer, 3. Juli 1810.

Abends nach Tische. Nihil contra Deum, nisi Deus ipse.

„Ein herrliches Diktum von unendlicher Anwendung! Gott begegnet sich immer selbst; Gott im Menschen sich selbst wieder im Menschen. Daher keiner Ursache hat, sich gegen

Goethe: „Wenn man die Leute reden hört, so sollte man fast glauben, sie seien der Meinung, Gott habe sich seit jener alten Zeit ganz in die Stille zurückgezogen, und der Mensch wäre jetzt ganz auf eigene Füße gestellt und müsse sehen, wie er ohne Gott und sein tägliches unsichtbares Anhauchen zurechtkomme. In religiösen und moralischen Dingen gibt man noch allenfalls eine göttliche Einwirkung zu; allein in Dingen der Wissenschaft und Künste glaubt man, es sei lauter Irdisches und nichts weiter als ein Produkt rein menschlicher Kräfte.

Versuche es aber doch nur einer und bringe mit menschlichem Wollen und menschlichen Kräften etwas hervor, das den Schöpfungen, die den Namen Mozart, Raphael oder Shakespeare tragen, sich an die Seite setzen lasse! Ich weiß recht wohl, daß diese drei Edlen keineswegs die einzigen sind, und daß in allen Gebieten der Kunst eine Unzahl trefflicher Geister gewirkt hat, die vollkommen so Gutes hervorgebracht als jene Genannten. Allein, waren sie so groß als jene, so überragten sie die gewöhnliche Menschennatur in eben dem Verhältnis und waren ebenso gottbegabt als jene.

Und überall, was ist es und was soll es? — Gott hat sich nach den bekannten imaginierten sechs Schöpfungstagen keineswegs zur Ruhe begeben; vielmehr ist er noch fortwährend wirksam wie am ersten. Diese plumpe Welt aus einfachen Elementen zusammenzusetzen und sie jahraus jahrein in den Strahlen der Sonne rollen zu lassen, hätte ihm sicher wenig Spaß gemacht, wenn er nicht den Plan gehabt hätte, sich auf dieser materiellen Unterlage eine Pflanzschule für eine Welt von Geistern zu gründen. So ist er nun fortwährend in höheren Naturen wirksam, um die geringeren heranzuziehen." [E.]

Vgl. Zu Eckermann, 24. Januar 1824: „Alle beabsichtigten [künstlichen] Revolutionen sind ... ohne Gott, der sich von solchen Pfuschereien zurückhält. Ist aber ein wirkliches Bedürfnis zu einer großen Reform in einem Volke vorhanden, so ist Gott mit ihm, und sie gelingt. Er war sichtbar mit Christus und seinen ersten Anhängern ... er war ebenso sichtbar mit Luther." Vollständiger G 37. Vgl. außerdem, was Goethe am 11. März 1828 zu Eckermann

sagte: „Jede Produktivität höchster Art, jedes bedeutende Aperçu, jede Erfindung, jeder große Gedanke, der Früchte bringt und Folge hat, steht in niemandes Gewalt und ist über aller irdischen Macht erhaben. Dergleichen hat der Mensch als unverhoffte Geschenke von oben, als reine Kinder Gottes zu betrachten, die er mit freudigem Dank zu empfangen und zu verehren hat." — Vgl. ferner C 21 (Teleologie), D 22, 27. — „Und überall": und überhaupt.

Gott begegnet sich immer selbst.

D 11 Zu Riemer, 17. Mai 1808.

„Systole und Diastole des Weltgeistes. Jener gibt die Spezifikation, diese das Unendliche." [R 2.]

Systole und Diastole: Zusammenziehung und Ausdehnung, wie bei den Herzkammern und den Lungen.

D 12 Zu Riemer, Anfang 1807.

„Ein Gott kann nur wieder durch einen Gott balanciert werden. Die Kraft soll sich selber einschränken, ist absurd! Sie wird nur wieder durch eine andere Kraft eingeschränkt. Dieses spezifizierte Wesen kann sich nicht selbst einschränken, sondern das Ganze, welches sich spezifiziert, schränkt sich eben dadurch selbst ein, aber nicht das Einzelne sich." [R.]

Goethe und Riemer lasen bei einem Badeaufenthalte Zinkgräfs Apophthegmata („Der Teutschen scharffsinnige kluge Sprüch") und darin auch den Satz: Nemo contra deum nisi deus ipse, niemand gegen Gott außer Gott selber. Der Spruch paßte zu Goethes spinozistischem Pantheismus, und er verwandte ihn als Motto zum vierten Teile von ‚Dichtung und Wahrheit', zitiert ihn auch in dessen 20. Buche, wo er seine Dämonenlehre skizziert.

D 13 Riemer, 3. Juli 1810.

Abends nach Tische. Nihil contra Deum, nisi Deus ipse.

„Ein herrliches Diktum von unendlicher Anwendung! Gott begegnet sich immer selbst; Gott im Menschen sich selbst wieder im Menschen. Daher keiner Ursache hat, sich gegen

den Größten gering zu achten, denn wenn der Größte in's Wasser fällt und nicht schwimmen kann, so zieht ihn der ärmste Hallore heraus. — Napoleon, der den ganzen Kontinent erobert hat, findet es nicht unter sich, sich mit einem Deutschen über die Presse und die tragische Kunst zu unterhalten, einen artis peritum zu konsultieren. — So göttlich ist die Welt eingerichtet, daß jeder an seiner Stelle, an seinem Ort, zu seiner Zeit alles übrige gleich wägt." [R.]

Artis peritus: Kunstverständiger. — Der Deutsche ist Goethe selber, die Unterhaltung fand am 2. Oktober 1808 in Erfurt statt.

Eine liebende Hauptmonas.

D 14 Falk, 25. Januar 1813.

In einer Unterhaltung nach Wielands Begräbnis sagte Falk, ob man in der Erklärung der Welt nicht viel weiter komme, „wenn wir eine liebende Hauptmonas im Mittelpunkte der Schöpfung voraussetzten".

Goethe: „Ich habe gegen diese Vorstellung, als Glauben betrachtet, nichts; nur pflege ich auf Ideen, denen keine sinnliche Wahrnehmung zugrunde liegt, keinen ausschließenden Wert zu legen ..... Streng genommen kann ich von Gott doch weiter nichts wissen, als wozu mich der ziemlich beschränkte Gesichtskreis von sinnlichen Wahrnehmungen auf diesem Planeten berechtigt, und das ist in allen Stücken wenig genug. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß durch diese Beschränkung unserer Naturbetrachtungen auch dem Glauben Schranken gesetzt werden." [F.]

Dies Gespräch ausführlich unter D 49. — Hauptmonas: Bei Plato und Leibniz ist die Monadenlehre wichtig. Die Monade ist eine Einheit, welche das Viele in sich begreift. Bei Leibniz ist Gott die vollkommenste Monas, monas monadum. Niedrigere Monaden sind die Menschenseelen, die Tierseelen und die in beständigem Schlafe ruhenden bewußtlosen Körper.

Des Menschen Stellung in der Welt.

Entwicklung der Welten.

D 15 Falk, Juni 1809.

„Es ist alles so ungeheuer,“ sagte [Goethe nach einem Gespräche über die beständigen Verwandlungen und Entwicklungen in der Natur] zu mir, „daß an kein Aufhören von irgendeiner Seite zu denken ist. Oder meinen Sie, daß selbst die Sonne, die doch alles verschafft, schon mit der Schöpfung ihres eigenen Planetensystems völlig zu Rande wäre und daß sonach die Erden und Monde bildende Kraft in ihr entweder ausgegangen sei oder doch untätig und völlig nutzlos daliege? Ich glaube dies keineswegs. Mir ist es sogar höchst wahrscheinlich, daß hinter Merkur, der an sich schon klein genug ausgefallen ist, einst noch ein kleinerer Stern als dieser zum Vorschein kommen wird. Man sieht freilich schon aus der Stellung der Planeten, daß die Projektionskraft der Sonne merklich abnimmt, weil die größten Massen im Systeme auch die größte Entfernung einnehmen. Eben auf diesem Wege aber kann es, fortgeschlossen, dahin kommen, daß wegen Schwächung der Projektionskraft irgendein versuchter Planetenwurf irgendeinmal verunglückte. Kann die Sonne sodann den jungen Planeten nicht wie die vorigen gehörig von sich absondern und ausstoßen, so wird sich vielleicht, wie beim Saturn, ein Ring um sie legen, der uns armen Erdenbewohnern, weil er aus irdischen Bestandteilen zusammengesetzt ist, ein böses Spiel machen dürfte. Und nicht nur für uns, sondern auch für alle übrigen Planeten unseres Systems würde die Schattennähe eines solchen Ringes wenig Erfreuliches bewirken. Die milden Einflüsse von Licht und Wärme müßten natürlich dadurch verringert werden, und alle Organisationen, deren Entwicklung ihr Werk ist, die einen mehr, die andern weniger sich dadurch gehemmt fühlen.

Nach dieser Betrachtung könnten die Sonnenflecke allerdings einige Unruhe für die Zukunft erwecken. So viel ist gewiß, daß wenigstens in dem ganzen uns bekannt gewordenen Bildungshergang und Gesetz unseres Planeten nichts enthalten ist, was der Formation eines Sonnenringes entgegenstände, wiewohl sich freilich für eine solche Entwicklung keine Zeit angeben läßt.“ [F.]

Der Sonnenring.

D 16 Abeken (brieflich an Heinrich Voß), 26. Dezember 1808.

Bei einem Souper [im Wolzogenschen] Hause hörte ich Goethen über Astronomie sprechen.

„Die Sonne“ — sagte er — „wird einst einen Ring bekommen, wie der Saturn einen hat. Man sollte diese Voraussagung in eine eherne Tafel eingraben und dieselbe in die Erde bergen, damit die Leute, die sie etwa in später Zeit fänden, erkennten, wie klug wir gewesen.“ [Bie.]

Gott gibt mit Wenigem den Ausschlag.

D 17a Zu Riemer, 23. März 1809.

„Die Materie hat ebensoviel Lust zu verharren als sich zu verändern, und auf diesem Gleichgewicht beruht die Möglichkeit der Welt, indem Gott nur mit Wenigem den Ausschlag zu geben braucht.“ [R 2.]

Alles ist Metamorphose.

D 17b Zu Boisserée, 3. August 1815.

„Alles ist Metamorphose im Leben, bei den Pflanzen und bei den Tieren, bis zum Menschen und bei diesem auch. Je vollkommener, je weniger Fähigkeit aus einer Form in die andere überzugehen. — Ach Gott, es ist alles so einfach und immer dasselbe; es ist wahrhaftig keine Kunst, unser

Herrgott zu sein; es gehört nur ein einziger Gedanke dazu, wenn die Schöpfung da ist. Was vorher war, geht mich nichts an." [B.]

Die Erde als lebendiges Wesen.

D 18 Eckermann, 11. April 1827.

Wir sahen gegen Osten vielfaches Regengewölk, das sich in einander schob.

Eckermann: „Diese Wolken sind doch so weit gebildet, daß sie jeden Augenblick als Regen niederzugehen drohen. Wäre es möglich, daß sie sich wieder auflösten, wenn das Barometer stiege?"

Goethe: „Ja. Diese Wolken würden sogleich von oben herein verzehrt und aufgesponnen werden wie ein Rocken. So stark ist mein Glauben an das Barometer. Ja, ich sage immer und behaupte: wäre in jener Nacht der großen Überschwemmung von Petersburg das Barometer gestiegen, die Welle hätte nicht herangekonnt.

Mein Sohn glaubt beim Wetter an den Einfluß des Mondes, und Sie glauben vielleicht auch daran, und ich verdenke es euch nicht, denn der Mond erscheint als ein zu bedeutendes Gestirn, als daß man ihm nicht eine entschiedene Einwirkung auf unsere Erde zuschreiben sollte; allein die Veränderung des Wetters, der höhere oder tiefere Stand des Barometers rührt nicht vom Mondwechsel her, sondern ist rein tellurisch.

Ich denke mir die Erde mit ihrem Dunstkreise gleichnisweise als ein großes lebendiges Wesen, das im ewigen Ein- und Ausatmen begriffen ist. Atmet die Erde ein, so zieht sie den Dunstkreis an sich, so daß er in die Nähe ihrer Oberfläche herankommt und sich verdichtet bis zu Wolken und Regen. Diesen Zustand nenne ich die Wasserbejahung; dauerte er über alle Ordnung fort, so würde er die Erde ersäufen. Dies aber gibt sie nicht zu; sie atmet wieder aus und entläßt die Wasserdünste nach oben, wo sie sich in den ganzen Raum der hohen Atmosphäre ausbreiten und sich dergestalt verdünnen,

daß nicht allein die Sonne glänzend herdurchgeht, sondern auch sogar die ewige Finsternis des unendlichen Raums als frisches Blau herdurchgesehen wird. Diesen Zustand der Atmosphäre nenne ich die Wasserverneinung. Denn wie bei dem entgegengesetzten nicht allein häufiges Wasser von oben kommt, sondern auch die Feuchtigkeit der Erde nicht verdunsten und abtrocknen will, so kommt dagegen bei diesem Zustande nicht allein keine Feuchtigkeit von oben, sondern auch die Nässe der Erde selbst verfliegt und geht aufwärts, so daß bei einer Dauer über alle Ordnung hinaus die Erde, auch ohne Sonnenschein, zu vertrocknen und zu verdörren Gefahr liefe.

Die Sache ist sehr einfach, und so am Einfachen, Durchgreifenden halte ich mich und gehe ihm nach, ohne mich durch einzelne Abweichungen irreleiten zu lassen. Hohes Barometer: Trockenheit, Ostwind; tiefes Barometer: Nässe, Westwind; dies ist das herrschende Gesetz, woran ich mich halte. Weht aber einmal bei hohem Barometer und Ostwind ein nasser Nebel her, oder haben wir blauen Himmel bei Westwind, so kümmert mich dieses nicht und macht meinen Glauben an das herrschende Gesetz nicht irre, sondern ich sehe daraus bloß, daß auch manches Mitwirkende existiert, dem man nicht sogleich beikommen kann." [E.]

Die auch unter A 18 erwähnte Überschwemmung von Petersburg geschah durch eine Sturmflut am 19. November 1824. — Tellurisch: irdisch.

Die Entstehung der Erdoberfläche.

D 19 Zu F. v. Müller und H. Meyer, 6. März 1828.

„Wenn Alexander Humboldt und die anderen Plutonisten mir's zu toll machen, werde ich sie schändlich blamieren, schon zimmere ich Xenien genug im stillen gegen sie; die Nachwelt soll wissen, daß doch wenigstens ein gescheiter Mann in unserem Zeitalter gelebt hat, der jene Absurditäten durchschaute. Ich finde immer mehr, daß man es mit der Minorität, die stets die gescheitere ist, halten muß."

Als Meyer fragte, was es denn eigentlich heißen wolle, Plutonist oder Neptunist, sagte Goethe:

„O danket Gott, daß Ihr nichts davon wißt! Ich kann es auch nicht sagen; man könnte schon wahnsinnig werden, es nur auseinander zu setzen. Ohnehin bedeutet solch ein Parteiname späterhin nichts mehr, löst sich in Rauch auf; die Leute wissen schon jetzt nicht mehr, was sie damit bezeichnen wollen. Ihr müßt verzeihen, wenn ich grob bin; ich schreibe jetzt eben in den ‚Wanderjahren‘ an der Rolle des Jarno, da spiele ich eine Weile auch im Leben den Grobian fort.“ [M.]

Die Neptunisten, Abraham Gottlob Werner und seine Nachfolger, schrieben die Erhöhungen und Vertiefungen der Erdoberfläche wesentlich der stillen, langsamen Arbeit des Wassers zu; die Plutonisten, James Hutton, Alexander v. Humboldt, Leopold v. Buch, erklärten die Gebirge aus dem plötzlichen Aufsteigen vulkanischer Gesteine. Goethen war auch hier das Revolutionäre verhaßt. Die heutigen Geologen nehmen einen mittleren Standpunkt ein.

Weiteres über Metamorphose.

D 20 Riemer, 1810.

„Der Grund von allem ist physiologisch. — Es gibt ein physiologisch Pathologisches, z. B. in allen Übergängen der organischen Natur, die aus einer Stufe der Metamorphose in die andere tritt. Diese ist wohl zu unterscheiden vom eigentlichen morbosen Zustande. Wirkung des Äußern bringt Retardationen hervor, welche oft pathologisch im ersten Sinne sind. Sie können aber auch jenen morbosen Zustand hervorbringen und durch eine umgekehrte Reihe von Metamorphosen das Wesen umbringen.“ [R.]

Morbos: von morbus, Krankheit; — retardatio: Verzögerung.

Schöpfung aus nichts.

D 21 Zu F. v. Müller, 2. Juli 1830.

„Man darf die Grundmaxime der Metamorphose nicht allzubreit erklären wollen. Wenn man sagt, sie sei reich und produktiv wie eine Idee, ist es das beste. Man muß lieber sie an einzelnen Beispielen verfolgen und anschauen. Das Leben kehrt ebensogut in der kleinsten Maus wie im Elefantenkoloß ein und ist immer dasselbe; so auch im kleinsten Moos wie in der größten Palme."

Als ich sagte: das unendlich üppige Entfalten des kleinsten Samenkorns zu einem riesenhaften Baume sei wie eine Schöpfung aus nichts, erwiderte er:

„Ja, aus etwas. Verstünde die Natur nicht, auch das Kleinste, uns gänzlich Unmerkbare im Raume zusammenzuziehen und zu konsolidieren, wie wollte sie es da anfangen, ihren unendlichen Zwecken zu genügen?" [M.]

Zu „Ja, aus etwas": Riemer notierte am 17. März 1808 zu Karlsbad aus Goethes Munde: „In der Natur sei das Unmögliche, daß nichts nicht werde: das Leben ist gleich da."

Kulturbestreben in der Natur.

D 22 Falk, Juni 1809.

Er saß vor einem kleinen Gartentische; vor ihm auf demselben stand ein langgehalstes Zuckerglas, worin sich eine kleine lebendige Schlange munter bewegte, die er mit einem Federkiele fütterte und täglich Betrachtungen über sie anstellte. Er behauptete, daß sie ihn bereits kenne und mit dem Kopfe näher zum Rande des Glases komme, sobald sie seiner ansichtig würde.

„Die herrlich verständigen Augen!" fuhr er fort. „Mit diesem Kopfe ist freilich manches unterwegs, aber, weil es das unbeholfene Ringeln des Körpers nun einmal nicht zuläßt, wenig genug angekommen. Hände und Füße ist die Natur diesem länglich ineinandergeschobenen Organismus schuldig geblieben, wiewohl dieser Kopf und diese Augen beides wohl verdient hätten; wie sie denn überhaupt manches schuldig

bleibt, was sie für den Augenblick fallen läßt, aber späterhin doch wieder unter günstigen Umständen aufnimmt. Das Skelett von manchem Seetiere zeigt uns deutlich, daß sie schon damals, als sie dasselbe verfaßte, mit dem Gedanken einer höheren Gattung von Landtieren umging. Gar oft muß sie in einem hinderlichen Elemente sich mit einem Fischschwanze abfinden, wo sie gern ein paar Hinterfüße in den Kauf gegeben hätte, ja, wo man sogar die Ansätze dazu bereits im Skelett bemerkt hat."

Neben dem Glase mit der Schlange lagen einige Kokons von eingesponnenen Raupen, deren Durchbruch Goethe nächstens erwartete.

„Ich bitt' Euch," indem er sie in die Hand nahm und an sein Ohr hielt, „wie das klopft, wie das hüpft und ins Leben hinaus will! Wundervoll möcht' ich sie nennen, diese Übergänge der Natur, wenn nicht das Wunderbare in der Natur eben das Allgewöhnliche wäre. Morgen oder übermorgen kann es sein, daß der Vogel da ist, und zwar ein so schöner und anmutiger, wie Ihr wohl selten gesehen habt. Ich kenne die Raupe und bescheide Euch morgen nachmittag um dieselbe Stunde in den Garten hierher, wenn Ihr etwas sehen wollt, was noch merkwürdiger ist als das Allermerkwürdigste, was Kotzebue in seinem merkwürdigsten Lebensjahre auf seiner weiten Reise bis Tobolsk irgend gesehen hat. Indes laßt uns die Schachtel hier, worin sich unsere noch unbekannte, schöne Sylphide befindet und sich auf's prächtigste zu morgen anlegt, in irgendein sonniges Fenster des Gartenhauses stellen! So! Hier stehst du, gutes, artiges Kind! Niemand wird dich in diesem Winkel daran hindern, deine Toilette fertig zu machen!"

Goethe fing dann an zu zeichnen und über diese Beschäftigung zu reden. Er fuhr fort:

„Ich habe hier eine Menge Blumen und Pflanzengewächse, wunderlich genug auf dem Papier zusammengebracht. Diese Gespenster könnten noch toller, noch phantastischer sein, so ist es doch die Frage, ob sie nicht auch irgendwo so vorhanden sind.

Die Seele musiziert, indem sie zeichnet, ein Stück von ihrem innersten Wesen heraus, und eigentlich sind es die höchsten Geheimnisse der Schöpfung, die, was ihre Grundanlagen betrifft, gänzlich auf Zeichnen und Plastik beruht, welche sie dadurch ausplaudert. Die Kombinationen in diesem Felde sind so unendlich, daß selbst der Humor eine Stelle darin gefunden hat. Ich will nur die Schmarotzerpflanzen nehmen: wieviel Phantastisches, Possenhaftes, Vogelmäßiges ist nicht allein in den flüchtigen Schriftzügen derselben enthalten! Wie Schmetterlinge setzt sich ihr fliegender Same an diesen oder jenen Baum an und zehrt an ihm, bis das Gewächs groß wird. So in die Rinde eingesäet, eingewachsen finden wir den sogenannten viscus, woraus Vogelleim bereitet wird, zunächst als Gesträuch am Birnbaum. Hier, nicht zufrieden damit, daß er sich als Gast um denselben herum schlingt, muß ihm der Birnbaum sogar sein Holz machen.

Das Moos auf den Bäumen, das auch nur parasitisch dasitzt, gehört ebendahin. Ich besitze sehr schöne Präparate über die Geschlechter, die nichts für sich in der Natur übernehmen, sondern sich in allen Stücken nur auf bereits Vorhandenes einlassen. Ich will sie Ihnen bei Gelegenheit vorzeigen. Sie mögen mich daran erinnern! Das Würzhafte gewisser Stauden, die auch zu den Parasiten gehören, läßt sich aus der Steigerung der Säfte recht gut erklären, da dieselben nicht nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur mit einem roh irdischen, sondern mit einem bereits gebildeten Stoffe ihren ersten Anfang machen.

Kein Apfel wächst mitten am Stamme, wo alles rauh und holzig ist. Es gehört schon eine lange Reihe von Jahren und die sorgsamste Vorbereitung dazu, so ein Apfelgewächs in einen tragbaren, weinichten Baum zu verwandeln, der allererst Blüten und sodann auch Früchte hervortreibt. Jeder Apfel ist eine kugelförmige, kompakte Masse und fordert als solche beides, eine große Konzentration und auch zugleich eine außerordentliche Veredelung und Verfeinerung der Säfte, die

ihm von allen Seiten zufließen. Man denke sich die Natur, wie sie gleichsam vor einem Spieltische steht und unaufhörlich au double! ruft, d. h. mit dem bereits Gewonnenen durch alle Reiche ihres Wirkens glücklich, ja bis in's Unendliche wieder fortspielt. Stein, Tier, Pflanze, alles wird nach einigen solchen Glückswürfen beständig von neuem wieder aufgesetzt, und wer weiß, ob nicht auch der ganze Mensch wieder nur ein Wurf nach einem höheren Ziel ist?" [F.]

Riemer bestreitet, daß dies Gespräch stattgefunden habe, vermag uns aber nicht zu überzeugen; die geäußerten Gedanken sind echt goethisch. — Die Anspielung auf Kotzebue will sagen, daß K. trotz seiner Reisen und Abenteuer wenig gesehen habe, weil er zuviel Aufmerksamkeit auf die eigene Person richtete. Als K. im Jahre 1800 von Weimar nach Petersburg übersiedeln wollte, ward er verhaftet und nach Sibirien gebracht. Sehr bald aus dieser Verbannung befreit, veröffentlichte er (in Berlin 1801) das Buch 'Das merkwürdigste Jahr meines Lebens'.

Der Mensch als Ziel der Tierwelt.

D 23 Zu Riemer, 23. November 1806.

„Obgleich die Natur einen bestimmten Etat hat, von dem sie zweckmäßig ihre Ausgaben bestreitet, so geht die Einnahme doch nicht so genau in der Ausgabe auf, daß nicht etwas übrig bliebe, welches sie gleichsam zur Zierde verwendet. Die Natur, um zum Menschen zu gelangen, führt ein langes Präludium auf von Wesen und Gestalten, denen noch gar sehr viel zum Menschen fehlt. In jedem aber ist eine Tendenz zu einem andern, was über ihm ist, ersichtlich. Die Tiere tragen gleichsam das, was hernach die Menschenbildung gibt, recht zierlich und schön geordnet als Schmuck, zusammengepackt in den unverhältnismäßigen Organen, als da sind Hörner, lange Schweife, Mähnen usw., welches alles beim Menschen wegfällt, der schmucklos, durch sich selbst schön und in sich selbst schön, vollendet dasteht; der alles, was er hat, auch ist, wo Gebrauch, Nutzen, Not-

wendigkeit und Schönheit alles eins ist und zu einem stimmt. Da beim Menschen nichts Überflüssiges ist, so kann er auch nichts entbehren und verlieren, und was er verliert, kann er deswegen auch nicht ersetzen (Haare und Nägel ausgenommen und die geringe Reproduktionskraft in Rücksicht auf Haut, Fleisch und Knochen), dagegen bei den Tieren, und je niedriger die Tiere stehen, die Reproduktionskraft ebenso wie die Zeugungskraft größer ist. Die Reproduktionskraft ist nur eine unabgelöste Zeugung, und umgekehrt." [R.]

Das „ängstliche Harren der Kreatur."

D 24 Rochlitz, 1813 oder 1829.

Der Referent fand ihn einmal umgeben von einer Folge anderer Naturgegenstände, die er geordnet hatte, um der letztverstorbenen Frau Großherzogin [Luise], deren Besuch er erwartete, den leisen verborgneren Übergang der Natur von dem Einen zu dem Andern, und besonders auch anschaulich zu machen, wie die alma mater in dem Einen nicht nur andeute, was das Zweite erst empfangen solle, sondern zuweilen es dort gewissermaßen halb und halb schon vorausnehme. Über letzteres, wo er glaubte es nachweisen zu können, verbreitete er sich mit besonderem Vergnügen und mit mancher höchst unerwarteten, bald heiteren und leichten, bald sanft feierlichen und weit hinausdeutenden Wendung. So begann er in letzter Weise einmal, indem er zwei solche Gegenstände in den Händen hielt:

„Was meinen Sie: könnte nicht St. Paulus, diese tiefe Seele, dergleichen im Sinne gehabt haben, wo er des ‚ängstlichen Harrens der Kreatur' gedenkt und wie sie ‚sich sehnet immerdar'?" [Bie.]

An die Römer 8, 19—23. „Denn das ängstliche Harren der Kreatur wartet auf die Offenbarung der Kinder Gottes. Sintemal die Kreatur unterworfen ist der Eitelkeit ohne ihren Willen, sondern um deswillen, der sie unterworfen hat, auf Hoffnung. Dann auch die Kreatur frei werden wird von dem Dienst des vergänglichen Wesens zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. Denn wir wissen, daß alle Kreatur sehnet sich mit uns und ängstet sich noch immerdar. Nicht allein aber die, sondern auch wir selbst . . . warten auf unseres Leibes Erlösung."

Fortschritt durch Vereinigung.

D 25 Zu Riemer, 1805.

„Die Natur hat offenbar gewollt, daß wir nicht eben unsre körperlichen Kräfte in dem Grade des natürlichen Zustandes erhalten sollten, daß wir schwächer werden sollten, ohne doch darum einzubüßen; denn sie hat uns in der menschlichen Gesellschaft, im Zusammenleben und in der Gewalt des Verstandes eine Stärke zubereitet, die alle Stärke der wildesten Tiere übertrifft. Und gewisse Operationen des Geistes gelingen nicht anders, als bei einer zarteren Organisation." [R 2.]

Lernfähigkeit der Tiere und Menschen.

D 26 Zu Riemer, Juni 1831.

„Die Tiere werden durch ihre Organe belehrt, sagten die Alten; ich setze hinzu: die Menschen gleichfalls; sie haben jedoch den Vorzug, ihre Organe wieder zu belehren." [R 2.]

Tierische Formen am Menschen.

D 27 Böttiger, 1795 (?).

Physiologische Bemerkung. Gewisse Konfigurationen im menschlichen Körperbau tragen noch die letzte Spur der veredelten Tierheit zum prototypon der organischen Schöpfung, zum Menschen, sehr deutlich an sich, z. B. das os coccygis, der Rest des tierischen Schwanzes, die Milz und das Überzwergschleudern der Hände, wenn man geht. (Nachahmung des vierfüßigen übereck schreitenden Tieres.) „Ich" — sagte Goethe — „lasse meine beiden Hände schleudern, wenn ich über's Feld allein gehe; denn so geh' ich naturgemäßer," — nie geht er mit einem Stock — „daher auch diese Spur der Tierheit in der feinen Welt für unanständig gehalten wird. Zu was nützen die papillae an der Brust des Mannes?

Schon Sterne in seinem ‚Koran‘ findet dies unerklärlich. Man muß annehmen, es sei gleichsam ein allgemeiner Typus in der Natur für die menschliche Organisation. Hier sind beim Manne wenigstens noch die Spuren der Brüste, die sich beim homo lar nur auf zwei herauf vermindert haben. Die Natur hat gewisse Generalformen, die sich auch da abdrücken, wo sie kein unmittelbares Bedürfnis erfüllen; z. B. bei allen unsern Rohrgewächsen liegt am untern Schilfblatt ein Auge, das sich nie entwickelt. [Bö.]

Prototyp oder Archetyp in der Theosophie das Ziel, worauf die Schöpfung hinsteuert. — Homo lar eine Affenart, die Linné nach unzuverlässigen Berichten annahm und mit dem Menschen in eine Gattung setzte.

Die Natur macht keine Sprünge.

D 28 Zu Riemer, 19. März 1807.

„Die Natur kann zu allem, was sie machen will, nur in einer Folge gelangen. Sie macht keine Sprünge. Sie könnte z. E. kein Pferd machen, wenn nicht alle übrigen Tiere voraufgingen, auf denen sie wie auf einer Leiter bis zur Struktur des Pferdes heransteigt. So ist immer eines um alles, alles um eines willen da, weil ja eben das Eine auch das Alles ist. Die Natur, so mannigfaltig sie erscheint, ist doch immer ein Eines, eine Einheit, und so muß, wenn sie sich teilweise manifestiert, alles übrige diesem zur Grundlage dienen, dieses in dem übrigen Zusammenhang haben.“ [R 2.]

Von Mollusken zu Menschen.

D 29 Zu Riemer, November 1810.

„Das Lebendige schon muß man schätzen. Alle Literatur, italienische, französische, deutsche, ist wie eine Gestaltung aus dem Wasser zu Mollusken, Polypen u. dgl., bis endlich einmal ein Mensch entsteht.“ [R 2.]

Von der Pflanze bis zu Halbgöttern.

D 30 Zu Eckermann, 13. Februar 1829.

„Große Geheimnisse liegen noch verborgen; manches weiß ich, von vielem habe ich eine Ahnung. Etwas will ich Ihnen vertrauen und mich wunderlich ausdrücken:

Die Pflanze geht von Knoten zu Knoten und schließt zuletzt ab mit der Blüte und dem Samen. In der Tierwelt ist es nicht anders. Die Raupe, der Bandwurm geht von Knoten zu Knoten und bildet zuletzt einen Kopf; bei den höherstehenden Tieren und Menschen sind es die Wirbelknochen, die sich anfügen und anfügen und mit dem Kopf abschließen, in welchem sich die Kräfte konzentrieren.

Was so bei einzelnen geschieht, geschieht auch bei ganzen Korporationen. Die Bienen, auch eine Reihe von Einzelheiten, die sich aneinanderschließen, bringen als Gesamtheit etwas hervor, das auch den Schluß macht und als Kopf des Ganzen anzusehen ist, den Bienenkönig. Wie dieses geschieht, ist geheimnisvoll, schwer auszusprechen, aber ich könnte sagen, daß ich darüber meine Gedanken habe.

So bringt ein Volk seine Helden hervor, die gleich Halbgöttern zu Schutz und Heil an der Spitze stehen; und so vereinigten sich die poetischen Kräfte der Franzosen in Voltaire. Solche Häuptlinge eines Volkes sind groß in der Generation, in der sie wirken; manche dauern später hinaus, die meisten werden durch andere ersetzt und von der Folgezeit vergessen." [E.]

Die Menschheit noch jung.

D 31 Bei Frau Schopenhauer, 16. März 1809.

Es ist ein neues Werk über China erschienen von einem Franzosen, der 60 Jahre in diesem Lande gelebt hat und welcher beweist, daß das angegebene hohe Alter der Chinesen erdichtet sei, indem der Staat China sich kaum von einigen Jahren vor Christi Geburt her datiert. Goethe rief bei dieser Bemerkung freudig aus:

„Nun, es ist mir immer lieb, wenn einer Nation von ihrem prätendierten Alter etwas genommen wird! Denn so erscheint doch das ganze Menschengeschlecht nicht mehr so alt, sondern in einem artigen Jünglingsalter. Sonst wäre es auch eine Schande, wenn noch so viele alberne Dinge in der Welt passierten. So sind wir denn aber, wie es Jünglingen geziemt." [C.]

Vgl. D 44, 46.

Gibt es einen Fortschritt?

D 32 Zu Riemer, 10. Mai 1806.

„Es ist lächerlich, wenn die Philister sich der größern Verständigkeit und Aufklärung ihres Zeitalters rühmen und die frühern barbarisch nennen. Der Verstand ist so alt wie die Welt, auch das Kind hat Verstand: aber er wird nicht in jedem Zeitalter auf gleiche Weise und auf einerlei Gegenstände angewendet." [R 2.]

D 33 Zu Heinrich Meyer, 24. August 1823.

„Neue Erfindungen können und werden geschehen, allein es kann nichts Neues ausgedacht werden, was auf den sittlichen Menschen Bezug hat. Es ist alles schon gedacht, gesagt worden, was wir höchstens unter andern Formen und Ausdrücken wiedergeben können. Man komme über die Orientalen: da findet man erstaunliche Sachen!" [G.]

D 34 Zu Eckermann, 21. Oktober 1828.

„Klüger und einsichtiger wird [die Menschheit] werden, glücklicher und tatkräftiger nicht, oder doch nur auf Epochen." [E.]

Vgl. D 46, 47.

Der Mensch unter höheren Mächten.

Die uns gegönnte Freiheit.

D 35a Zu Riemer, 11. Dezember 1811.

„In dem ungeheuren Leben der Welt, d. h. in der Wirklichwerdung der Ideen Gottes (denn das ist die wahre Wirklichkeit) fällt als Pekulium für unsere Persönlichkeit ab: das Affirmieren und Negieren, das Vorurteil und die Apprehension, der Haß und die Liebe, und darin besteht das Zeitliche, und Gott hat auf diese Perturbation mitgerechnet und läßt uns gleichsam darin gebaren.“ [R 2.]

Worterklärung unter A 30a.

Der Zufall.

D 35b Zu Riemer, 25. November 1807.

„Was die Menschen bei ihren Unternehmungen nicht in Anschlag bringen und nicht bringen können und was da, wo ihre Größe am herrlichsten erscheinen sollte, am auffallendsten waltet — der Zufall nachher von ihnen genannt —, das ist eben Gott, der hier unmittelbar mit seiner Allmacht eintritt und sich durch das Geringfügigste verherrlicht.“ [R 2.]

Riemer hat unter dem 2. Juni 1811 auch den Ausspruch: „Zufälle nennt man in der Natur, was beim Menschen Freiheit heißen würde, nämlich Ereignisse eines Notwendigen in Absicht der Folgen, aber willkürlich in Absicht der Zeit“ (R 2).

Unterschiede zwischen Gott und Menschen.

D 36a Zu Riemer, 1. September 1810.

„Eigentlich ist es nur des Menschen, gerecht zu sein und Gerechtigkeit zu üben, denn die Götter lassen Alle gewähren, ihre Sonne scheinen über Gerechte und Ungerechte. Der

Mensch allein geht nach Würdigkeit, nach Verdienst aus. Es soll niemand genießen, was besser ist als er; er muß erst desselben wert, d. h. ihm gleich sein." [R 2.]

D 36b Zu Riemer, 9. August 1810.

„Gott nur ist moralisch; kein Mensch ist es vis à vis von sich, man ist es nur gegen Andere, denn niemand kann sich selbst subordinieren. Gott erzeigt uns die Ehre, uns für etwas gelten zu lassen, und nur im Fall der höchsten Not sich der Subordinierung zu entziehen, um sich selbst zu erhalten." [R 2.]

D 36c Zu Riemer, im September 1809.

„Die mittleren, d. h. die indifferenten Zustände sind für einen Gott oder ein Tier. Die Extreme Haß und Liebe, Sieg oder Tod, Herrschaft oder Unterwerfung sind nur für Menschen." [R 2.]

Vorsehung.

D 37 F. v. Müller, 12. August 1827.

Er sprach viel über Cannings Tod [am 8. August]:

Man hefte sich klügelnd bei solchen großen, folgereichen Vorfällen an die Einzelheiten vermeintlicher Ursachen. „Darin liegt es nicht: es mußte so kommen, wenn auch das Einzelne anders geschehen wäre."

Dieser Glaube an eine spezielle Vorsehung trat auch schon einst in seinem Parkgarten klar hervor, als er mir des Hofrats Vogel ärztliche Hilfe zu suchen anriet:

„Unser Leben kann sicherlich durch die Ärzte um keinen Tag verlängert werden; wir leben, solange es Gott bestimmt hat; aber es ist ein großer Unterschied, ob wir jämmerlich

wie arme Hunde leben oder wohl und frisch, und darauf vermag ein kluger Arzt viel." [M.]

Über Vorsehung vgl. B 25. (Mohammedanische Erziehung.) — Hofrat Vogel war Goethes letzter Arzt. — Über Canning vgl. G 34. — Über göttliche Führung als Idee im ,Wilhelm Meister' P 83.

Die Dämonen.

Vorbemerkung. Die Dämonen spielen in allen alten Religionen und Philosophien eine große Rolle. Man verstand verschiedenes darunter, in der Regel: Mittelwesen zwischen Gott und den Menschen. Wo man diese Mittelgeister in gute und böse schied, nannte man die ersteren gewöhnlich Genien, Engel usw. So versteht auch Goethe unter Dämonen gewöhnlich das unerwünscht Eingreifende; der gütige Geist ist ihm ein Genius: „Wen du nicht verlässest, Genius ..." oder: „Ich habe meinen Genius verehrt, daß er mich den Propheten [Lavater] nicht antreffen ließ". Jedoch betont er in ,Dichtung und Wahrheit' IV 20, wo er seine Dämonenlehre skizziert, daß das Dämonische nicht teuflisch sei. Aber es bilde eine „der moralischen Weltordnung wo nicht entgegengesetzte, doch sie durchkreuzende Macht, so daß man die eine für den Zettel, die andere für den Einschlag könnte gelten lassen".

D 38 Zu Eckermann, 24. März 1829.

„Je höher ein Mensch, desto mehr steht er unter dem Einfluß der Dämonen, und er muß nur immer aufpassen, daß sein leitender Wille nicht auf Abwege gerate.

So waltete bei meiner Bekanntschaft mit Schiller durchaus etwas Dämonisches ob; wir konnten früher, wir konnten später zusammengeführt werden; aber daß wir es gerade in der Epoche wurden, wo ich die italienische Reise hinter mir hatte und Schiller der philosophischen Spekulationen müde zu werden anfing, war von Bedeutung und für beide von größtem Erfolg." [E.]

D 39 Eckermann, 18. Februar 1831.

Goethe erzählte mir, daß seine ,Metamorphose der Pflanzen' mit Sorets Übersetzung gut vorrücke, und daß ihm bei der jetzigen nachträglichen Bearbeitung dieses Gegenstandes, besonders der Spirale, ganz unerwartet günstige Dinge von außen zu Hilfe kommen.

Goethe: „Wir beschäftigen uns, wie Sie wissen, mit dieser Übersetzung schon länger als seit einem Jahre, es sind tausend Hindernisse dazwischengetreten, das Unternehmen hat oft ganz widerwärtig gestockt, und ich habe es oft im stillen verwünscht. Nun aber komme ich in den Fall, alle diese Hindernisse zu verehren, indem im Laufe dieser Zögerungen außerhalb, bei anderen trefflichen Menschen, Dinge herangereift sind, die jetzt als das schönste Wasser auf meine Mühle mich über alle Begriffe weiter bringen und meine Arbeit einen Abschluß erlangen lassen, wie es vor einem Jahre nicht wäre denkbar gewesen. Dergleichen ist mir in meinem Leben öfter begegnet, und man kommt dahin, in solchen Fällen an eine höhere Einwirkung, an etwas Dämonisches zu glauben, das man anbetet, ohne sich anzumaßen, es weiter erklären zu wollen." [E.]

Spirale s. C 97.

D 40 Eckermann, 18. März 1831.

Goethe erzählte, daß er mit seiner neuen Ausgabe der ‚Metamorphose der Pflanzen' und Sorets immer besser gelingenden Übersetzung gut fortschreite.

Goethe: „Das Buch macht mir mehr Mühe, als ich dachte; auch bin ich anfangs fast wider Willen in das Unternehmen hereingezogen, allein es herrschte dabei etwas Dämonisches ob, dem nicht zu widerstehen war."

Eckermann: „Sie haben wohl getan, solchen Einwirkungen nachzugeben; denn das Dämonische scheint so mächtiger Natur zu sein, daß es am Ende doch recht behält."

Goethe: „Nur muß der Mensch auch wiederum gegen das Dämonische recht zu behalten suchen, und ich muß in gegenwärtigem Fall dahin trachten, durch allen Fleiß und Mühe meine Arbeit so gut zu machen, als in meinen Kräften steht und die Umstände es mir anbieten. Es ist in solchen Dingen wie mit dem Spiel, was die Franzosen Codille nennen, wobei zwar die geworfenen Würfel viel entscheiden, allein wo es der Klugheit des Spielenden überlassen bleibt, nun auch die Steine im Brett geschickt zu setzen." [E.]

Codille ist ein Spiel im Lhombre, wo der Spieler, der das Spiel angesagt und nicht die nötigen Stiche bekommen hat, nun das Spiel fortsetzt, indem er das Doppelte einsetzt. Also eine Art, durch gesteigerte Anstrengung gegen die Dämonen standhalten. Eckermann scheint dies Kartenspiel mit dem Würfel- und Brettspiel Tokkadille verwechselt zu haben.

— — —

D 41 Eckermann, 30. März 1831.

Wir reden wieder über das Dämonische.

„Es wirft sich gern an bedeutende Figuren," sagte Goethe; „auch wählt es sich gern etwas dunkle Zeiten. In einer klaren prosaischen Stadt wie Berlin fände es kaum Gelegenheit, sich zu manifestieren." [E.]

— — —

D 42 Eckermann, 2. März 1831.

Goethe: „Das Dämonische ist dasjenige, was durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen ist. In meiner Natur liegt es nicht, aber ich bin ihm unterworfen."

Eckermann: „Napoleon scheint dämonischer Art gewesen zu sein."

Goethe: „Er war es durchaus im höchsten Grade, so daß kaum ein anderer ihm zu vergleichen ist. Auch der verstorbene Großherzog war eine dämonische Natur, voll unbegrenzter Tatkraft und Unruhe, so daß sein eigenes Reich ihm zu klein war und das größte ihm zu klein gewesen wäre. Dämonische Wesen solcher Art rechneten die Griechen unter die Halbgötter."

Eckermann: „Erscheint nicht auch das Dämonische in den Begebenheiten?"

Goethe: „Ganz besonders, und zwar in allen, die wir durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen vermögen. Überhaupt manifestiert es sich auf die verschiedenste Weise in der ganzen Natur, in der unsichtbaren wie in der sichtbaren. Manche Geschöpfe sind ganz dämonischer Art, in manchen sind Teile von ihm wirksam."

Eckermann: „Hat nicht auch der Mephistopheles dämonische Züge?"

Goethe: „Nein! Der Mephistopheles ist ein viel zu negatives Wesen! Das Dämonische aber äußert sich in einer durchaus positiven Tatkraft.

Unter den Künstlern findet es sich mehr bei Musikern, weniger bei Malern. Bei Paganini zeigt es sich im hohen Grade, wodurch er denn auch so große Wirkungen hervorbringt." [E.]

D 43 Eckermann, 8. März 1831.

Goethe: „In der Poesie ist durchaus etwas Dämonisches, und zwar vorzüglich in der unbewußten, bei der aller Verstand und alle Vernunft zu kurz kommt und die daher auch so über alle Begriffe wirkt.

Desgleichen ist es in der Musik im höchsten Grade, denn sie steht so hoch, daß kein Verstand ihr beikommen kann, und es geht von ihr eine Wirkung aus, die alles beherrscht und von der niemand imstande ist, sich Rechenschaft zu geben. Der religiöse Kultus kann sie daher auch nicht entbehren; sie ist eins der ersten Mittel, um auf die Menschen wunderbar zu wirken.

So wirft sich auch das Dämonische gern in bedeutende Individuen, vorzüglich wenn sie eine hohe Stellung haben, wie Friedrich und Peter der Große. Beim verstorbenen Großherzog war es in dem Grade, daß niemand ihm widerstehen konnte. Er übte auf die Menschen eine Anziehung durch seine ruhige Gegenwart, ohne daß er sich eben gütig und freundlich zu erweisen brauchte. Alles, was ich auf seinen Rat unternahm, glückte mir, so daß ich in Fällen, wo mein Verstand und meine Vernunft nicht hinreichte, ihn nur zu fragen brauchte, was zu tun sei, wo er es dann instinktmäßig aussprach und ich immer im voraus eines guten Erfolgs gewiß sein konnte. Ihm wäre zu gönnen gewesen, daß er sich meiner Ideen und höheren Bestrebungen hätte bemächtigen können; denn wenn ihn der dämonische Geist verließ und nur das Menschliche zurückblieb, so wußte er mit sich nichts anzufangen und er war übel daran.

Auch in Byron mag das Dämonische in hohem Grade wirksam gewesen sein, weshalb er auch die Attraktiva in großer Masse besessen, so daß ihm denn besonders die Frauen nicht haben widerstehen können."

Eckermann: „In die Idee vom Göttlichen scheint die wirkende Kraft, die wir das Dämonische nennen, nicht einzugehen."

Goethe: „Liebes Kind, was wissen wir denn von der Idee des Göttlichen? Und was wollen denn unsere engen Begriffe vom höchsten Wesen sagen! Wollte ich es, gleich einem Türken, mit hundert Namen nennen, so würde ich doch noch zu kurz kommen und im Vergleich so grenzenloser Eigenschaften noch nichts gesagt haben!" [E.]

Feindliche Wendung der Dämonen.

D 44 Eckermann, 11. März 1828.

Wir verweilten bei Lord Byron, und es kamen die mancherlei Unfälle zur Erwähnung, die sein späteres Leben getrübt, bis zuletzt ein zwar edles Wollen, aber ein unseliges Geschick ihn nach Griechenland geführt und vollends zugrunde gerichtet.

Goethe: „Überhaupt werden Sie finden, daß im mittleren Leben eines Menschen häufig eine Wendung eintritt, und daß, wie ihn in seiner Jugend alles begünstigte und alles ihm glückte, nun mit einem Mal alles ganz anders wird und ein Unfall und ein Mißgeschick sich auf das andere häuft.

Wissen Sie aber, wie ich es mir denke? — Der Mensch muß wieder ruiniert werden! Jeder außerordentliche Mensch hat eine gewisse Sendung, die er zu vollführen berufen ist. Hat er sie vollbracht, so ist er auf Erden in dieser Gestalt nicht weiter vonnöten, und die Vorsehung verwendet ihn wieder zu etwas anderem. Da aber hienieden alles auf natürlichem Wege geschieht, so stellen ihm die Dämonen ein Bein nach dem anderen, bis er zuletzt unterliegt. So ging es Napoleon und vielen Anderen; Mozart starb in seinem sechsunddreißigsten Jahre, Raphael in gleichem Alter, Byron nur um weniges älter. Alle aber hatten ihre Mission auf

das vollkommenste erfüllt, und es war wohl Zeit, daß sie gingen, damit auch anderen Leuten in dieser auf eine lange Dauer berechneten Welt noch etwas zu tun übrig bliebe.“ [E.]

D 45 Zu Eckermann, 6. Dezember 1827.

„Wenn man alt ist, denkt man über die weltlichen Dinge anders, als da man jung war. So kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß die Dämonen, um die Menschheit zu necken und zum besten zu haben, mitunter einzelne Figuren hinstellen, die so anlockend sind, daß jeder nach ihnen strebt, und so groß, daß niemand sie erreicht. So stellten sie den Raphael hin, bei dem Denken und Tun gleich vollkommen war; einzelne treffliche Nachkommen haben sich ihm genähert, aber erreicht hat ihn niemand. So stellten sie den Mozart hin als etwas Unerreichbares in der Musik. Und so in der Poesie Shakespeare. Ich weiß, was Sie mir gegen diesen sagen können, aber ich meine nur das Naturell, das große Angeborene der Natur. So steht Napoleon unerreichbar da. Daß die Russen sich gemäßigt haben und nicht nach Konstantinopel hineingegangen sind, ist zwar sehr groß, aber auch ein solcher Zug findet sich in Napoleon, denn auch er hat sich gemäßigt und ist nicht nach Rom gegangen.“ [E.]

Hemmende Kraft der Dämonen.

D 46 Zu Eckermann, 23. Oktober 1828.

Im Schmerz über Karl Augusts Tod und im Gedenken, wie solche großen Menschen bei längerem Leben die Menschheit vorwärts bringen könnten.

Goethe: „Aber wissen Sie was? Die Welt soll nicht so rasch zum Ziele, als wir denken und wünschen. Immer sind die retardierenden Dämonen da, die überall dazwischen- und überall entgegentreten, so daß es zwar im ganzen vorwärts geht, aber sehr langsam. Leben Sie nur fort, und Sie werden schon finden, daß ich recht habe!“

Eckermann: „Die Entwicklung der Menschheit scheint auf Jahrtausende angelegt.“

Goethe: „Wer weiß, vielleicht auf Millionen! Aber laß die Menschheit dauern, so lange sie will, es wird ihr nie an Hindernissen fehlen, die ihr zu schaffen machen, und nie an allerlei Not, damit sie ihre Kräfte entwickle. Klüger und einsichtiger wird sie werden, aber besser, glücklicher und tatkräftiger nicht oder doch nur auf Epochen. Ich sehe die Zeit kommen, wo Gott keine Freude mehr an ihr hat und er abermals alles zusammenschlagen muß zu einer verjüngten Schöpfung. Ich bin gewiß, es ist alles danach angelegt und es steht in der fernen Zukunft schon Zeit und Stunde fest, wann diese Verjüngungsepoche eintritt. Aber bis dahin hat es sicher noch gute Weile, und wir können noch Jahrtausende und aber Jahrtausende auf dieser lieben alten Fläche, wie sie ist, allerlei Spaß haben." [E.]

Schicksal der Menschheit.

D 47 Mit H. Luden, 19. August 1806.

Man sprach über den Wert der Geschichte.

Goethe: „Wenn Sie auch alle Quellen zu durchforschen vermöchten, was würden Sie finden? Nichts anderes als eine große Wahrheit, die längst entdeckt ist, und deren Bestätigung man nicht weit zu suchen braucht; die Wahrheit nämlich, daß es zu allen Zeiten und in allen Ländern miserabel gewesen ist. Die Menschen haben sich stets geängstigt und geplagt, sie haben sich untereinander gequält und gemartert, sie haben sich und Anderen das bißchen Leben sauer gemacht und die Schönheit der Welt und die Süßigkeit des Daseins, welche die schöne Welt ihnen darbietet, weder zu achten noch zu genießen vermocht. Nur wenigen ist es bequem und erfreulich geworden; die meisten haben wohl, wenn sie das Leben eine Zeitlang mitgemacht hatten, lieber hinausscheiden, als von neuem beginnen mögen. Was ihnen noch etwa einige Anhänglichkeit an das Leben gab oder gibt, das war und ist die Furcht vor dem Sterben. So ist es, so ist es

gewesen, so wird es wohl auch bleiben. Das ist nun einmal das Los der Menschen. Was brauchen wir weiter Zeugnis?"

Luden: „Ich kann unmöglich glauben, daß dieses Ew. Exzellenz eigene Meinung sei. Mir kommt vor, Mephistopheles habe abermals gesprochen. Wenn auch viele Menschen in alten und neuen Zeiten so gelebt haben mögen, so ist deswegen ein solches Leben noch nicht das Los der Menschen, und das Los der Menschen ist auch nicht das Schicksal der Menschheit.

Goethe: „Die Menschheit? Das ist ein Abstraktum! Es hat von jeher nur Menschen gegeben und wird nur Menschen geben."

Luden: „Das Wort bezeichnet, denke ich, den Menschengeist, wie derselbe sich in dem gesamten Leben der Menschen entwickelt und offenbart. Das Abstraktum muß daher von dem Leben der Menschen abstrahiert werden. Im Leben der einzelnen Menschen kann das Wesen und der Geist nicht erkannt werden, weil es unübersehbar ist; es ist nur zu erkennen im Leben der Völker, in den gesellschaftlichen Verhältnissen der Menschen. Wer den Geist eines Volkes erkennt, wie derselbe sich in dem Leben des Volkes gezeigt hat, der hat das Wesen des Lebens aller Menschen erkannt, die zu diesem Volke gehörten. Und der Gesamtgeist aller Völker ist die Menschheit."

Goethe: „Es ist mit den Völkern, wie mit den Menschen. Die Völker bestehen ja aus Menschen. Auch sie treten in's Leben, wie die Menschen, treiben's, etwas länger, in gleich wunderlicher Weise, und sterben gleichfalls entweder eines gewaltsamen Todes oder eines Todes vor Alter und Gebrechlichkeit. Die Gesamtnot und die Gesamtplage der Menschen ist eben die Not und die Plage der Völker." [L.]

Über Dämonen und gute Geister s. ferner A 9, B 23.

Das Fortleben nach dem Tode.

Seele und Leib.

D 48 Mit W. v. Humboldt, 3. Dezember 1808.

„Licht, wie es mit der Finsternis die Farbe wirkt, ist ein schönes Symbol der Seele, welche mit der Materie den Körper bildend belebt. So wie der Purpurglanz der Abend-

wolke schwindet und das Grau des Stoffes zurückbleibt, so ist das Sterben des Menschen. Es ist ein Entweichen, ein Erblassen des Seelenlichtes, das aus dem Stoffe weicht. Daher sehe ich keinen Toten. Alle meine gestorbenen Freunde sind mir so verblichen und verschwunden, und das Scheinbild von ihnen bleibt mir noch im Auge." [R 3.]

In R 2 steht ungefähr dasselbe, wie wenn es von Riemer wäre und mit Erwähnung der Daguerreotypie, die erst 1838 erfunden ist.

Rangordnungen der Seelen. Planeten für höhere Wesen.

D 49 Zu Falk, 25. Januar 1813.

Unser abgeschiedener Freund [Wieland] war der Hauptinhalt unsers Gespräches. Ohne im Gange desselben besonders auszuweichen, fragte ich bei irgendeinem Anlasse, wo Goethe die Fortdauer nach dem Tode, wie etwas, das sich von selbst verstehe, voraussetzte: „Und was glauben Sie wohl, daß Wielands Seele in diesen Augenblicken vornehmen möchte?"

Goethe: „Nichts Kleines, nichts Unwürdiges, nichts mit der sittlichen Größe, die er sein ganzes Leben hindurch behauptete, Unverträgliches. Aber, um nicht mißverstanden zu werden, da ich selber von diesen Dingen spreche, müßte ich wohl etwas weiter ausholen. Es ist etwas um ein achtzig Jahre hindurch so würdig und ehrenvoll geführtes Leben; es ist etwas um die Erlangung so geistig zarter Gesinnungen, wie sie in Wielands Seele so angenehm vorherrschten; es ist etwas um diesen Fleiß, um diese eiserne Beharrlichkeit und Ausdauer, worin er uns alle miteinander übertraf!"

Falk: „Möchten Sie ihm wohl einen Platz bei seinem Cicero anweisen, mit dem er sich noch bis an den Tod so fröhlich beschäftigte?"

Goethe: „Stört mich nicht, wenn ich dem Gange meiner Ideen eine vollständige und ruhige Entwickelung geben soll! Von Untergang solcher hohen Seelenkräfte kann in der Natur niemals und unter keinen Umständen die Rede sein; so ver-

schwenderisch behandelt sie ihre Kapitalien nie. Wielands Seele ist von Natur ein Schatz, ein wahres Kleinod. Dazu kommt, daß sein langes Leben diese geistig schönen Anlagen nicht verringert, sondern vergrößert hat. Noch einmal: bedenkt mir sorgsam diesen Umstand! Raffael war kaum in den dreißigen, Kepler kaum einige vierzig, als beide ihrem Leben plötzlich ein Ende machten, indes Wieland —"

Falk: „Wie? Sprechen Sie doch vom Sterben, als ob es ein Akt von Selbständigkeit wäre?"

Goethe: „Das erlaube ich mir öfters und wenn es Ihnen anders gefällt, so will ich Ihnen darüber auch von Grund aus, weil es mir in diesem Augenblicke erlaubt ist, meine Gedanken sagen.

Sie wissen längst, daß Ideen, die eines festen Fundaments in der Sinnenwelt entbehren, bei all ihrem übrigen Werte für mich keine Überzeugung mit sich führen, weil ich der Natur gegenüber wissen, nicht aber bloß vermuten und glauben will. Was nun die persönliche Fortdauer unserer Seele nach dem Tode betrifft, so ist es damit auf meinem Wege also beschaffen: sie steht keineswegs mit den vieljährigen Beobachtungen, die ich über die Beschaffenheit unserer und aller Wesen in der Natur angestellt, im Widerspruch; im Gegenteil, sie geht sogar aus denselben mit neuer Beweiskraft hervor.

Wie viel aber, oder wie wenig von dieser Persönlichkeit übrigens verdient, daß es fortdaure, ist eine andere Frage und ein Punkt, den wir Gott überlassen müssen. Vorläufig will ich nur dieses zuerst bemerken: ich nehme verschiedene Klassen und Rangordnungen der letzten Urbestandteile aller Wesen an, gleichsam der Anfangspunkte aller Erscheinungen in der Natur, die ich Seelen nennen möchte, weil von ihnen die Beseelung des Ganzen ausgeht, oder noch lieber Monaden — lassen Sie uns immer diesen Leibnizischen Ausdruck beibehalten! Die Einfachheit des einfachsten Wesens auszudrücken, möchte es kaum einen bessern geben. — Nun sind einige von diesen Monaden oder Anfangspunkten, wie uns die Erfahrung zeigt,

so klein, so geringfügig, daß sie sich höchstens nur zu einem untergeordneten Dienst und Dasein eignen; andere dagegen sind gar stark und gewaltig. Die letzten pflegen daher alles, was sich ihnen naht, in ihren Kreis zu reißen und in ein ihnen Angehöriges, d. h. in einen Leib, in eine Pflanze, in ein Tier, oder noch höher herauf, in einen Stern zu verwandeln. Sie setzen dies so lange fort, bis die kleine oder große Welt, deren Intention geistig in ihnen liegt, auch nach außen leiblich zum Vorschein kommt. Nur die letzten möchte ich eigentlich Seelen nennen. Es folgt hieraus, daß es Weltmonaden, Weltseelen, wie Ameisenmonaden, Ameisenseelen gibt, und daß beide in ihrem Ursprunge, wo nicht völlig eins, doch im Urwesen verwandt sind.

Jede Sonne, jeder Planet trägt in sich eine höhere Intention, einen höhern Auftrag, vermöge dessen seine Entwicklungen ebenso regelmäßig und nach demselben Gesetze, wie die Entwickelungen eines Rosenstockes durch Blatt, Stiel und Krone, zustande kommen müssen. Mögen Sie dies eine Idee oder eine Monade nennen, wie Sie wollen, ich habe auch nichts dawider; genug, daß diese Intention unsichtbar und früher, als die sichtbare Entwickelung aus ihr in der Natur, vorhanden ist. Die Larven der Mittelzustände, welche diese Idee in den Übergängen vornimmt, dürfen uns dabei nicht irre machen. Es ist immer nur dieselbe Metamorphose oder Verwandlungsfähigkeit der Natur, die aus dem Blatte eine Blume, eine Rose, aus dem Ei eine Raupe und aus der Raupe einen Schmetterling heraufführt.

Übrigens gehorchen die niedern Monaden einer höhern, weil sie eben gehorchen müssen, nicht aber, daß es ihnen besonders zum Vergnügen gereichte. Es geht dieses auch im ganzen sehr natürlich zu. Betrachten wir z. B. diese Hand! Sie enthält Teile, welche der Hauptmonas, die sie gleich bei ihrer Entstehung unauflöslich an sich zu knüpfen wußte, jeden Augenblick zu Diensten stehen. Ich kann dieses oder jenes Musikstück vermittelst derselben abspielen; ich kann

meine Finger, wie ich will, auf den Tasten eines Klaviers umherfliegen lassen. So verschaffen sie mir allerdings einen geistig schönen Genuß; sie selbst aber sind taub, nur die Hauptmonas hört. Ich darf also voraussetzen, daß meiner Hand oder meinen Fingern wenig oder gar nichts an meinem Klavierspiele gelegen ist. Das Monadenspiel, wodurch ich mir ein Ergötzen bereite, kommt meinen Untergebenen wenig zugute, außer, daß ich sie vielleicht ein wenig ermüde. Wie weit besser stände es um ihr Sinnenvergnügen, könnten sie, wozu allerdings eine Anlage in ihnen vorhanden ist, anstatt auf den Tasten meines Klaviers müßig herumzufliegen, lieber als emsige Bienen auf den Wiesen umherschwärmen, auf einem Baume sitzen oder sich an dessen Blütenzweigen ergötzen!

Der Moment des Todes, der darum auch sehr gut eine Auflösung heißt, ist eben der, wo die regierende Hauptmonas alle ihre bisherigen Untergebenen ihres treuen Dienstes entläßt. Wie das Entstehen, so betrachte ich auch das Vergehen als einen selbständigen Akt dieser nach ihrem eigentlichen Wesen uns völlig unbekannten Hauptmonas.

Alle Monaden aber sind von Natur so unverwüstlich, daß sie ihre Tätigkeit im Moment der Auflösung sebst nicht einstellen oder verlieren, sondern noch in demselben Augenblicke wieder fortsetzen. So scheiden sie nur aus den alten Verhältnissen, um auf der Stelle wieder neue einzugehen. Bei diesem Wechsel kommt alles darauf an, wie mächtig die Intention sei, die in dieser oder jener Monas enthalten ist. Die Monas einer gebildeten Menschenseele und die eines Bibers, eines Vogels oder eines Fisches, das macht einen gewaltigen Unterschied. Und da stehen wir wieder an den Rangordnungen der Seelen, die wir gezwungen sind anzunehmen, sobald wir uns die Erscheinungen der Natur nur einigermaßen erklären wollen.

Swedenborg hat dies auf seine Weise versucht und bedient sich zur Darstellung seiner Ideen eines Bildes, das nicht glücklicher gewählt sein kann. Er vergleicht nämlich den

Aufenthalt, worin sich die Seelen befinden, mit einem in drei Hauptgemächer eingeteilten Raume, in dessen Mitte ein großer befindlich ist. Nun wollen wir annehmen, daß aus diesen verschiedenen Gemächern sich auch verschiedene Kreaturen, z. B. Fische, Vögel, Hunde, Katzen, in den großen Saal begeben; eine freilich sehr gemengte Gesellschaft! Was wird davon die unmittelbare Folge sein? Das Vergnügen, beisammen zu sein, wird bald genug aufhören; aus den einander so heftig entgegengesetzten Neigungen wird sich ein ebenso heftiger Krieg entspinnen; am Ende wird sich das Gleiche zum Gleichen, die Fische zu den Fischen, die Vögel zu den Vögeln, die Hunde zu den Hunden, die Katzen zu den Katzen gesellen, und jede von diesen besondern Gattungen wird auch, wo möglich, ein besonderes Gemach einzunehmen suchen. Da haben wir völlig die Geschichte von unsern Monaden nach ihrem irdischen Ableben. Jede Monade geht, wo sie hingehört: in's Wasser, in die Luft, in die Erde, in's Feuer, in die Sterne. Ja, der geheime Zug, der sie dahin führt, enthält zugleich das Geheimnis ihrer zukünftigen Bestimmung.

An eine Vernichtung ist gar nicht zu denken; aber von irgendeiner mächtigen und dabei gemeinen Monas unterwegs angehalten und ihr untergeordnet zu werden, diese Gefahr hat allerdings etwas Bedenkliches, und die Furcht davor wüßte ich auf dem Wege einer bloßen Naturbetrachtung meinesteils nicht ganz zu beseitigen."

Indem ließ sich ein Hund auf der Straße mit seinem Gebell zu wiederholten Malen vernehmen. Goethe, der von Natur eine Antipathie wider alle Hunde besitzt, fuhr mit Heftigkeit an's Fenster und rief ihm entgegen: „Stelle dich, wie du willst, Larve! mich sollst du doch nicht unterkriegen!" Höchst befremdend für den, der den Zusammenhang Goethescher Ideen nicht kennt; für den aber, der damit bekannt ist, ein humoristischer Einfall, der eben am rechten Orte war.

„Dies niedrige Weltgesindel", nahm er nach einer Pause und etwas beruhigter wieder das Wort, „pflegt sich über die Maßen breit zu machen; es ist ein wahres Monadenpack, womit wir in diesem Planetenwinkel zusammengeraten sind, und möchte wenig Ehre von dieser Gesellschaft, wenn sie auf andern Planeten davon hörten, für uns zu erwarten sein."

Ich fragte weiter: ob er wohl glaube, daß die Übergänge aus diesen Zuständen für die Monaden selbst mit Bewußtsein verbunden wären?

Goethe: „Daß es einen allgemeinen historischen Überblick, sowie daß es höhere Naturen, als wir selbst, unter den Monaden geben könne, will ich nicht in Abrede sein. Die Intention einer Weltmonade kann und wird manches aus dem dunkeln Schoße ihrer Erinnerung hervorbringen, das wie Weissagung aussieht und doch im Grunde nur dunkle Erinnerung eines abgelaufenen Zustandes, folglich Gedächtnis ist; völlig wie das menschliche Genie die Gesetztafeln über die Entstehung des Weltalls entdeckte, nicht durch trockne Anstrengung, sondern durch einen in's Dunkel fallenden Blitz der Erinnerung, weil es bei deren Abfassung selbst zugegen war. Es würde vermessen sein, solchen Aufblitzen im Gedächtnis höherer Geister ein Ziel zu setzen, oder den Grad, in welchem sich diese Erleuchtung halten müßte, zu bestimmen. So im allgemeinen und historisch gefaßt, finde ich in der Fortdauer von Persönlichkeit einer Weltmonas durchaus nichts Undenkbares.

Was uns selbst zunächst betrifft, so scheint es fast, als ob die von uns früher durchgangenen Zustände dieses Planeten im ganzen zu unbedeutend und zu mittelmäßig seien, als daß vieles daraus in den Augen der Natur einer zweiten Erinnerung wert gewesen wäre. Selbst unser jetziger Zustand möchte einer großen Auswahl bedürfen, und unsere Hauptmonas wird ihn wohl ebenfalls künftig einmal summarisch, d. h. in einigen großen historischen Hauptpunkten zusammenfassen."

Diese Äußerung Goethes rief mir etwas Ähnliches, was Herder einst im größten Unmut zu mir sagte, auf's neue in die Seele zurück: „Wir stehen jetzt auf St. Petri-Pauls-Kirchhofe gegeneinander, und ich hoffe, wir werden vielleicht auf dem Uranus uns ebenso einander gegenüberstehen; aber verhüte Gott, daß ich die Geschichte z. B. meines hiesigen Aufenthaltes in diesen unten an der Ilm gelegenen Straßen mit allen möglichen Details mit in jene Welt hinübernehmen sollte! Ich meinerseits würde ein solches Geschenk als die größte Qual und Strafe betrachten."

Goethe: „Wollen wir uns einmal auf Vermutungen einlassen, so sehe ich wirklich nicht ab, was die Monade, welcher

wir Wielands Erscheinung auf unserm Planeten verdanken, abhalten sollte, in ihrem neuen Zustande die höchsten Verbindungen dieses Weltalls einzugehen. Durch ihren Fleiß, durch ihren Eifer, durch ihren Geist, womit sie so viele weltgeschichtliche Zustände in sich aufnahm, ist sie zu allem berechtigt.

Ich würde mich so wenig wundern, daß ich es sogar meinen Ansichten völlig gemäß finden müßte, wenn ich einst diesem Wieland als einer Weltmonade, als einem Stern erster Größe, nach Jahrtausenden wieder begegnete und sähe und Zeuge davon wäre, wie er mit seinem lieblichen Lichte alles, was ihm irgend nahe käme, erquickte und aufheiterte. Wahrlich, das nebelartige Wesen irgendeines Kometen in Licht und Klarheit zu verfassen, das wäre wohl für die Monas unsers Wielands eine erfreuliche Aufgabe zu nennen, wie denn überhaupt, sobald man die Ewigkeit dieses Weltzustandes denkt, sich für Monaden durchaus keine andre Bestimmung annehmen läßt, als daß sie ewig auch ihrerseits an den Freuden der Götter als selig mitschaffende Kräfte teilnehmen.

Das Werden der Schöpfung ist ihnen anvertraut. Gerufen oder ungerufen, sie kommen von selbst auf allen Wegen, von allen Bergen, aus allen Meeren, von allen Sternen: wer mag sie aufhalten? Ich bin gewiß, wie Sie mich hier sehen, schon tausendmal dagewesen und hoffe wohl noch tausendmal wiederzukommen."

Falk: „Um Verzeihung, ich weiß nicht, ob ich eine Wiederkunft ohne Bewußtsein eine Wiederkunft nennen möchte! Denn wieder kommt nur derjenige, welcher weiß, daß er zuvor dagewesen ist. Auch Ihnen sind bei Betrachtungen der Natur glänzende Erinnerungen und Lichtpunkte aus Weltzuständen aufgegangen, bei welchen Ihre Monas vielleicht selbsttätig zugegen war; aber alles dieses steht doch nur auf einem Vielleicht! Ich wollte doch lieber, daß wir über so wichtige Dinge eine größere Gewißheit zu erlangen imstande wären, als die wir uns durch Ahnungen und jene Blitze des Genius verschaffen, welche zuweilen den dunkeln Abgrund der Schöpfung erleuchten. Sollten wir unserm Ziele nicht näher gelangen, wenn wir eine liebende Hauptmonas im Mittelpunkte der Schöpfung voraussetzten, die sich aller untergeordneten Monaden dieses ganzen Welt-

alls auf dieselbe Art und Weise bediente, wie sich unsre Seele der ihr zum Dienste untergebenen geringern Monaden bedient?".

Goethe: „Ich habe gegen diese Vorstellung, als Glauben betrachtet, nichts; nur pflege ich auf Ideen, denen keine sinnliche Wahrnehmung zugrunde liegt, keinen ausschließenden Wert zu legen. Ja, wenn wir unser Gehirn und den Zusammenhang desselben mit dem Uranus und die tausendfältigen einander durchkreuzenden Fäden kennten, worauf der Gedanke hin und her läuft! So aber werden wir der Gedankenblitze immer dann erst inne, wann sie einschlagen. Wir kennen nur Ganglien, Gehirnknoten; vom Wesen des Gehirns selbst wissen wir soviel als gar nichts. Was wollen wir denn also von Gott wissen? Man hat es Diderot sehr verdacht, daß er irgendwo gesagt: Wenn Gott noch nicht ist, so wird er vielleicht noch. Gar wohl lassen sich aber nach meinen Ansichten von der Natur und ihren Gesetzen Planeten denken, aus welchen die höhern Monaden bereits ihren Abzug genommen, oder wo ihnen das Wort noch gar nicht vergönnt ist. Es gehört eine Konstellation dazu, die nicht alle Tage zu haben ist, daß das Wasser weicht und daß die Erde trocken wird. So gut wie es Menschenplaneten gibt, kann es auch Fischplaneten und Vogelplaneten geben.

Ich habe in einer unserer früheren Unterhaltungen den Menschen das erste Gespräch genannt, das die Natur mit Gott hält. Ich zweifle gar nicht, daß dies Gespräch auf andern Planeten viel höher, tiefer und verständiger gehalten werden kann. Uns gehen vorderhand tausend Kenntnisse dazu ab. Das erste gleich, was uns mangelt, ist die Selbstkenntnis; nach dieser kommen alle übrigen. Streng genommen kann ich von Gott doch weiter nichts wissen, als wozu mich der ziemlich beschränkte Gesichtskreis von sinnlichen Wahrnehmungen auf diesem Planeten berechtigt, und das ist in allen Stücken wenig genug.

Damit ist aber keineswegs gesagt, daß durch diese Beschränkung unserer Naturbetrachtungen auch dem Glauben Schranken gesetzt wären. Im Gegenteil kann, bei der

Unmittelbarkeit göttlicher Gefühle in uns, der Fall gar leicht eintreten, daß das Wissen als Stückwerk besonders auf einem Planeten erscheinen muß, der, aus seinem ganzen Zusammenhange mit der Sonne herausgerissen, alle und jede Betrachtung unvollkommen läßt, die eben darum erst durch den Glauben ihre vollständige Ergänzung erhält. Schon bei Gelegenheit der Farbenlehre habe ich bemerkt, daß es Urphänomene gibt, die wir in ihrer göttlichen Einfalt durch unnütze Versuche nicht stören und beeinträchtigen, sondern der Vernunft und dem Glauben übergeben sollen.

Versuchen wir von beiden Seiten mutig vorzudringen, nur halten wir zugleich die Grenzen streng auseinander! Beweisen wir nicht, was durchaus nicht zu beweisen ist! Wir werden sonst nur früh oder spät in unserm sogenannten Wissenswerk unsere eigne Mangelhaftigkeit bei der Nachwelt zur Schau tragen. Wo das Wissen genügt, bedürfen wir freilich des Glaubens nicht; wo aber das Wissen seine Kraft nicht bewährt oder ungenügend erscheint, sollen wir auch dem Glauben seine Rechte nicht streitig machen. Sobald man nur von dem Grundsatz ausgeht, daß Wissen und Glauben nicht dazu da sind, um einander aufzuheben, sondern um einander zu ergänzen, so wird schon überall das Rechte ausgemittelt werden." [F.]

Riemer hat die Richtigkeit dieses Gesprächs bezweifelt, hält z. B. die Episode mit dem Hunde für erfunden. Aber Riemer haßte Falk; uns kommt der Inhalt des Gesprächs durchaus goethisch vor. Merkwürdig ist die gleichfalls von Falk berichtete Äußerung, daß Wieland, Schiller und Goethe selber noch fortzuleben hätten, Heinrich Meyer jedoch nicht. Vgl. unter Q 67. — Zu „Sterben, als ob es ein Akt von Selbständigkeit wäre": Goethe schreibt in dem Aufsatze ‚Zu Schillers und Ifflands Andenken' (1815): „Schiller hingegen entzog sich am 9. Mai der Welt und seinen Freunden".

Vormaliges Leben.

D 50 Boisserée, 11. August 1815.

Goethes Vorliebe für das Römische wurde ausgesprochen; er habe gewiß schon einmal unter Hadrian gelebt. Alles Römische ziehe ihn unwillkürlich an. Dieser große Verstand, diese Ordnung in allen Dingen sage ihm zu, das Griechische nicht so. Ich sei gewiß auch schon einmal da gewesen im 15. Jahrhundert.

Ich lehne es ab und spaße über diesen Wahn: wenigstens müsse es noch früher gewesen sein. Doch sei mir der Gedanke nicht neu; ich habe schon Wallraf im Jahr 1811, als die Helwig in Köln gewesen, damit aufgezogen, daß seine Verliebtheiten in die Stadt und in die Agrippina die Folgen einer alten Liebschaft zu dieser Kaiserin sein müßten, die jetzt nach der Seelenwanderung unbewußt in ihm wieder erwache. Endlich sei mir über mich selbst schon dergleichen Wahn durch den Kopf gefahren, als ich im vorigen Sommer die Geburtsstadt von Eyck besucht und zugleich die meines Vaters, nur zwei Stunden davon. Die Großmutter väterlicher Seite und der Großonkel stammen von Tongern, die Großmutter mütterlicher Seite von Köln; wer könne wissen, was da für Blutsverwandtschaft und Zusammenhang mit Meister Eyck und dem Baumeister des Doms sich denken ließe! Ich schäme mich aber dessen als närrischer, abergläubischer Einbildung und hätte es noch keinem erzählt; aber als eine Schwachheit gestehe ich es gern und lasse es gelten.

„Ja, nun", sagte Goethe, „lobe ich Euch! Ihr seid gescheiter, als Ihr wißt. So hat doch Eure Sache Fug und Schick! Und durch die Zuziehung der Ahnen kommt es immer noch besser in's Klare." [B.]

Wallraf ist ein kölnischer Gelehrter, der von 1748—1824 lebte und aus dessen Sammlungen das kölnische Museum hervorging. Boisserée, gleichfalls Kölner, trat ihm als Jüngling nahe, weil er ähnliche Neigungen hatte. — Agrippina: gemeint die 16 n. Chr. in Köln geborene Julia Agrippina, Gemahlin des Kaisers Claudius und Mutter des Nero; nach ihr wurde ihr Geburtsort Colonia Agrippinensis genannt. — Die Helwig, Gattin eines schwedischen Generals, ist die als Dichterin bekannte, auch mit Schiller und Goethe befreundete ehemalige Amalie v. Imhof. — „Eure Sache": die völlige Hingabe der Brüder Boisserée, die von Haus aus Kaufleute waren, an die Sammlung alter niederrheinischer Gemälde und ihr Eifer für die Erhaltung und Wiederherstellung des Kölner Domes.

Der Geist Karl Augusts.

D 51 Zu F. v. Müller, 22. Februar 1830.

„Gewiß, wo auch sein Geist im Weltall seine Rolle gefunden, er wird dort seine Leute wieder gut zu plagen wissen.“ [M.]

Die Kraft und Dauer der Entelechie.

D 52 Zu Eckermann, 1. September 1829.

„Ich zweifle nicht an unserer Fortdauer, denn die Natur kann die Entelechie nicht entbehren. Aber wir sind nicht auf gleiche Weise unsterblich, und um sich künftig als große Entelechie zu manifestieren, muß man auch eine sein.“ [E.]

Entelechie s. A 10 und D 53.

D 53 Zu Eckermann, 3. März 1830.

„Die Hartnäckigkeit des Individuums, und daß der Mensch abschüttelt, was ihm nicht gemäß ist, ist mir ein Beweis, daß so etwas [wie die Entelechie] existiere. Leibniz hat ähnliche Gedanken über solche selbständige Wesen gehabt, und zwar, was wir mit dem Ausdruck Entelechie bezeichnen, nannte er Monaden.“ [E.]

D 54 Eckermann, 2. Mai 1824.

Wir waren um das Gehölz, das Webicht, gefahren und bogen in der Nähe von Tiefurt in den Weg nach Weimar zurück, wo wir die untergehende Sonne im Anblick hatten. Goethe war eine Weile in Gedanken verloren, dann sprach er zu mir die Worte eines Alten:

„Untergehend sogar ist's immer dieselbige Sonne.“

„Wenn einer fünfundsiebzig Jahre alt ist,“ fuhr er darauf mit großer Heiterkeit fort, „kann es nicht fehlen, daß er mitunter an den Tod denke. Mich läßt dieser Gedanke in

völliger Ruhe, denn ich habe die feste Überzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur; es ist ein Fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit. Es ist der Sonne ähnlich, die bloß unseren irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet." [E.]

Der Vers ist von einem griechischen Dichter Nonnus, der um 400 n. Chr. lebte.

Fortleben zur Fortsetzung der Tätigkeit.

D 55 Zu Eckermann, 4. Februar 1829.

„Die Überzeugung unserer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriff der Tätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinem Geist nicht ferner auszuhalten vermag." [E.]

D 56 a Zu F. v. Müller, 26. Januar 1825.

„Ich muß gestehen, ich wüßte auch nichts mit der ewigen Seligkeit anzufangen, wenn sie mir nicht neue Aufgaben und Schwierigkeiten zu besiegen böte. Aber dafür ist wohl gesorgt; wir dürfen nur die Planeten und Sonnen anblicken: da wird es auch Nüsse genug zu knacken geben!" [M.]

D 56 b Zu Riemer, 13. Februar 1814.

„Lächerlicher Irrtum, daß wir glauben, wir sollten in andern Welten erst leisten, was bereits dort gegenwärtig schon geleistet wird! Etwa wie wenn Ameisen hofften, einst Bienen zu werden, da die Bienen bereits sind und aus sich selbst sich fortpflanzen." [R 2.]

Beweis der Unsterblichkeit.

D 57 Zu F. v. Müller, 15. Mai 1822.

„Den Beweis der Unsterblichkeit muß jeder in sich selbst tragen, außerdem kann er nicht gegeben werden. Wohl ist alles in der Natur Wechsel, aber hinter dem Wechselnden ruht ein Ewiges.“ [M.]

D 58 Zu F. v. Müller, Zeit unbekannt.

„Glaubt Ihr, ein Sarg könne mir imponieren? Kein tüchtiger Mensch läßt seiner Brust den Glauben an Unsterblichkeit rauben!“ [M 2.]

D 59 F. v. Müller, 19. Oktober 1823.

Goethe sprach sich bestimmt aus:

Es sei einem denkenden Wesen durchaus unmöglich, sich ein Nichtsein, ein Aufhören des Denkens und Lebens zu denken; insofern trage jeder den Beweis der Unsterblichkeit in sich selbst und ganz unwillkürlich. Aber sobald man objektiv aus sich heraustreten wolle, sobald man dogmatisch eine persönliche Fortdauer nachweisen, begreifen wolle, jene innere Wahrnehmung philisterhaft ausstaffiere, so verliere man sich in Widersprüche.

Was er über die Erzählungen der Frau Elise v. der Recke von ihrer Schwester Tode und persiflierend über ihre Hoffnung des Wiedersehens sprach, kam mir sehr lieblos und gemütlos vor und verwundete mich tief. Lebhaft trat es mir vor die Seele, daß man seine heiligsten Überzeugungen nicht von irgendeines Menschen und also auch nicht von Goethes Ansichten abhängig machen dürfe. [M.]

Über Elise v. der Recke s. D 61 Anm. und A 19 Anm.

Die Philosophen und der Volksaberglaube über das Fortleben.

D 60 F. v. Müller, 20. Februar 1821.

Nach Coudrays Weggange sprachen wir von Knebels ‚Lukrez‘:

Auf die religiösen Ansichten des Lukrez dürfe man sich gar nicht einlassen; seine Naturanschauung dagegen sei grandios, geistreich, erhaben; diese sei zu preisen; wie er hingegen über die letzten Gründe der Dinge gedacht, gleichgültig. Es habe schon damals eine gewaltige Furcht vor dem Zustande nach dem Tode in den Köpfen der Menschen gespukt, ähnlich dem Fegfeuerglauben bigotter Katholiken; Lukrez sei, dadurch ergrimmt, in das Extrem verfallen, von dieser Furcht durch seine Vernichtungslehre mit einem Male heilen zu wollen. Man spüre durch das ganze Lehrgedicht einen finsteren, ingrimmigen Geist wandeln, der sich durchaus über die Erbärmlichkeit seiner Zeitgenossen erheben wolle. So sei es immer gewesen, auch bei Spinoza und anderen Ketzern. Wären die Menschen en masse nicht so erbärmlich, so hätten die Philosophen nicht nötig, im Gegensatz so absurd zu sein! Lukrez komme ihm in seinen abstrusen Lehrsätzen immer wie Friedrich II. vor, als dieser in der Schlacht von Collin seinen Grenadieren, die eine Batterie zu attackieren zauderten, zurief: Ihr Hunde, wollt ihr denn ewig leben? [M.]

Lukretius lebte von 95—52 v. Chr. Hier ist sein Lehrgedicht ‚De rerum natura‘ gemeint.

Die Beschäftigung mit Unsterblichkeitsideen.

D 61 Zu Eckermann, 25. Februar 1824.

„Ich habe von Tiedges ‚Urania‘ nicht wenig auszustehen gehabt; denn es gab eine Zeit, wo nichts gesungen und nichts deklamiert wurde als die ‚Urania‘. Wo man hinkam, fand man die ‚Urania‘ auf allen Tischen; die ‚Urania‘ und die

Unsterblichkeit war der Gegenstand jeder Unterhaltung. Ich möchte keineswegs das Glück entbehren, an eine künftige Fortdauer zu glauben; ja ich möchte mit Lorenzo von Medici sagen, daß alle diejenigen auch für dieses Leben tot sind, die kein anderes hoffen; allein solche unbegreifliche Dinge liegen zu fern, um ein Gegenstand täglicher Betrachtung und gedankenzerstörender Spekulation zu sein. Und ferner: wer eine Fortdauer glaubt, der sei glücklich im stillen, aber er hat nicht Ursache, sich darauf etwas einzubilden. Bei Gelegenheit von Tiedges ‚Urania‘ indes machte ich die Bemerkung, daß, eben wie der Adel, so auch die Frommen eine gewisse Aristokratie bilden. Ich fand dumme Weiber, die stolz waren, weil sie mit Tiedge an Unsterblichkeit glaubten, und ich mußte es leiden, daß manche mich über diesen Punkt auf eine sehr dünkelhafte Weise examinierte. Ich ärgerte sie aber, indem ich sagte: es könne mir ganz recht sein, wenn nach Ablauf dieses Lebens uns ein abermaliges beglücke; allein ich wolle mir ausbitten, daß mir drüben niemand von denen begegne, die hier daran geglaubt hätten. Denn sonst würde meine Plage erst recht angehen! Die Frommen würden um mich herumkommen und sagen: Haben wir nicht recht gehabt? Haben wir es nicht vorhergesagt? Ist es nicht eingetroffen? Und damit würde denn auch drüben der Langeweile kein Ende sein.

Die Beschäftigung mit Unsterblichkeitsideen ist für vornehme Stände und besonders für Frauenzimmer, die nichts zu tun haben. Ein tüchtiger Mensch aber, der schon hier etwas Ordentliches zu sein gedenkt und der daher täglich zu streben, zu kämpfen und zu wirken hat, läßt die künftige Welt auf sich beruhen und ist tätig und nützlich in dieser. Ferner sind Unsterblichkeitsgedanken für solche, die in Hinsicht auf Glück hier nicht zum besten weggekommen sind, und ich wollte wetten: wenn der gute Tiedge ein besseres Geschick hätte, so hätte er auch bessere Gedanken.“ [E.]

Tiedges didaktische Dichtung ‚Urania‘ erschien 1801 und hatte rasch einen großen Erfolg, besonders durch ihre lyrischen Partien,

die Himmel komponierte. T. wurde zuerst von Gleim, später von Elise v. der Recke, deren Gesellschafter und Reisebegleiter er lange Zeit war, unterstützt. — Über Fortdauer nach dem Tode s. ferner B 3 („letzte Verwandlung, wo wir noch nicht wissen, wie wir sein werden").

Das Geglaubte als Werk der Gläubigen.

Früher Götter, jetzt Begriffe.

D 62 Zu Riemer, 10. Mai 1806.

„Die früheren Jahrhunderte hatten ihre Ideen in Anschauungen der Phantasie; unseres bringt sie in Begriffe. Die großen Ansichten des Lebens waren damals in Gestalten, in Götter gebracht, heutzutage bringt man sie in Begriffe. Dort war die Produktionskraft größer, heute die Zerstörungskraft oder die Scheidekunst." [R 2.]

Demokratie und Unglaube.

D 63 Zu Riemer, zwischen 1804 und 1812.

Das Gespräch ging aus von der antiken Demokratie und der griechischen Komödie, wo auch das Höchste herabgezogen werde.

„Was der Mensch als Gott verehrt, ist sein eigenes Innere herausgekehrt. Erkennt er Würde, sucht er Würde, so verehrt er sie auch außer sich.

Zur Zeit, als es noch Könige gab, gab es auch noch Götter. Als Volksregiment schaltete, gab es keine persönliche Würde, nur Würde der Stelle. Und so kamen auch die Götter in Décadence. Sie mußten sich gefallen lassen, daß man mit ihnen umsprang wie mit Menschen. Es war die Egalisierung bis in den Himmel gedrungen." [R.]

In einem Gespräche mit Falk führte G. aus, daß ebenso die philosophischen Systeme aus den Kräften und Bedürfnissen ihrer Urheber zu erklären seien. S. C 28. — Vgl. über norddeutsche sentimentale Religion A 19, D 61.

Glauben, Zweifel, Verneinung, Aufklärung.

Gottvertrauen die Grundlage der Religion.

D 64 Zu F. v. Müller, 28. März 1819.

„Zuversicht und Ergebung sind die echten Grundlagen jeder besseren Religion und die Unterordnung unter einen höheren, die Ereignisse ordnenden Willen, den wir nicht begreifen, eben weil er höher als unsere Vernunft und unser Verstand ist. Der Islam und die reformierte Religion sind sich hierin am ähnlichsten." [M.]

Kraft durch Glauben.

D 65 Eckermann, 12. Februar 1831.

Ich gedenke eines Bildes, das Goethe mir in diesen Tagen zeigte, wo Christus auf dem Meere wandelt und Petrus, ihm auf den Wellen entgegenkommend, in einem Augenblick anwandelnder Mutlosigkeit sogleich einzusinken anfängt.

Goethe: „Es ist dies eine der schönsten Legenden, die ich vor allen lieb habe. Es ist darin die hohe Lehre ausgesprochen, daß der Mensch durch Glauben und frischen Mut im schwierigsten Unternehmen siegen werde, dagegen bei anwandelndem geringsten Zweifel sogleich verloren sei." [E.]

Das Vorbild von Franke und Falk.

D 66a F. v. Müller, 22. Mai 1822.

Er erzählte mir von Coudrays Mitteilungen über die Pläne zu den neuen Schulgebäuden hier und zu Eisenach lebhaft teilnehmend, als an einem höchst würdigen, sinnvollen Unternehmen:

„Habt nur Glauben daran, so wird das Geld dazu nicht fehlen! Wie wäre Franke in Halle zu seinem Waisen-

hause, wie Falk hier zu seinem jetzigen Gebäude gekommen ohne Glauben? Haben sie nicht aus allen Ecken zusammengeklaubt?" [M.]

Über Coudray s. Q 77. — Falk und Franke waren Anfänger der evangelisch-christlichen Liebes- und Erziehungswerke, die man seit Wichern ‚Innere Mission' nennt. Falk (1770—1826) war ursprünglich Literat satirischer Richtung; in der Franzosenzeit wandelte er sich zum Versorger verlassener Kinder um. Sein „jetziges Gebäude" erbaute er selber mit seinen Waisenknaben, fast ohne jede Hilfe. August Hermann Franke lebte 1663—1727. Er begründete 1698 das Waisenhaus zu Halle ohne alle Mittel; daran schlossen sich später die übrigen „Frankeschen Stiftungen".

Vernunftkultur der Frommen.

D 66 b Zu Riemer, 26. September 1807.

„Vernunftkultur haben am Ende einzig nur die Frommen. Bei Andern gewinnt zuletzt der Verstand doch die Oberhand, daß man das Höchste zu irdischen Zwecken benutzt. Eine sinnlich-verständige Kultur, wie z. B. Wedgwoods, ist auch schätzbar und schätzbarer als diese." [R 2.]

Josiah Wedgwood (1731—1795), Sohn eines Töpfers in der englischen Grafschaft Staffordshire, schuf Töpfereien, dann das Fabrikstädtchen Etruria, auch große Straßen und Kanäle. Nach ihm wurde ein von Chryselius erfundenes Steingut und eine jetzt noch beliebte Verzierungsart genannt.

Künstlerische Produktionskraft durch den Glauben.

D 66 c Zu Riemer, 26. März 1814.

„Die Menschen sind nur so lange produktiv (in Poesie und Kunst), als sie noch religiös sind; dann werden sie bloß nachahmend und wiederholend, wie wir vis à vis des Altertums, dessen inventa alle Glaubenssachen waren, von uns aber nur aus und um Phantasterei, phantastisch, nachgeahmt werden." [R 2.]

Positives und kritisches Verhalten zum Neuen Testament.

D 67 Eckermann, 13. Februar 1831.

Das Gespräch lenkte sich auf das Neue Testament, indem ich erzählte, daß ich die Stelle nachgelesen, wo Christus auf dem Meere wandelt und Petrus ihm entgegengeht.

Eckermann: „Wenn man die Evangelisten lange nicht gelesen, so erstaunt man immer wieder über die sittliche Großheit der Figuren. Man findet in den hohen Anforderungen an unsere moralische Willenskraft auch eine Art von kategorischem Imperativ."

Goethe: „Besonders finden Sie den kategorischen Imperativ des Glaubens, welches sodann Mohammed noch weiter getrieben hat."

Eckermann: „Übrigens sind die Evangelisten, wenn man sie näher ansieht, voller Abweichungen und Widersprüche, und die Bücher müssen wunderliche Schicksale gehabt haben, ehe sie so beisammengebracht sind, wie wir sie nun haben."

Goethe: „Es ist ein Meer auszutrinken, wenn man sich in eine historische und kritische Untersuchung dieserhalb einläßt! Man tut immer besser, sich ohne weiteres an das zu halten, was wirklich da ist, und sich davon anzueignen, was man für seine sittliche Kultur und Stärkung gebrauchen kann." [E.]

Kategorischer Imperativ: unbedingte Befehlsform, nach Kant das Sittengesetz, insofern es unabhängig von jeder Rücksicht des Nutzens oder Vergnügens gebietet oder verbietet.

Falsche Aufklärung.

D 68 Zu Falk, Zeit unbestimmbar.

„Von der Popularphilosophie bin ich ebensowenig ein Liebhaber. Es gibt ein Mysterium so gut in der Philosophie wie in der Religion. Damit soll man das Volk billig verschonen, am wenigsten aber dasselbe in Untersuchung solcher Stoffe gleichsam mit Gewalt hereinziehen. Epikur sagt irgendwo: ‚das ist recht, eben weil sich das Volk daran ärgert.'

Noch läßt sich das Ende von jenen unerfreulichen Geistesverirrungen schwerlich ab- und voraussehen, die seit der Reformation dadurch bei uns entstanden, daß man die Mysterien derselben dem Volke preisgab und sie ebendadurch der Spitzfindigkeit aller einseitigen Verstandesurteile bloßstellte. Das Maß des gemeinen Menschenverstandes ist wahrlich nicht so groß, daß man ihm eine solche ungeheure Aufgabe zumuten könnte, es zum Schiedsrichter in solchen Dingen zu erwählen!

Die Mysterien, besonders die Dogmen der christlichen Religion, eignen sich zu Gegenständen der tiefsten Philosophie, und nur eine positive Einkleidung ist es, die sie von diesen unterscheidet. Deshalb wird auch häufig genug, je nachdem man seinen Standpunkt nimmt, die Theologie eine verirrte Metaphysik, oder Metaphysik eine verirrte platonische Theologie genannt.

Beide aber stehen zu hoch, als daß der Verstand in seiner gewöhnlichen Sphäre ihr Kleinod zu erlangen sich schmeicheln dürfte. Die Aufklärung desselben beschränkt sich zuvörderst auf einen sehr engen praktischen Wirkungskreis. Das Volk aber begnügt sich meist damit, einigen recht lauten Vorsprechern das, was es von ihnen gehört hat, ebenso laut wieder nachzusprechen. Dadurch werden dann freilich die seltsamsten Erscheinungen herbeigeführt, und die Anmaßungen nehmen kein Ende. Ein aufgeklärter, ziemlich roher Mensch verspottet oft in seiner Seichtigkeit einen Gegenstand, vor dem sich ein Jakobi, ein Kant, die man billig zu den ersten Zierden der Nation rechnet, mit Ehrfurcht verneigen würden.

Die Resultate der Philosophie, der Politik und der Religion sollen billig dem Volke zugute kommen, das Volk selbst aber soll man weder zu Philosophen, noch zu Priestern, noch zu Politikern erheben wollen. Es taugt nichts! Gewiß! suchte man, was geliebt, gelebt und gelehrt werden soll, besser im Protestantismus auseinander zu halten, legte man sich über die Mysterien ein unverbrüchliches, ehrerbietiges Stillschweigen auf, ohne die Dogmen mit verdrießlicher Anmaßung, nach dieser oder jener Linie verkünstelt, irgend jemandem wider-

willen aufzunötigen oder sie wohl gar durch unzeitigen Spott oder vorwitziges Ableugnen bei der Menge zu entehren und in Gefahr zu bringen, so wollte ich selbst der erste sein, der die Kirche meiner Religionsverwandten mit ehrlichem Herzen besuchte und sich dem allgemeinen praktischen Bekenntnis eines Glaubens, der sich unmittelbar an das Tätige knüpfte, mit vergnüglicher Erbauung unterordnete." [F.]

Unnützer Glaubensstreit.

D 69 Ludwig Freiherr v. Steinfurt, 3. Oktober 1829.

Steinfurt war Privatdozent in Heidelberg und erzählte Goethen von den dortigen Gelehrten, z. B. von den Theologen Creuzer und Paulus.

Ich sprach von Paulus' Einfluß auf die Theologie und meinte, es sei gut, daß ein so kräftiger Verteidiger der Denkfreiheit noch vorhanden sei; allein er scheine mir doch zu weit zu gehen, wenn er, wie mir berichtet worden, den jungen Leuten geradezu sage, es gebe keine Unsterblichkeit.

„Freilich, freilich!" erwiderte er. „Und es ist ja lächerlich, so etwas zu behaupten: was weiß' er denn davon?"

Er sprach dann ausführlicher von den theologischen Streitigkeiten der jüngsten Zeit und meinte, daß solche Parteiungen wohl stets bestehen würden, weil sie stets bestanden hätten.

„Wie sich's mit der Dreieinigkeit verhalte, und ob der Mensch von Natur gut oder böse sei, und ob er durch Christum erlöst und von seinen Sünden befreit worden, oder ob er durch eigene Kraft oder nur durch Gottes Gnade selig und von der Verdammnis befreit werden könne, oder" — fügte er herzlich lachend hinzu — „ob er sich gar selig preisen soll, daß er verdammt ist, darüber wird wohl, solange es Menschen gibt, mit Eifer gestritten werden." Am schönsten, meinte er, sei es jetzt in einer Stadt Nordamerikas, von der er neulich gelesen, daß in ihr an die sechzig Kirchen seien, in deren jeder ein anderes Glaubenssystem gepredigt werde; da könne man also an jedem Sonntag im Jahr sich in

einer andern Konfession erbauen. Die Menschen verließen in diesen Dingen viel zu sehr den einfachen Weg; die Kinder könnten darin gar wohl unsere Lehrmeister sein. [Bie.]

Paulus, 1761 geb., ein Landsmann und Freund Schillers, von 1789—1804 Professor in Jena, seit 1815 in Heidelberg. S. D 70.

Halbheit der „Denkgläubigen".

D 70 F. v. Müller, 8. Juni 1830.

Das ‚Glaubensbekenntnis eines Denkgläubigen' nannte er, obwohl nicht mißbilligend, eine betrübende Erscheinung, weil sie auf Halbheit und kümmerlicher Akkommodation beruhe. Man müsse entweder den Glauben an die Tradition festhalten, ohne sich auf ihre Kritik einzulassen, oder wenn man sich der Kritik ergebe, jenen Glauben aufgeben. Ein drittes sei nicht gedenkbar.

„Mir bleibt Christus immer ein höchst bedeutendes, aber problematisches Wesen.

Die Menschheit steckt jetzt in einer religiösen Krisis; wie sie durchkommen will, weiß ich nicht, aber sie muß und wird durchkommen. Seit die Menschen einsehen lernen, wieviel dummes Zeug man ihnen angeheftet, und seit sie anfangen zu glauben, daß die Apostel und Heiligen auch nicht bessere Kerls als solche Burschen wie Klopstock, Lessing und wir anderen armen Hundsfötter gewesen, muß es natürlich wunderlich in den Köpfen sich kreuzen." [M.]

Eine Jahresschrift ‚Der Denkgläubige' gab Paulus (D 69) seit 1825 heraus; vielleicht ist sie hier gemeint.

Echtheit der Evangelien.

D 71 Zu Eckermann, 11. März 1832.

„Echt oder unecht sind bei Dingen der Bibel gar wunderliche Fragen. Was ist echt, als das ganz Vortreffliche, das mit der reinsten Natur und Vernunft in Harmonie steht und

noch heute unserer höchsten Entwickelung dient! Und was ist unecht, als das Absurde, Hohle und Dumme, was keine Frucht bringt, wenigstens keine gute!

Sollte die Echtheit einer biblischen Schrift durch die Frage entschieden werden, ob uns durchaus Wahres überliefert worden, so könnte man sogar in einigen Punkten die Echtheit der Evangelien bezweifeln, wovon Marcus und Lucas nicht aus unmittelbarer Ansicht und Erfahrung, sondern erst spät nach mündlicher Überlieferung geschrieben, und das letzte von dem Jünger Johannes, erst im höchsten Alter.

Dennoch halte ich die Evangelien alle vier für durchaus echt; denn es ist in ihnen der Abglanz einer Hoheit wirksam, die von der Person Christi ausging und die so göttlicher Art, wie nur je auf Erden das Göttliche erschienen ist." [E.]

Christliche Kirchen, Reformation, Bibel.

Beständige Existenz der Religionsarten.

D 72 a — Zu Riemer, 1. August 1807.

„Es sind närrische Spezifikationen (Begriffe): Heidentum, Judentum, Christentum! — Juden gibt es unter den Heiden: die Wucherer; Christen unter den Heiden: die Stoiker; Heiden unter den Christen: die Lebemenschen." [R 2.]

Am 29. Januar 1804 sagte Goethe zu Riemer: „Es schrieb jemand eine Abhandlung, worin er zeigte, daß Sophokles ein Christ gewesen. Das ist keineswegs zu verwundern, aber merkwürdig, daß das ganze Christentum nicht einen Sophokles hervorgebracht."

Fortdauer der Vielgötterei.

D 72 b — Zu Riemer, im Dezember 1806.

„Der Polytheismus dauert immer fort. Statt der Götter, statt der Heiligen erkennt man die besonderen Wirkungen der Zwölf-Nächte, der Sieben-Schläfer, Peter und Paul u. a. m., statt Gott allein die Ehre zu geben." [R 2.]

Die Kirche als Inhaberin der Wahrheit.

D 72 c H. C. Robinson, 2. August 1827.

Diesen Abend gab ich Goethen einen Bericht über Lamennais und zitierte von ihm eine Stelle des Inhalts, daß alle Wahrheit von Gott komme und uns durch die Kirche bekannt gemacht werde. Er hatte gerade eine Blume in der Hand, und ein schöner Schmetterling war im Zimmer. Er rief aus:

„Sicherlich kommt alle Wahrheit von Gott, aber die Kirche! Gott spricht durch diese Blume und durch jenen Schmetterling zu uns, aber das ist eine Sprache, die jene Spitzbuben nicht verstehen!“ [Ro.]

Lamennais (1782—1854) war ein demokratischer Theologe und Politiker, dessen Schriften seit 1808 in Frankreich viel Aufsehn erregten. Anfangs setzte der päpstliche Stuhl große Hoffnungen auf seine moderne und volkstümliche Propaganda, später verwarf er sie. — Das Wort Spitzbuben findet sich deutsch bei Robinson. — Gegen F. v. Müller entwarf Goethe am 19. Oktober 1823 eine „geniale Charakteristik der Kirchengeschichte als Produkt des Irrtums und der Gewalt“.

Mittelalterliche christliche Feindschaft gegen Natur und „Welt“.

D 73 Zu Riemer, 27. Mai 1807.

„Daß die Pfaffen so dumm gewesen sind, sich ein solches Besitztum, wie ein Bad, ein Gesundbrunnen ist, entgehen zu lassen und keine Anlagen und Anstalten für Wunderkuren damit zu verbinden wie bei dem Teiche Bethesda!“

„Die Naturlehre war damals völlig getrennt von der Idee. Das Ideale war bloß geistlich, christlich, und in der Natur, glaubte man, seien Zauberer, Gnomen, die alle unter dem Teufel ständen. Die Welt gehörte dem Teufel an, selbst bis auf Luther.“ [R.]

Offenbarung und natürliche Religion.

D 74 F. v. Müller, 8. Juni 1821.

Friedrich Roth hatte geoffenbarte und natürliche Religion in schroffen Gegensatz gestellt, was Goethe zum allerhöchsten mißbilligte.

„Hier sieht man den Schelm, der nicht ehrlich herausgeht mit der wahren Farbe!" rief er aus; „das sind die verdammten Rednerkünste, die alles bemänteln, über alles hingleiten wollen, ohne das Rechte und Wahre herauszusprechen."

„Was hat denn der christlichen Religion den Sieg über alle anderen verschafft, wodurch ist sie die Herrin der Welt geworden und verdient es zu sein, als weil sie die Wahrheiten der natürlichen Religion in sich aufgenommen? Wo ist denn da der Gegensatz? Die Grenzen fließen ja ineinander." [M.]

[Im gleichen Gespräche.] Alle Geistlichen, die nicht wahre Rationalisten seien, betrügen sich selbst oder andere. Das Wort Betrug wollte Müller nicht zugestehen, Goethe gab es endlich preis, ohne den Sinn desselben aufzugeben. — Friedrich Roth, geb. 1780, war Ministerialrat im ev. Konsistorium zu München. Er gab F. Jakobis Werke heraus, auch Hamanns Werke, wegen deren er mit Goethe Briefe wechselte. Hier handelt es sich um eine kleine Biographie des Nürnberger Senators Merkel.

Goethes Christentum.

D 75 Zu F. v. Müller, 7. April 1830.

„Sie wissen, wie ich das Christentum achte, oder Sie wissen es vielleicht auch nicht. Wer ist denn noch heutzutage ein Christ, wie Christus ihn haben wollte? Ich allein vielleicht, ob ihr mich gleich für einen Heiden haltet." [M.]

Ein Beispiel seines außergewöhnlichen Christentums: gehorchet der [französischen!] Obrigkeit G 5.

Goethe der letzte Heide

D 76 F. v. Müller, 30. August 1827.

Goethe erzählte über den vorgestrigen Besuch des Königs Ludwig von Bayern:

Auch darüber, warum man Goethen den letzten Heiden genannt, habe der König gesprochen, worauf Goethe geäußert: Man müsse sich doch den Rücken frei halten, und so lehne er sich an die Griechen. [M.]

Frau v. Schardt schrieb am 14. Juli 1817 an ihren Neffen Fritz v. Stein, ihr lieber Freund und Nachbar Professor Hand (vgl. B 54) sei nun Professor in Jena geworden; Goethe lebe seit seinem Abgange von der Theaterdirektion dort. „Sie saßen einmal nebeneinander, und so drückt er dem Hand die Hand und spricht: Wir wollen Heiden bleiben! es lebe das Heidentum!"

Der jüdische Praß.

D 77 — Zu Böttiger, 1795 (?).

„Beim erneuten Studium Homers empfinde ich erst ganz, welches unnennbare Unheil der jüdische Praß uns zugefügt hat. Hätten wir die Sodomitereien und ägyptisch-babylonischen Grillen nie kennen lernen und wäre Homer unsere Bibel geblieben, welch eine ganz andere Gestalt würde die Menschheit dadurch gewonnen haben!" [Bö.]

Zu Riemer sagte Goethe dagegen am 2. August 1809: „Die griechische Mythologie, sonst ein Wirrwarr, ist nur als Entwicklung der möglichen Kunstmotive, die in einem Gegenstande lagen, anzusehen."

Die alte Dogmatik.

D 78 — F. v. Müller, 12. Oktober 1823.

Im Gespräch über Byron, der in seinem ‚Kain' die Partei des Helden nimmt:

Nichts gotteslästerlicher übrigens als die alte Dogmatik selbst, die einen zornigen, wütenden, ungerechten, parteiischen Gott vorspiegle. [M.]

Katholische Lehren.

D 79 F. v. Müller, 30. Juni 1824.

Das katholische Regulativ gab Goethen Gelegenheit, grelle Ausfälle über die Mysterien der christlichen Religion [zu machen], vorzüglich über die immaculata conceptio S. Mariae, da Mutter Anna schon immaculata konzipiert haben soll. [M.]

Das katholische Regulativ war ein weimarisches Gesetz über die Verhältnisse der katholischen Kirchen und Schulen vom 7. November 1823 — immaculata conceptio: unbefleckte Empfängnis. — Über kath. Zeremonien vgl. B 24, Fegfeuerglauben D 60.

Die Charaktere der Apostel in der katholischen Kirche verkörpert.

D 80 Zu Riemer, 10. März 1809.

„Die Charakterzüge der christlichen Religion, wie sie sich als römisch-katholisches Individuum entwickelt, deuten sich sozusagen präformiert in den Charakteren der einzelnen Apostel an; die Liebe in Johannes, der Glaube in Jakobus, der Fanatismus und Verfolgungswut in Petrus, der Zweifel in Thomas, der Geiz in Judas Ischarioth, woran sie auch wie dieser gescheitert, durch die Reformation, denn vorzüglich der Geiz der römischen Kurie schlug dem Fasse den Boden aus." [R.]

Luthers Teufelsglaube. Ohrenbeichte.

D 81 Heinrich Voß, Mitte Februar 1805.

Goethe genas eben von einer schweren Krankheit und verlangte, daß man ihm launige Sachen vorlese. Ich brachte ihm Luthers ‚Tischreden' und las ihm daraus vor. Das ließ er sich gefallen eine Stunde lang.

Aber da fing er auch zu wettern und zu fluchen an über die verfluchte Teufelsimagination unseres Reformators, der die ganze sichtbare Welt mit dem Teufel bevölkerte und zum Teufel personifizierte.

Bei der Gelegenheit hielt er ein schönes Gespräch über die Vorzüge und Nachteile der Reformation und über die Vorzüge der katholischen und protestantischen Religion. Ich gab ihm vollkommen recht, wenn er die protestantische Religion beschuldigte, sie hätte dem einzelnen Individuum zu viel zu tragen gegeben. Ehemals konnte eine Gewissenslast durch Andere vom Gewissen genommen werden; jetzt muß sie ein belastetes Gewissen selbst tragen und verliert darüber die Kraft, mit sich selber wieder in Harmonie zu kommen.

„Die Ohrenbeichte", sagte er, „hätte dem Menschen nie sollen genommen werden."

Voß fügt hinzu: „Da sprach der Mann ein herrliches wahres Wort aus, wie mir in dem Augenblick recht anschaulich wurde. Ich selbst bin in dem Fall gewesen. Als im vorigen Sommer sich alles vereinigte, mich von Weimar weg nach Würzburg ziehn zu wollen, da fand ich nirgends Trost, so lang ich auf meinem Zimmer war. Jedesmal aber, wenn ich zu Goethe kam und ihm mein ganzes Herz (selbst alle Schwächen meiner Innerlichkeit) wie einem Beichtvater ausschüttete, so ging ich wie mit neuem Mut gekräftigt in meine Einsamkeit zurück, und ich werde ihm diese Wohltat an mir mein Lebenlang danken. Ich kann wohl sagen, daß mich Goethe in den Tagen wie neu geschaffen hat. Er hat manche Schwäche von mir bei der Gelegenheit erfahren, weil ich ihm auch gar nichts verhehlen wollte. Meine Offenheit hat mich hinterdrein auch nicht eine Minute lang gereut. Ich kann im eigentlichsten Sinne sagen, daß mir Goethe alle meine Sünden vergeben hat, oder ich mir selber, dadurch daß ich sie ihm mitgeteilt habe, und ohne dies letztere hätte ich mich selber verzehrt. Ja, wären solche Beichtväter nur viele in der Welt, da wären der gekränkten Herzen weniger!

Den Tag darauf, nachdem Goethe den Luther genossen hatte, ließ er ihn zur Tür heraus transportieren. Nun liest Goethe die Cervantischen Novellen, die ihm Freude machen." [V.]

Zur katholischen Kirche Übergetretene.

D 82 Boisserée, 4. August 1815.

Goethe: was er näher kennen möchte, wäre das Verhältnis und der Weg der neuen katholisch gewordenen Protestanten.

Ich meine, die Philosophie der Geschichte der Menschheit (Herder, Müller), die Zeit der Gegenwart, die welthistorische Richtung, haben es getan. Stolberg ist der Heros unter ihnen.

Goethe: Ja, es sei die Fülle der Menschheit in ihm; das Gemüt des Großen, das Naturell; selbst das Kindermachen, die eigentliche Fülle des Menschlichen (ein Poet sei er gerade deswegen nie gewesen).

Ich: Aber nun sei von der anderen Seite das Übel, daß er keine Kritik habe, die Tradition stützen wolle durch Gelehrsamkeit und Historie.

Goethe: „Ei, das ist gegen alle Überlieferung! Diese nimmt man entweder an, und dann gibt man von vornherein etwas zu, oder man nimmt sie gar nicht an und ist ein rechter kritischer Philister. Auf jenem Mittelweg aber verdirbt man es mit Allen; und es ist ein Beweis, daß er von dieser Seite noch nicht einmal mit sich fertig ist. Die Protestanten dagegen fühlen das Leere und wollen nun einen Mystizismus machen, da ja gerade der Mystizismus entstehen muß. Dummes, absurdes Volk, verstehen ja nicht einmal, wie denn die Messe geworden ist, und es ist gerade, als könne man eine Messe machen! So der Schubart, der erbärmliche, mit seinem hübschen Talent, hübschen Aperçus, spielt nun mit dem Tode, sucht sein Heil in der Verwesung, da er freilich selbst schon halb verwest ist, das heißt, buchstäblich die Schwindsucht hat. Da möchte man des Teufels werden! Es ist aber gut, ich lasse sie machen, es geht zugrunde, und das ist recht."

Ich: „Und es ist ihnen mit dem Christentum, wenn man's beim Licht betrachtet, doch nicht recht ernst; es läuft am Ende doch immer wieder auf alles und eines und eines und alles hinaus. Dagegen ich mir den Dualismus für unentbehrlich halte, daß dem Geist und Leib sein Recht widerfahre, und die Einheit als Ziel und Höchstes immer gefordert, verlangt werde! Wovon hier auf der Erde nicht die Rede sein kann, als wenn Gott selbst kömmt. Sie aber wollen dem Herrn Christus auf die Spur kommen und selbst Christusse machen."

Goethe: „Ja, recht! Das ist: sie selbst wollen ein kleiner Herr Christus sein; sie ließen den Leib als solchen gelten, würden ihn auch zu ehren wissen."

Dies alles kam zur Sprache, bei Gelegenheit eines neuen dünnen Büchleins: über das Abendmahl, welches in Gießen erschienen, und das ihm der hier badende Verfasser gegeben. [B.]

Stolberg: Goethes früherer Freund Graf Friedrich v. Stolberg, der 1800 katholisch geworden war. — Schubart, richtig Gotthilf Heinrich v. Schubert, 1780 geboren, überaus fruchtbarer Schriftsteller, besonders in allerlei Naturwissenschaften. Sein Buch über

'die Nachtseite der Naturwissenschaft' beschäftigte Goethe und seine Freunde öfters. Goethe sagte am 8. Dezember 1808 zu Riemer, solche Naturen wie Schubert seien gleichsam die Moll-Töne der Natur, das Heilige spräche sich aber auch in Dur-Tönen aus.

Verkehr mit Katholiken.

D 83 L. Freiherr v. Steinfurt, 3. Oktober 1829.

Über sein Verhältnis zu Stolberg befragt, sprach [Goethe] von ihm, besonders aber von seiner Schwester und überhaupt von dem Kreise der Menschen, die sich damals um die Fürstin Galitzin in Westfalen versammelten, mit großem Lob. Es seien Menschen von ausgezeichneter Bildung gewesen, bei denen er immer gerne verweilt und die auch den alten Heiden immer recht wohl in ihrer Mitte geduldet hätten. Über das Schlossersche Ehepaar befragt, berichtete ich, was mir bekannt war, rühmte ihre Gastfreiheit, ihren schönen Wohnort in der Nähe von Heidelberg und fügte hinzu: es sei unbegreiflich, daß zwei Menschen von so klarem Verstand in diesen Bigottismus hätten verfallen können. „Wohl ist das schwer zu begreifen," erwiderte er. „Ja, wenn sie noch vielleicht eine große Sünde begangen hätten, die sie nur im Schoße der allein seligmachenden Kirche abzubüßen hätten hoffen können! Aber so sind sie die besten, unschuldigsten Menschen von der Welt, die niemals etwas Böses getan haben." Er sprach dann von ihrem letzten Aufenthalt bei ihm, und als ich sagte, daß er doch in religiösen Punkten sehr schwer mit ihnen werde harmoniert haben, entgegnete er: im allgemeinen mache der Unterschied von Protestanten und Katholiken ihn niemals irre; er frage gar nicht danach, er bemerke es nicht einmal und wisse kaum, wer von seiner Umgebung zu den einen oder andern gehöre. Allein freilich habe eine so scharf hervortretende Bigotterie immer verhindert, zu einem vollen innern Verständnis zu kommen. [Bie.]

Von Goethes weimarischen Bekannten waren u. a. Kapellmeister Hummel und Baudirektor Coudray katholisch, von den auswärtigen Fürstin Galitzin und ihr Kreis in Münster, die Brüder Riepenhausen in Kassel, die Brüder Boisserée, aus Köln, ihr Freund Bertram, Polizeirat Grüner in Eger, Clemens Brentano. In Italien und in den böhmischen Bädern verkehrte er mit katholischen Geistlichen freundschaftlich; in jungen Jahren schon mit Dechant Dumeir. Frühere katholische Priester oder Mönche waren Bibliothekar Jagemann in Weimar, Vater der Schauspielerin und des Malers J., und Professor Reinhold in Jena, Wielands Schwiegersohn. Zur katholischen Kirche traten von seinen Bekannten über: Frau Sophie v. Schardt (Schwägerin der Frau v. Stein), Graf Friedrich Leopold v. Stolberg und Frau, Friedrich Schlegel und Frau, geb. Mendelssohn, Adam Müller, Zacharias Werner, Friedrich Schlosser und Frau, Karl Friedrich v. Rumohr, die Maler Karl Christian Vogel v. Vogelsberg, Johannes und Philipp Veit, Friedrich Johann Overbeck. Wie gut sich Goethe unter Katholiken bewegte, s. seine ‚Campagne in Frankreich‘, Aufenthalt in Münster.

Wert der Reformation.

D 84 a Zu Grüner, 2. August 1822.

Goethe und Grüner, der katholisch war, unterhielten sich über die auch in Eger im sechzehnten Jahrhundert vorgefallenen Glaubenskämpfe.

Goethe sagte: „Gegenseitige Schimpfereien waren damals im Schwange und entzweiten die Gemüter noch mehr, und der kräftige Luther, wie Sie wissen, hatte doch bedeutende Anhaltspunkte.“

Ich sprach meine Ansicht dahin aus, daß wenn die katholischen Regenten gleich zu Anfang kräftig eingeschritten wären und einige Mißbräuche abgestellt hätten, die Umwälzung nicht in so großem Umfange stattgefunden, der Dreißigjährige Krieg Deutschland nicht so tiefe Wunden geschlagen haben würde.

„Sie können recht haben,“ entgegnete Goethe, „allein ich sage Ihnen, daß die Lehre bei Ihnen besser ausgedacht ist und mehr zum Ganzen zusammengreift als bei uns. Wir haben gute Prediger, sie werden aber wenig besucht; in jeder bedeutenden Stadt fängt man an, neue Grundsätze aufstellen zu wollen. Wenn wir nur ein Original hätten!“ [G.]

Sentimentaler Protestantismus.

D 84 b Zu Riemer, 1. August 1807.

„In dem Protestantismus trat an die Stelle der guten Werke Sentimentalität.“ [R 2.]

Vgl. A 19, D 61 (Norddeutsche Sentimentalität). — Zu Riemer, 24. November 1813: „Bei den Deutschen wird das Ideelle gleich sentimental, zumal bei dem Troß der ordinären Autoren und Autorinnen.“ [R 2.]

Luthers Charakter.

D 85 Zu Riemer, 22. August 1817.

„Pfaffen und Schulleute quälen unendlich. Die Reformation soll durch hunderterlei Schriften verherrlicht werden; Maler und Kupferstecher gewinnen auch was dabei. Ich fürchte nur, durch alle diese Bemühungen kommt die Sache so in's Klare, daß die Figuren ihren poetischen, mythologischen Anstrich verlieren. Denn, unter uns gesagt, ist an der ganzen Sache nichts interessant als Luthers Charakter, und auch das Einzige, was der Menge eigentlich imponiert. Alles Übrige ist ein verworrener Handel, wie er uns noch täglich zur Last fällt.“ [R 2.]

Luther als Genie.

D 86 Zu Eckermann, 11. März 1828.

„Luther war ein Genie sehr bedeutender Art; er wirkt nun schon manchen guten Tag, und die Zahl der Tage, wo er in ferneren Jahrhunderten aufhören wird, produktiv zu sein, ist nicht abzusehen.“ [E.]

Von der mittelalterlichen Kirche zum Christentum der Gesinnung und der Tat.

D 87 Zu Eckermann, 11. März 1832.

„Wir wissen gar nicht, was wir Luthern und der Reformation im allgemeinen alles zu danken haben. Wir sind frei geworden von den Fesseln geistiger Borniertheit, wir sind infolge unserer fortwachsenden Kultur fähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das Christentum in seiner Reinheit zu fassen. Wir haben wieder den Mut, mit festen Füßen auf Gottes Erde zu stehen und uns in unserer gottbegabten Menschennatur zu fühlen. Mag die geistige Kultur nun immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen, und der menschliche Geist sich erweitern wie er will, über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen!

Je tüchtiger aber wir Protestanten in edler Entwicklung voranschreiten, desto schneller werden die Katholiken folgen. Sobald sie sich von der immer weiter um sich greifenden großen Aufklärung der Zeit ergriffen fühlen, müssen sie nach, sie mögen sich stellen wie sie wollen, und es wird dahin kommen, daß endlich alles nur eins ist.

Auch das leidige protestantische Sektenwesen wird aufhören, und mit ihm Haß und feindliches Ansehen zwischen Vater und Sohn, zwischen Bruder und Schwester. Denn sobald man die reine Lehre und Liebe Christi, wie sie ist, wird begriffen und in sich eingelebt haben, so wird man sich als Mensch groß und frei fühlen und auf ein bißchen so oder so im äußeren Kultus nicht mehr sonderlichen Wert legen.

Auch werden wir alle nach und nach aus einem Christentum des Wortes und Glaubens immer mehr zu einem Christentum der Gesinnung und Tat kommen.“ [E.]

Weiteres über Luther C 43, D 10 Anm., 73.

Natürliche und kirchliche Religion. Echtheit biblischer Bücher.

D 88 Eckermann, 11. März 1832.

Ich hatte mir eine englische Bibel gekauft, in der ich zu meinem großen Bedauern die apokryphischen Bücher nicht enthalten fand; und zwar waren sie nicht aufgenommen als nicht für echt gehalten und als nicht göttlichen Ursprungs. Ich vermißte den durch und durch edlen Tobias, dieses Musterbild eines frommen Wandels, ferner die Weisheit Salomonis und Jesus Sirach: alles Schriften von so großer geistiger und sittlicher Höhe, daß wenig andere ihnen gleichkommen. Ich sprach gegen Goethe mein Bedauern aus über die höchst enge Ansicht, wonach einige Schriften des Alten Testaments als unmittelbar von Gott eingegeben betrachtet werden, andere gleich treffliche aber nicht; und als ob denn überhaupt etwas Edles und Großes entstehen könne, das nicht von Gott komme und das nicht eine Frucht seiner Einwirkung.

Goethe: „Ich bin durchaus Ihrer Meinung. Doch gibt es zwei Standpunkte, von welchen aus die biblischen Dinge zu betrachten. Es gibt den Standpunkt einer Art Urreligion, den der reinen Natur und Vernunft, welcher göttlicher Abkunft. Dieser wird ewig derselbige bleiben und wird dauern und gelten, solange gottbegabte Wesen vorhanden. Doch ist er nur für Auserwählte und viel zu hoch und edel, um allgemein zu werden. Sodann gibt es den Standpunkt der Kirche, welcher mehr menschlicher Art. Er ist gebrechlich, wandelbar und im Wandel begriffen; doch auch er wird in ewiger Umwandlung dauern, solange schwache menschliche Wesen sein werden. Das Licht ungetrübter göttlicher Offenbarung ist viel zu rein und glänzend, als daß es den armen, gar schwachen Menschen gemäß und erträglich wäre. Die Kirche aber tritt als wohltätige Vermittlerin ein, um zu dämpfen und zu ermäßigen, damit Allen geholfen und damit Vielen wohl werde. Dadurch, daß der christlichen Kirche der Glaube beiwohnt, daß sie als Nachfolgerin Christi von der Last menschlicher Sünde befreien könne, ist sie eine sehr große Macht. Und sich in dieser Macht und diesem Ansehen zu erhalten und so das kirchliche Gebäude zu sichern, ist der christlichen Priesterschaft vorzügliches Augenmerk.

Sie hat daher weniger zu fragen, ob dieses oder jenes biblische Buch eine große Aufklärung des Geistes bewirke und ob es Lehren hoher Sittlichkeit und edler Menschennatur enthalte, als daß sie vielmehr in den Büchern Mose auf die Geschichte des Sündenfalls und die Entstehung des Bedürfnisses nach dem Erlöser Bedeutung zu legen, ferner in den Propheten die wiederholte Hinweisung auf ihn, den Erwarteten, sowie in den Evangelien sein wirkliches irdisches Erscheinen und seinen Tod am Kreuze, als unserer menschlichen Sünden Sühnung im Auge zu halten hat. Sie sehen also, daß für solche Zwecke und Richtungen und auf solcher Wage gewogen, so wenig der edle Tobias als die Weisheit Salomonis und die Sprüche Sirachs einiges bedeutende Gewicht haben können.

Übrigens, echt oder unecht sind bei Dingen der Bibel gar wunderliche Fragen! Was ist echt als das ganz Vortreffliche, das mit der reinsten Natur und Vernunft in Harmonie steht und noch heute unserer höchsten Entwickelung dient! Und was ist unecht als das Absurde, Hohle und Dumme, was keine Frucht bringt, wenigstens keine gute! Sollte die Echtheit einer biblischen Schrift durch die Frage entschieden werden, ob uns durchaus Wahres überliefert worden, so könnte man sogar in einigen Punkten die Echtheit der Evangelien bezweifeln, wovon Markus und Lukas nicht aus unmittelbarer Ansicht und Erfahrung, sondern erst spät nach mündlicher Überlieferung geschrieben, und das letzte, von dem Jünger Johannes, erst im höchsten Alter. Dennoch halte ich die Evangelien alle vier für durchaus echt, denn es ist in ihnen der Abglanz einer Hoheit wirksam, die von der Person Christi ausging und die so göttlicher Art, wie nur je auf Erden das Göttliche erschienen ist. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, ihm anbetende Ehrfurcht zu erweisen, so sage ich: Durchaus! Ich beuge mich vor ihm als der göttlichen Offenbarung des höchsten Prinzips der Sittlichkeit. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, die Sonne zu verehren, so sage ich abermals: Durchaus! Denn sie ist gleichfalls eine Offenbarung des Höchsten, und zwar die

mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist. Ich anbete in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und sind, und alle Pflanzen und Tiere mit uns. Fragt man mich aber, ob ich geneigt sei, mich vor einem Daumenknochen des Apostels Petri oder Pauli zu bücken, so sage ich: Verschont mich und bleibt mir mit euren Absurditäten vom Leibe!

‚Den Geist dämpfet nicht!‘ sagt der Apostel.

Es ist gar viel Dummes in den Satzungen der Kirche. Aber sie will herrschen, und da muß sie eine bornierte Masse haben, die sich duckt und die geneigt ist, sich beherrschen zu lassen. Die hohe, reichdotierte Geistlichkeit fürchtet nichts mehr als die Aufklärung der unteren Massen. Sie hat ihnen auch die Bibel lange genug vorenthalten, so lange als irgend möglich. Was sollte auch ein armes christliches Gemeindeglied von der fürstlichen Pracht eines reichdotierten Bischofs denken, wenn es dagegen in den Evangelien die Armut und Dürftigkeit Christi sieht, der mit seinen Jüngern in Demut zu Fuße ging, während der fürstliche Bischof in einer von sechs Pferden gezogenen Karosse einherbraust!“ [E.]

Über die Bibel und tägliches Bibellesen B 26, 44, C 19, 22, D 67, 71, 96, O 75. — Über Protestantismus und Philosophie C 23.

Darstellung der Religion durch Kleriker und Fromme.

„Die Kirche hat einen guten Magen.“

D 89 Soret, 17. März 1830.

Im Gespräche über Bentham geriet Goethe in eine mephistophelische Stimmung.

Goethe: „Als geborener Engländer (Gott sei Dank, daß ich es nicht bin!) würde ich ein Millionenherzog oder besser ein Bischof mit 60000 Pfund Einkünften geworden sein!“

Soret: „Ja gewiß! Vielleicht aber hätten Sie dies große Los verfehlt; es gibt ja auch Nieten.“

Goethe: „Das glaube ich wohl; nur ist nicht jeder für das große Los gemacht. Aber glauben Sie denn, ich hätte die Dummheit begangen, auf eine Niete zu fallen? Ich wäre tapfer für die 39 Artikel eingetreten, hätte sie nach allen Richtungen hin verteidigt, hauptsächlich den Artikel 13, der für mich ein Gegenstand der besonderen Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit gewesen wäre. Ich würde, mit einem Worte, in Versen und in Prosa so viel gelogen haben, daß mir die 60 000 Pfund nicht hätten entgehen können. Man muß sich über alles hinwegsetzen, will man nicht erdrückt werden, und von seinem erhabenen Standpunkte aus sich veranschaulichen, daß die Menge aus Unwissenden und Schwachköpfen zusammengesetzt ist. Es hieße deren Zahl nur vergrößern, wollte man nicht die Mißbräuche zum eigenen Besten ausnutzen, die sie in ihrer Dummheit hat aufkommen lassen, und woraus eben Andere Nutzen ziehen würden, wenn wir es nicht schon getan hätten."

Soret: „Dagegen ist nichts zu sagen für Männer, welche wie Sie mit dem Rechte des Eroberers auf diese Höhe gekommen wären. Aber das ist in England nicht der Fall, wo die Mehrzahl der Genießenden sich aus weniger Fähigen oder aus Dummköpfen zusammensetzt, wo die Protektion und vor allem der Zufall der Geburt den Hauptanteil am Gewinn sichert."

Goethe: „Es liegt nicht viel daran, ob die Erbschaft übernommen oder zusammengebracht ist; es bleibt doch wahr, daß der erste Besitzer ein Genie, ein höherstehender Mann war, dem Dummköpfe das Recht eingeräumt haben. Sie sehen doch, daß die Welt voller Schwachköpfe und kleiner Geister ist . . . O Gott, was es mir für ein Vergnügen wäre, diese 39 Artikel nach meiner Art zu behandeln und die einfältige Menge so recht in Erstaunen zu setzen!"

Soret: „Sie könnten sich das Vergnügen doch machen, auch ohne Bischof werden zu wollen. Wir befinden uns hier auf dem eigensten Boden des Mephistopheles. Und Exzellenz fangen wunderschön an: warum setzen Sie es nicht fort?"

Goethe: „Nein, ich werde mich ruhig verhalten! Man muß gut bezahlt sein, um Lust zu haben, so gut zu lügen.

Ich tue es nur für eine Bischofsmütze und obligate 60000 Pfund." [S.]

Die 39 Artikel sind das 1571 festgesetzte Glaubensbekenntnis der 1534 begründeten englischen Staatskirche. Artikel 13 handelt von Werken der Rechtfertigung. Eckermann, der dies Gespräch ausführlicher, aber nach Sorets Niederschrift gibt, hat Artikel 9, der die Erbsünde betrifft.

D 90 F. v. Müller, 29. Juni 1825.

Als die Rede auf die irländischen reichen Pfründen der protestantischen Geistlichkeit kam, die man jetzt zu schmälern beantrage, äußerte er:

„Die dunkeln Köpfe! Als ob man der Geistlichkeit etwas nehmen könnte! Als ob es nicht ganz einerlei sei, wer etwas hat! Wieviel wackere Männer gibt es, die noch mehr haben! Uns Bettlern kommt das nur viel vor." [M.]

Theologen und Schauspieler.

D 91 Soret, 7. November 1831.

Es wurde von der Aufführung der ‚Fischerin' in Tiefurt gesprochen, und Goethe schilderte die näheren Umstände. Das junge Fischermädchen wurde von Korona Schröter gegeben, und ein Konsistorialsekretär spielte ihren Liebhaber. — „Wie!" rief ich aus, „hatte denn das Konsistorium damals Beziehungen zu dem Theater?"

„Ohne Zweifel," erwiderte Goethe; „beide stehen sich viel näher, als man denkt; zwischen Theologen und Schauspielern besteht eine große Verwandtschaft." [S.]

Die hier gemeinte Aufführung der ‚Fischerin' fand 1782 statt; an ihr beteiligte sich auch der Oberkonsistorialsekretär S. Seidler. Der Konsistorialpräsident v. Lynker war ein warmer Freund vom Theaterspielen. Theologen waren freilich beide nicht.

Alle Geistlichen müssen Rationalisten sein.

D 92 F. v. Müller, 8. Juni 1821.

Das Gespräch ging auf Röhr und den Rationalismus über.

Goethe tadelt heftig, daß das Publikum an den sentimentalen Faseleien eines Schulze, an der Nullität eines Krause weit mehr Geschmack finde, als an Röhrs klarer Gediegenheit und aufgeklärter Konsequenz. Das hänge aber mit der Sinnlichkeit, die jeder geschmeichelt verlange, zusammen. Vernünftig sein und bloß vernünftig handeln aber wolle niemand. — — — Alle Geistliche, die nicht wahre Rationalisten seien, betrügen sich selbst und andere. [M.]

Wozu leider zu bemerken, daß Goethe von Röhr betrogen wurde, der Rationalismus und Heuchelei wohl zu vereinigen wußte. — Die drei Genannten waren weimarische Geistliche. Über Röhr s. A 32a und B 45.

Zweizüngelnde Theologie.

D 93 F. v. Müller, 22. April 1823.

Durch [Schellings] zweizüngelnde Ausdrücke über religiöse Gegenstände sei große Verwirrung entstanden und die rationelle Theologie um ein halbes Jahrhundert zurückgebracht worden. [M.]

Goethe und Schelling standen einander um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts nahe; später gingen ihre Richtungen sehr auseinander. Als Schelling 1816 wieder nach Jena berufen werden sollte, stimmte Goethe dagegen; in seinem Votum vom 27. Februar 1816 heißt es u. a.: „Weiß man denn, ob er katholisch ist? . . . Hätte er seine Stelle angetreten, selbst jetzt noch Protestant und er ginge zur katholischen Konfession über, was könnte man dann tun?"

Religiöse Schwärmer.

D 94 F. v. Müller, 29. Juni 1825.

Nekrolog der Frau v. Krüdener:

„So ein Leben ist wie Hobelspäne; kaum ein Häufchen Asche ist daraus zu gewinnen zum Seifensieden."

Doch riet er mir „Valerie" zu lesen. [M.]

Juliane v. Krüdener (1766—1824), war eine religiöse Schwärmerin, die in Rußland, Deutschland, Frankreich und der Schweiz Versammlungen abhielt und manchen Vornehmen und Geringen die Köpfe verwirrte. Auf die Königin Luise suchte sie Einfluß zu gewinnen, auf Kaiser Alexander soll sie ihn gehabt haben.

Das Christentum des Quäkers Howard.

D 95 F. v. Müller, 11. Juni 1822.

Das Gespräch kam auf Howard den Quäker und auf seine neueste Schrift über die Londoner Witterung, die Goethe ungemein lobte:

„Sein von ihm selbst aufgesetztes Leben habe ich für die Morphologie übersetzt; er spricht darin lange nicht so duckmäuserig als ein Herrnhuter, sondern heiter und froh. Christ, wie er einmal ist, lebt und webt er ganz in dieser Lehre, knüpft alle seine Hoffnungen für die Zukunft und für diese Welt hieran, und das alles so folgerecht, so friedlich, so verständig, daß man, während man ihn liest, wohl gleichen Glauben haben zu können wünschen möchte, wiewohl auch in der Tat viel Wahres in dem liegt, was er sagt. Er will, die Nationen sollen sich wie Glieder einer Gemeinde betrachten, sich wechselseits anerkennen. Ich habe kürzlich einem Freunde geschrieben: Die Nationen sind an sich wohl einig über und unter einander, aber uneins in ihrem eigenen Körper. Andere mögen das anders ausdrücken; ich habe mir den Spaß gemacht, es so zu geben." [M.]

Der bekannteste Quäker Howard war der Philanthrop John H. (1727—1790). Goethe meint hier den 1772 geborenen Luke Howard, von Beruf Chemiker und Pharmazeut, am meisten genannt wegen seiner Wetterbeobachtungen und seiner Unterscheidung der

Wolken. Goethe war für diese meteorologischen Beiträge sehr dankbar, er feierte sie in Gedichten und suchte über den Autor Näheres zu erfahren. Daraufhin schrieb Howard seine Lebensgeschichte nieder und sandte sie nach Weimar. Er bekannte sich dem deutschen Gelehrten gegenüber als Christ und betonte, daß er wenig Zeit für die Wissenschaft habe, da seine Arbeit für die Ausbreitung des Christentums ihm viel nötiger und nützlicher erscheine. Goethe ward „gleich beim Empfange dieses liebenswürdigen Dokuments unwiderstehlich angezogen" und verschaffte sich „durch Übersetzung den schönsten Genuß"; er legte dies Glaubensbekenntnis 1822 dem deutschen Publikum vor. So läßt er ihn in unserer Sprache reden: „Christentum ist bei mir nicht eine Anzahl Begriffe, worüber man spekulieren könnte; oder eine Reihe von Zeremonien, womit man sein Gewissen beschwichtigt, wenn man auch sonst an Handlungen nichts aufzuweisen hätte; es ist kein System, durch Gewalt vorgeschrieben, durch menschliche Gesetze bekräftigt, zu dessen Bekenntnis man Andere durch Zwang nötigen oder sie durch Kunst anlocken könnte. Es ist vielmehr der gerade, reine Weg zum Frieden der Seele, zur Glückseligkeit, vorgezeichnet in der Schrift, besonders im Neuen Testament." — „Bin ich deshalb ein Tor nach Goethes Schätzung?" — Das Obige ist Goethes Antwort auf diese Frage.

Ludwig Bonapartes Christentum.

D 96 Falk, 10. November 1810.

Goethe wohnte 1810 in Teplitz im nämlichen Hause mit Ludwig Bonaparte, dem Bruder Napoleons. Ludwig war 1806 von Napoleon zum König von Holland ernannt, faßte dann aber seine Pflichten gegen sein Land so ernst und edel auf, daß er darüber in Konflikt mit seinem Bruder kam. Da er gegen diesen nicht kämpfen konnte, legte er im Juni 1810 die Krone nieder und lebte als Privatmann in Graz. Er war mit Napoleons Stieftochter Hortensia unglücklich verheiratet; nach dem Sturze des Bruders ließ er sich von ihr scheiden. Ein Sohn beider war der nachmalige Kaiser Napoleon III. Außer einem Roman ‚Maria' schrieb Ludwig auch ‚Documents historiques et réflexions sur le gouvernement de Hollande.' Goethe verkehrte mit ihm kurz nach seiner Thronentsagung und lernte in ihm einen der vollkommensten Christen kennen, die ihm bis dahin begegnet waren.

„Ludwig", sagte Goethe, „ist die geborene Güte und Leutseligkeit, sowie sein Bruder Napoleon die geborene Macht

und Gewalt ist. Sonderbar überhaupt sind die Eigenschaften unter diesen Brüdern gemischt und verteilt, die doch als Zweige einer und derselben Familie angehören. Luzian z. B. verschmähte ein Königreich und beschäftigte sich zu Rom mit der Kunst. Mit dem sanften Ludwig scheint die Niederlegung eines zweiten Königreiches in so stürmischen Zeiten, wie die unsrigen, geboren zu sein. Milde und Herzensgüte bezeichnen jeden seiner Schritte. Sonach ist es keineswegs Eigensinn, wie man gemeint hat, der ihn zu dieser auffallenden Handlung seinem Bruder gegenüber verleitete; im Gegenteil ist Ludwig einer der sanftmütigsten, friedfertigsten Charaktere, die ich im Laufe meines Lebens kennen lernte; nur, was freilich eben daraus folgt, daß ihn alles Ungerechte, Ungesetzmäßige, Unbarmherzige in tiefster Seele verletzt und ihm gleichsam von Natur zuwider ist. Irgendein Tier gequält, ein Pferd gemißhandelt oder ein Kind leiden zu sehen, erträgt er nicht; man sieht es seinen Gebärden, seinem ganzen Benehmen in solchen Lagen an; es empört sein Inneres. Es macht ihn unglücklich, wenn in seiner Gegenwart etwas Rohes geschieht, ja, wenn er auch nur davon erzählen hört. Vorfallende Unschicklichkeiten in Beziehung auf seine Person vergibt er weit leichter.

Eine schöne Seele, eine überall ruhige Fassung des Gemütes, im Hintergrunde Gott ohne die geringste religiöse Schwärmerei — das sind die ersten, die wesentlichsten Grundzüge zu Ludwigs Charakter, die dabei zugleich einen Teil eines ganz unverfälschten Wesens ausmachen, das nicht etwa anerzogen, angelernt, sondern dieser schönen Natur ganz eigentümlich ist. Wie ein glänzender Silberfaden zieht sich die Religion durch alle seine Gespräche und Urteile; sie erheitert gleichsam den dunkeln Grund seiner oft etwas schwermütigen Lebensbetrachtung. Was irgend in der Weltgeschichte sein schönes sittliches Wesen schmerzlich berührt, erhält sogleich eine sanfte Abweisung. Er verwirft daraus alles, was nach seinem Gefühle nicht recht und wider die göttliche Vorschrift ist. Hieraus entsteht notwendig die Be-

schränkung seines Urteils in manchem Stücke, die aber durch die Ruhe eines schönen Gemütes unter allen noch so trübseligen Umständen reichlich aufgewogen wird. Die Zeit ist nach seiner Meinung heftig verworren und sehr böse, aber daraus folgt keineswegs, daß sie immer so bleiben werde. Man darf in seiner Gegenwart keine Maxime aussprechen, die irgendeiner seiner christlich-moralischen Ansichten zuwiderlautet oder sie gar aufhebt; sonst wird er still, wortkarg, oder wendet sich, jedoch ohne Streit und Widerspruch, aus dem Gespräche.

Als er nach Teplitz kam, fühlte er sich so schwach, daß man ihn führen mußte; in der Folge ging es aber besser. Wie es einem so zart und empfindlich gestimmten Wesen gelingen konnte, den schweren Kampf zwischen Holland und seinem eisernen Bruder durchzukämpfen, ohne daß das Gewebe seiner Nerven zerriß und er selber zugrunde ging, ist mir noch immer ein Rätsel. Es ist bewundernswürdig, daß die Macht der Idee ihn so über den widerwärtigen Umständen emporgehalten hat. Was er als Oberhaupt einer berühmten Nation dieser, was er sich selbst schuldig zu sein glaubte, nachdem er sich dessen einmal als König von Holland bewußt geworden war, verfolgte er auch gegen Frankreich und gegen seinen Bruder mit demjenigen strengen und sittlichen Ernste, der seiner Natur eigen ist. Von dem Augenblicke an, wo Napoleon von der Schelde, von dem Rheine, von der Maaß nur noch wie von den Adern des großen französischen Staatskörpers sprach und das Blut, was die tapferen Vorfahren unter Philipp dem Zweiten, um Holländer zu sein, so heldenmütig verspritzt hatten, gar nicht weiter in Anschlag brachte, blieb ihm nichts anderes übrig, als einen Thron zu verlassen, den er nicht länger glaubte auch nur mit einiger Würde behaupten zu können. Es ist dieses sonach kein Schritt, der, um Aufsehen zu erregen, von ihm getan wurde; sondern alles, was in dieser Sache öffentlich geschehen ist, geht vielmehr aus der innersten Überzeugung eines Wesens hervor, dem die Ruhe und der Friede eines guten Gewissens

das schätzbarste Kleinod auf Erden sind und mehr als der Besitz eines Thrones gelten.

Hierzu kommt noch eine äußerst liebliche Erscheinung, die besonders seinem Umgange eine große Annehmlichkeit erteilt. Man bemerkt nämlich weder Philosophie, noch Grundsätze, noch irgend etwas dergleichen in seiner Unterhaltung, was von irgendeiner Seite scharf und verletzend für die Andersgesinnten hervortritt; es ist vielmehr die reine, gütige Natur selbst, die vor uns steht und, ihren angeborenen sanften Trieben gemäß, heitere Geständnisse ablegt. Grundsätze haben noch Logik und lassen Streit, Zweifel und Auslegungen zu; das echte Gewissen aber kennt bloß Gefühle und geht geradewegs auf den Gegenstand zu, den es liebend zu umfassen gedenkt und, wenn es ihn umfaßt, auch nie wieder losläßt. Wie die unschuldige Herde auf der Wiese diejenigen Blumen und Kräuter, welche ihr der Instinkt als giftige ankündigt oder als schädlich verbietet, nicht mit Füßen zerstampft oder sie voll Unmut und Ingrimm zerstört, sondern ruhig stehen läßt, weitergeht und bloß das nimmt, was ihr eigentlich zur Nahrung dient und ihrer sanften, friedfertigen Natur gemäß ist, ebenso betrachte ich die Neigungen und Abneigungen einer wahrhaft sittlich schönen Natur, vor welcher alle jene in Schulen angelernte Künste notwendig beschämt in den Hintergrund zurücktreten müssen.

Ich kann sagen, daß, wo ich in meinem Leben das Glück hatte, einer solchen wahrhaft sittlichen Erscheinung zu begegnen, sie mich ausnehmend anzog und erbaute, wie ich denn auch in dieser Zeit meinen Freunden in Teplitz sehr oft zu sagen pflegte: man verläßt den König von Holland nie, ohne daß man sich besser fühlt. Mit großer Seelenerhebung gestand ich es mir selbst, wenn ich ihn so ein paar Stunden gesehen und gehört hatte: wenn dieses anmutig zarte und beinahe frauenhaft entwickelte Wesen in so großen, ungeheuern Weltverhältnissen das konnte, solltest du als Privatmann in beschränkten Kreisen nicht dasselbe leisten können oder wenigstens Mut und Fassung aus seinem Beispiel zu schöpfen imstande sein?

Es läßt sich schon ahnen, daß ein aller sittlichen Anerkennungen so fähiges und schönes Gemüt auch vor dem Charakter aller nordischen Völker und ihres Tuns und Lassens eine gleichsam angeborene Ehrfurcht in sich trägt; daher zeigen sich im Könige von Holland stille Anneigungen zu Preußen und Sachsen. Man möchte wohl mit dem Schicksale rechten, wofern nicht andere und tiefere Pläne desselben im Hintergrunde der Zeit liegen, die wir nicht zu erraten imstande sind, daß es gerade seinen Bruder und nicht ihn zum Könige von Westfalen machte. Ernst mit Sitte verbunden, beide ohne die geringste Strenge, Frömmigkeit ohne allen Stolz und Dünkel, ohne irgendeine trübe Beimischung von Furcht und Aberglauben, grundredlich und grundgütig zugleich — sollte man nicht glauben, daß dieser Charakter gänzlich dazu geeignet war, mit Allem, was der deutsche Charakter Vortreffliches oder Schätzenswertes an sich trägt, eine innige Verbindung, ja Durchdringung einzugehen? Aber auch in solchem an sich so erwünschten Falle würde schwerlich so viele angeborene Herzensgüte, wenigstens auf keine Weise mit Beibehaltung von Ludwigs Verhältnis zur französischen Nation, sich auf die Länge frei und selbständig behauptet haben, und es würde nur allzubald wiederum ebenso wie in Holland gegangen sein. Sein Reich ist nicht von dieser Welt und noch weniger von dieser Zeit.

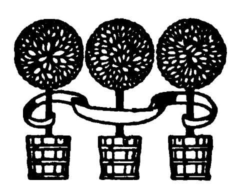
In den Umgebungen des Königs begegnete ich einem Doktor, dessen Ansichten oft etwas schroff, um nicht zu sagen katholisch-beschränkt waren. Er sprach sogar manchmal von der allein-seligmachenden katholischen Kirche, was aber der König im Gespräche nie aufnahm, der, wie gesagt, ebenso mild als ernst und menschlich in seinen Ansichten, sich keiner Einseitigkeit hingab. Ich suchte meine Fassung in solchen Fällen soviel nur immer möglich beizubehalten; einmal aber, da er wieder einige fast kapuzinermäßige Tiraden, wie sie jetzt gang und gäbe sind, über die Gefährlichkeit der Bücher und des Buchhandels vorbrachte, konnte ich nicht umhin, ihm mit der Behauptung zu dienen: das gefährlichste aller

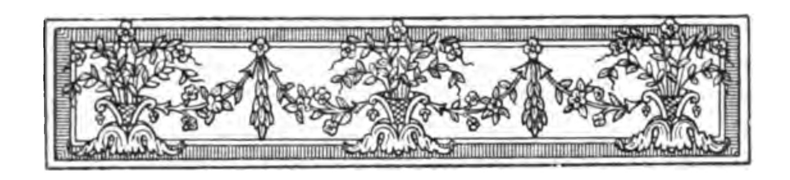
Bücher in weltgeschichtlicher Hinsicht, wenn durchaus einmal von Gefährlichkeit die Rede sein sollte, sei doch wohl unstreitig die Bibel, weil wohl leicht kein anderes Buch soviel Gutes und Böses, als dieses, im Menschengeschlechte zur Entwicklung gebracht habe. Als diese Rede heraus war, erschrak ich ein wenig vor ihrem Inhalte; denn ich dachte nicht anders, als die Pulvermine würde nun nach beiden Seiten in die Luft fliegen. Zum Glück aber kam es doch anders, als ich erwartete. Zwar sah ich den Doktor vor Schrecken und Zorn bei diesen Worten bald erbleichen, bald wieder rot werden; der König aber faßte sich mit gewohnter Milde und Freundlichkeit und sagte bloß scherzweise: ‚Cela perce quelquefois que Monsieur de Goethe est hérétique.'"

„Es dringt zuweilen durch, daß Herr von Goethe ein Ketzer ist."

Verweisungen.

Göttlicher Ursprung der Sittlichkeit E 1, 2; Religion und Kunst H 46, S 44; Priesterforderung der Selbsterkenntnis E 78.





E. Tugend.

Ursprung des Sittlichen.

Die Moral kommt von Gott und aus der Gesellschaft.

E 1 F. v. Müller, 29. April 1818.

[Goethe mit Freunden in Dornburg bei Jena.]

Er, dem über die heiligsten und wichtigsten Anliegen der Menschheit so selten ein entschiedenes Wort abzugewinnen ist, sprach diesmal über Religion, sittliche Ausbildung und letzten Zweck der Staatsanstalten mit einer Klarheit und Wärme, wie wir sie noch nie an ihm in gleichem Grade gefunden hatten.

„Das Vermögen, jedes Sinnliche zu veredeln und auch den totesten Stoff durch Vermählung mit der Idee zu beleben, ist die schönste Bürgschaft unseres übersinnlichen Ursprungs. Der Mensch, wie sehr ihn auch die Erde anzieht mit ihren tausend und abertausend Erscheinungen, hebt doch den Blick forschend und sehnend zum Himmel auf, der sich in unermeßlichen Räumen über ihm wölbt, weil er es tief und klar in sich fühlt, daß er ein Bürger jenes geistigen Reiches sei, woran wir den Glauben nicht abzulehnen noch aufzugeben vermögen. In dieser Ahnung liegt das Ge-

heimnis des ewigen Fortstrebens nach einem unbekannten Ziele; es ist gleichsam der Hebel unseres Forschens und Sinnens, das zarte Band zwischen Poesie und Wirklichkeit.

Die Moral ist ein ewiger Friedensversuch zwischen unseren persönlichen Anforderungen und den Gesetzen jenes unsichtbaren Reiches. Sie war gegen Ende des letzten Jahrhunderts schlaff und knechtisch geworden, als man sie dem schwankenden Kalkül einer bloßen Glückseligkeitstheorie unterwerfen wollte; Kant faßte sie zuerst in ihrer übersinnlichen Bedeutung auf, und wie überstreng er sie auch in seinem kategorischen Imperativ ausprägen wollte, so hat er doch das unsterbliche Verdienst, uns von jener Weichlichkeit, in die wir versunken waren, zurückgebracht zu haben. Der Charakter der Roheit ist es, nur nach eigenen Gesetzen leben, in fremde Kreise willkürlich übergreifen zu wollen. Darum wird der Staatsverein geschlossen, solcher Roheit und Willkür abzuhelfen, und alles Recht und alle positiven Gesetze sind wiederum nur ein ewiger Versuch, die Selbsthilfe der Individuen gegeneinander abzuwehren.

Wenn man das Treiben und Tun der Menschen seit Jahrtausenden überblickt, so lassen sich einige allgemeine Formeln erkennen, die je und immer eine Zauberkraft über ganze Nationen, wie über die Einzelnen ausgeübt haben, und diese Formeln, ewig wiederkehrend, ewig unter tausend bunten Verbrämungen dieselben, sind die geheimnisvolle Mitgabe einer höheren Macht in's Leben. Wohl übersetzt sich jeder diese Formeln in die ihm eigentümliche Sprache, paßt sie auf mannigfache Weise seinen beengten individuellen Zuständen an und mischt dadurch oft so viel Unlauteres darunter, daß sie kaum mehr in ihrer ursprünglichen Bedeutung zu erkennen sind. Aber diese letztere taucht doch immer unversehens wieder auf, bald in diesem, bald in jenem Volke, und der aufmerksame Forscher setzt sich aus solchen Formeln eine Art Alphabet des Weltgeistes zusammen."

Wir lauschten aufmerksam jedem Worte, das dem teuren Munde beredt entquoll und waren möglichst bemüht, durch Gegenrede und Ein-

wurf immer lebendigere Äußerungen hervorzulocken. Es war, als ob vor Goethes innerem Auge die großen Umrisse der Weltgeschichte vorübergingen, die sein gewaltiger Geist in ihre einfachsten Elemente aufzulösen bemüht war. Mit jeder neuen Äußerung nahm sein ganzes Wesen etwas Feierlicheres an, ich möchte sagen, etwas Prophetisches. Dichtung und Wahrheit verschmolzen sich ineinander und die höhere Ruhe des Weisen leuchtete aus seinen Zügen. Dabei war er kindlich mild und teilnehmend, weit geduldiger als sonst in Beantwortung unserer Fragen und Einwürfe, und seine Gedanken schienen wie in einem reinen, ungetrübten Äther gleichsam auf und nieder zu wogen.

Doch nur allzu rasch entschlüpften so köstliche Stunden. „Laßt mich, Kinder," sprach er plötzlich vom Sitze aufstehend, „laßt mich einsam zu meinen Steinen dort unten eilen! Denn nach solchem Gespräch geziemt dem alten Merlin, sich mit den Urelementen wieder zu befreunden." Wir sahen ihm lange und frohbewegt nach, als er, in seinen lichtgrauen Mantel gehüllt, feierlich in's Tal hinabstieg, bald bei diesem, bald bei jenem Gestein oder auch bei einzelnen Pflanzen verweilend und die ersteren mit seinem mineralogischen Hammer prüfend. Schon fielen längere Schatten von den Bergen, in denen er uns wie eine geisterhafte Erscheinung allmählich entschwand. [M.]

Dieser Bericht stammt vermutlich von einer der Gräfinnen Egloffstein. — Über Kants Imperativ s. D 67.

Das Sittliche als angeschaffene schöne Natur.

E 2 Zu Eckermann, 1. April 1827.

[Wie das Sittliche in die Welt gekommen ist?]

„Durch Gott selber, wie alles andere Gute. Es ist kein Produkt menschlicher Reflexion, sondern es ist angeschaffene und angeborene schöne Natur. Es ist mehr oder weniger den Menschen im allgemeinen angeschaffen, im hohen Grade aber einzelnen, ganz vorzüglich begabten Gemütern. Diese haben durch große Taten oder Lehren ihr göttliches Innere offenbart, welches sodann durch die Schönheit seiner Erscheinung die Liebe der Menschen ergriff und zur Verehrung und Nacheiferung gewaltig fortzog." [E.]

Fortsetzung E 5. — Als Urheber des Sittlichen sind auch die höheren Organisationen zu betrachten, von denen A 39 die Rede ist. Goethes Trachten ging stets dahin, Willkür durch Gesetz zu verdrängen.

Ein Beispiel der angeborenen sittlichen Natur.

E 3 Zu Falk, 10. November 1810.

Über König Ludwig von Holland: Seine Thronentsagung gehe aus der innersten Überzeugung eines Wesens hervor, dem die Ruhe und der Friede eines guten Gewissens das schätzbarste Kleinod auf Erden sind.

„Man bemerkt nämlich weder Philosophie, noch Grundsätze, noch irgend etwas dergleichen in seiner Unterhaltung, was von irgendeiner Seite scharf und verletzend für die Andersgesinnten hervortritt; es ist vielmehr die reine, gütige Natur selbst, die vor uns steht und, ihren angeborenen sanften Trieben gemäß, heitere Geständnisse ablegt. Grundsätze haben noch Logik und lassen Streit, Zweifel und Auslegungen zu; das echte Gewissen aber kennt bloß Gefühle und geht geradewegs auf den Gegenstand zu, den es liebend zu umfassen gedenkt und, wenn es ihn umfaßt, auch nie wieder losläßt. Wie die unschuldige Herde auf der Wiese diejenigen Blumen und Kräuter, welche ihr der Instinkt als giftige ankündigt oder als schädlich verbietet, nicht mit Füßen zerstampft oder sie voll Unmut und Ingrimm zerstört, sondern ruhig stehen läßt, weitergeht und bloß das nimmt, was ihr eigentlich zur Nahrung dient und ihrer sanften, friedfertigen Natur gemäß ist, ebenso betrachte ich die Neigungen und Abneigungen einer wahrhaft sittlich schönen Natur, vor welcher alle jene in Schulen angelernte Künste notwendig beschämt in den Hintergrund zurücktreten müssen.

Ich kann sagen, daß, wo ich in meinem Leben das Glück hatte, einer solchen wahrhaft sittlichen Erscheinung zu begegnen, sie mich ausnehmend anzog und erbaute, wie ich denn auch in dieser Zeit meinen Freunden in Teplitz sehr oft zu sagen pflegte: man verläßt den König von Holland nie, ohne daß man sich besser fühlt. Mit großer Seelenerhebung gestand ich es mir selbst, wenn ich ihn so ein paar Stunden gesehen und gehört hatte: wenn dieses anmutig zarte und

beinahe frauenhaft entwickelte Wesen in so großen, ungeheuern Weltverhältnissen das konnte, solltest du als Privatmann in beschränkten Kreisen nicht dasselbe leisten können oder wenigstens Mut und Fassung aus seinem Beispiel zu schöpfen imstande sein?" [F.]

Weiteres über den König von Holland in D 96.

Die Natur des Edlen.

E 4 Zu Eckermann, 1. April 1827.

„Alles Edle ist an sich stiller Natur und scheint zu schlafen, bis es durch Widerspruch geweckt und herausgefordert wird." [E.]

Zusammenhang mit O 6, wo an Antigone, Kreon und Ismene ein Beispiel gegeben wird.

Zweckmäßigkeit der Tugend.

Die Folgen des Edlen und des Schlechten.

E 5 Zu Eckermann, 1. April 1827.

„Der Wert des Sittlich-Schönen und Guten aber konnte durch Erfahrung und Weisheit zum Bewußtsein gelangen, indem das Schlechte sich in seinen Folgen als ein solches erwies, welches das Glück des Einzelnen wie des Ganzen zerstörte, dagegen das Edle und Rechte als ein solches, welches das besondere und allgemeine Glück herbeiführte und befestigte. So konnte das Sittlich-Schöne zur Lehre werden und sich als ein Ausgesprochenes über ganze Völkerschaften verbreiten." [E.]

Vorhergehendes s. E 2, vgl. auch E 3.

E 6 Zu Eckermann, 25. Dezember 1825.

„Alles, was wir tun, hat eine Folge. Aber das Kluge und Rechte bringt nicht immer etwas Günstiges und das Verkehrte nicht immer etwas Ungünstiges hervor; vielmehr wirkt es oftmals ganz im Gegenteil.

Ich machte vor einiger Zeit bei Unterhandlungen mit Buchhändlern einen Fehler, und es tat mir leid, daß ich ihn gemacht hatte. Jetzt aber haben sich die Umstände so geändert, daß ich einen großen Fehler begangen haben würde, wenn ich jenen nicht gemacht hätte. Dergleichen wiederholt sich im Leben häufig, und Weltmenschen, welche dieses wissen, sieht man daher mit einer großen Frechheit und Dreistigkeit zu Werke gehen." [E.]

Glück und Tugend.

E 7 Zu Riemer, 13. Februar 1814.

„Wir sind nicht glücklich durch unsere Tugenden, sondern durch unsere Fehler und Schwachheiten. Wer da meint, daß er durch die Erfüllung einer Tugend glücklich sei, irrt sich. Es ist die Eitelkeit, die ihm noch beiwohnt, eine solche Tugend zu besitzen. Sie muß sich von selbst verstehen; dann macht aber das Gefühl derselben nicht mehr glücklich, so wenig wie Gleichgültigkeit einerlei mit Interesse ist." [R 2.]

Vgl. hierzu: „Nur die ungebildete Seite an uns ist es, von der her wir glücklich sind. Jeder Mensch hat so eine" (Riemer, 1. Februar 1808).

Größe durch Güte.

E 8 Eckermann, 12. Februar 1829.

Über den großen Mathematiker Lagrange, an welchem Goethe vorzüglich den trefflichen Charakter hervorhebt.

„Er war ein guter Mensch und eben deswegen groß. Denn wenn ein guter Mensch mit Talent begabt ist, so wird

er immer zum Heil der Welt sittlich wirken, sei es als Künstler, Naturforscher, Dichter oder was alles sonst." [E.]

Über Joseph Louis Lagrange (1736—1813) heißt es in den ‚Sprüchen in Prosa': „Die Mathematik vermag kein Vorurteil wegzuheben; sie kann den Eigensinn nicht lindern, den Parteigeist nicht beschwichtigen; nichts von allem Sittlichen vermag sie. Der Mathematiker ist nur insofern vollkommen, als er ein vollkommener Mensch ist, als er das Schöne des Wahren in sich empfindet; dann erst wird er gründlich, durchsichtig, umsichtig, rein, klar, anmutig, ja elegant wirken. Das alles gehört dazu, um Lagrange ähnlich zu werden."

Der Charakter ergänzt das Wissen.

E 9 F. v. Müller, 31. März 1824.

Riemer bemerkte, daß es ein großer Irrtum sei, das Wissen und den Charakter von einander zu trennen; eines sei erst durch das andere etwas, durch den Charakter trete jenes erst recht hervor; man könne allenfalls ohne Wissen, aber nicht ohne Charakter leben.

„Jawohl," versetzte Goethe, „der Charakter ersetzt nicht das Wissen, aber er suppliert es. Mir ist in allen Geschäften und Lebensverwicklungen das Absolute meines Charakters sehr zustatten gekommen. Ich konnte Vierteljahre lang schweigen und dulden wie ein Hund, aber meinen Zweck immer festhalten; trat ich dann mit der Ausführung hervor, so drängte ich unbedingt mit aller Kraft zum Ziele, mochte fallen rechts oder links, was da wollte. Aber wie bin ich oft verlästert worden, bei meinen edelsten Handlungen am meisten!

Doch das Geschrei der Leute kümmerte mich nichts. Die Kinder und ihr Benehmen gegen mich waren oft mein Barometer hinsichtlich der Gesinnungen der Eltern. Ich nahm alle Zustände und Personen, meine Kollegen z. B., durchaus real, als gegebene, einmal fixierte Naturwesen, die nicht anders handeln können, als sie handeln, und ordnete hiernach meine Verhältnisse zu ihnen. Dabei suchte ich ringsum mich selbst richtig zu sehen.

In die Kriegskommission trat ich nur, um den Finanzen durch die Kriegskasse aufzuhelfen, weil da am ersten Er-

sparnisse zu machen waren. Einst zahlte ich tausend Louisdors daraus der Herzogin zu einer Badereise nach Aachen aus. Den Ilmenauer Steuerkassierer brachte ich in's Zuchthaus, weil ich im Konseil seinen Proprerest von 4000 Talern, den er durch falsche Restspezifikation maskiert hatte, schonungslos aufdeckte, trotzdem daß der Minister Fritsch und Geheimer Hofrat Eckardt ihn protegierten.

Einen Parvenü wie mich konnte bloß die entschiedenste Uneigennützigkeit aufrecht halten. Ich hatte von vielen Seiten Anmahnungen zum Gegenteil; aber ich habe meinen schriftstellerischen Erwerb und zwei Drittel meines väterlichen Vermögens hier zugesetzt und erst mit 1200 Taler, dann mit 1800 Taler bis 1815 gedient." [M.]

Proprerest: eigene Schuld des Kassierers.

Der Charakter ergänzt das Talent.

E 10 Zu Soret, 17. Februar 1832, in Eckermanns Fassung.

„Und was ist denn überhaupt Gutes an uns, wenn es nicht die Kraft und Neigung ist, die Mittel der äußeren Welt an uns heranzuziehen und unseren höheren Zwecken dienstbar zu machen? Ich darf wohl von mir selber reden und bescheiden sagen, wie ich fühle. Es ist wahr, ich habe in meinem langen Leben mancherlei getan und zustande gebracht, dessen ich mich allenfalls rühmen könnte. Was hatte ich aber, wenn wir ehrlich sein wollen, das eigentlich mein war, als die Fähigkeit und Neigung, zu sehen und zu hören, zu unterscheiden und zu wählen, und das Gesehene und Gehörte mit einigem Geist zu beleben und mit einiger Geschicklichkeit wiederzugeben? Ich verdanke meine Werke keineswegs meiner eigenen Weisheit allein, sondern Tausenden von Dingen und Personen außer mir, die mir dazu das Material boten. Es kamen Narren und Weise, helle Köpfe und bornierte, Kindheit und Jugend wie das reife Alter: alle sagten mir, wie es ihnen zu Sinne sei, was sie dachten, wie sie lebten und

wirkten und welche Erfahrungen sie sich gesammelt, und ich hatte weiter nichts zu tun, als zuzugreifen und das zu ernten, was andere für mich gesäet hatten.

Es ist im Grunde auch alles Torheit, ob einer etwas aus sich habe, oder ob er es von anderen habe; ob einer durch sich wirke, oder ob er durch Andere wirke. Die Hauptsache ist, daß man ein großes Wollen habe und Geschick und Beharrlichkeit besitze, es auszuführen; alles übrige ist gleichgültig." [E.]

„Mangel an Charakter der einzelnen forschenden und schreibenden Individuen ist die Quelle alles Übels unserer neuesten Literatur", vgl. C 31.

Das Gewissen.

E 11 — Zu Riemer, 9. August 1810.

„Gott nur ist moralisch, kein Mensch ist es vis à vis von sich; man ist es nur gegen Andere, denn Niemand kann sich selbst subordinieren." [R 2.]

E 12 — Zu Riemer, 21. Juni 1810.

„Der Mensch kommt moraliter ebenso nackt auf die Welt als physice, obgleich später in diesem Sinne. Daher ist er (seine Seele) in der Jugend so empfindlich gegen die äußere Witterung, ob er sich gleich nach und nach daran bis auf einen gewissen Grad gewöhnt." [R.]

Ein zu zartes Gewissen.

E 13 — Eckermann, 29. Mai 1831.

Goethe erzählte mir von einem Knaben, der sich über einen begangenen kleinen Fehler nicht habe beruhigen können.

„Es war mir nicht lieb, dieses zu bemerken, denn es zeugt von einem zu zarten Gewissen, welches das eigene

moralische Selbst so hoch schätzt, daß es ihm nichts verzeihen will. Ein solches Gewissen macht hypochondrische Menschen, wenn es nicht durch eine große Tätigkeit balanciert wird.“ [E.]

Wenn der Knabe einer von Goethes Enkeln war, so traf die Voraussage ein.

Reue und Vorwürfe.

E 14 Zu F. v. Müller, 6. Dezember 1825.

„Keine Rekriminationen, keine Vorwürfe über Vergangenes, nun doch nicht zu Änderndes! Jeder Tag bestehe für sich! Wie kann man leben, wenn man nicht jeden Abend sich und Anderen ein Absolutorium erteilt!“ [M.]

Im Tagebuche F. v. Müllers finden wir oft Ausdrücke der Reue oder des Bedauerns über kleine Versehen, z. B. daß er zu lange bei Goethe geblieben sei. — Rekrimination bedeutete früher Erwiderung von Beschimpfungen oder Beleidigungen, hier wohl: Erneuerung, Wiederauffrischung früheren Unrechts. — Absolutorium ist gleichfalls ein alter juristischer Ausdruck: Erlaßurteil, Lossprechungsbrief, Straflosserklärung.

Gewissen von Weib und Mann.

E 15 Zu Riemer, 8. August 1807.

„Wenn ein Weib einmal vom rechten Wege ab ist, dann geht es auch blind und rücksichtslos auf dem bösen fort, und der Mann ist nichts dagegen, wenn er auf bösen Wegen wandelt. Denn er hat immer noch eine Art von Gewissen. Bei ihr aber wirkt dann die bloße Natur.“ [R.]

Ehrgefühl, Ruhm, Eitelkeit.

Ehre.

E 16 Zu Riemer, 28. August 1810.

„Das egoistische Zeitalter kennt keine Ehre; denn die Ehre braucht andere Leute, die sie doch voraussetzt, der Egoist braucht nur sich.“ [R 2.]

E 17 Zu Riemer, August 1810.

„Die Weiber wissen niemals, worüber eigentlich die Männer sich nicht vertragen können. Weil sie eben wie die Juden kein Point d'honneur haben und zuletzt immer noch transigieren." [R.]

Über Zweikämpfe sagte Goethe zum Kanzler v. Müller: „Was kommt auf ein Menschenleben an? . . . Es ist wichtiger, daß das Prinzip des Ehrenpunkts, eine gewisse Garantie gegen rohe Tätlichkeiten lebendig erhalten werde." Er war aber sehr dankbar, als der Kanzler einen Zweikampf seines Sohnes verhinderte. — Transigieren: verhandeln, vermitteln.

Ruhm.

E 18 Zu dem russischen Grafen S. nach 1825.

„Der Ruhm ist eine herrliche Seelenkost: sie stärkt und erhebt den Geist, erfrischt das Gemüt; das schwache Menschenherz mag sich daher gern daran erlaben. Aber man gelangt gar bald auf dem Wege der Berühmtheit zur Geringachtung derselben. Die öffentliche Meinung vergöttert Menschen und lästert Götter; sie preist oft die Fehler, worüber wir erröten, und verhöhnt die Tugenden, welche unser Stolz sind. Glauben Sie mir: der Ruhm ist so verletzend fast als die Verrufenheit . . . Ich genieße, was mir das Glück an Ruhm geboten, aber die süßere Frucht ist mir das Verstehen der gesunden Menschheit." [Bie.]

Über Goethes Stellung zum Ruhm vgl. A 76.

Eitelkeit.

E 19a Zu Riemer, 21. Mai 1807.

„Man mutze sich jetzt in der Gesellschaft die Eitelkeit auf: dadurch gehe die Gesellschaft zugrunde! Denn nun würden die Einen bloß passiv, indem sie dächten: wenn ich die angenehmen Eigenschaften, die ich besitze, nicht zeigen soll,

so will ich tun, als hätte ich gar keine, und nun passen sie den Andern auf. Dadurch bemächtigt sich gerade der Schlechteste der Gesellschaft, der dreist genug ist." [R 2.]

E 19b Zu Riemer, 9. Juli 1811.

„Ein Mensch, der eitel ist, kann nie ganz roh sein; denn er wünscht zu gefallen und so akkommodiert er sich Andern." [R 2.]

E 20 Zu Riemer, 13. August 1810.

„Die Eitelkeit ist ungefähr das, was beim Essen der gute Appetit ist: das Wohlschmecken, das Innewerden des Genusses. Ohne diesen frißt man sich nur voll wie das Tier." [R.]

Eigenheit und Moral. Genie und Moral. Politik und Moral.

Eigenheit.

E 21 Karoline Herder, 13. Oktober 1788.

Als Herder mit dem Domherrn v. Dalberg eine Reise nach Italien machte und mit ihm und seiner Geliebten, einer Frau v. Seckendorf, nicht zufrieden war, sprachen Goethe und Karoline Herder darüber, und Karoline schrieb an ihren Mann:

Vom Kaiser [Joseph] sagte [Goethe], er hätte das Haus Österreich durch diesen Krieg [gegen die Türken] so heruntergebracht, daß es sich in hundert Jahren nicht erholen werde. Ich sagte: „So wird's unserm Herzog auch gehen." — „Ja, nicht anders," antwortete er; „und so geht's uns allen, wenn wir unsere Eigenheit irgendwo oder am unrechten Ort, wie es gemeiniglich geschieht, durchsetzen. So ist mir's von Jugend auf gegangen; ich war frei und reich, konnte sie also öfters und mehr durchsetzen als ein anderer, und

ich weiß am besten, wo und wie sie mir geschadet; und wenn ich mich jetzt nicht so zusammennähme, so würde es noch mehr geschehen. So schadet dem Herder jetzt seine Eigenheit. Niemand wird es glauben, aber Zartheit und Nachgiebigkeit ist seine Eigenheit, und nun leidet er darunter. Hätte er gefühlt, wer er ist und wie ihm mankiert worden, er hätte von Augsburg aus sich nicht so gütig betragen. Und daher kommt's manchmal, daß er hernach am unrechten Ort gegen Menschen das Rauhe hervorkehrt." [H.]

Genie und Moral.

E 22 Zu Riemer und Kaaz, 9. Juli 1809.

„Die Willkür des Genies läßt sich gar nicht bestimmen und abmessen. Genie kann im Schönen und Vollkommenen verbleiben oder darüber hinausgehen in's Absurde.

Man könnte ein solches Genie, das innerhalb des Schönen bleibt, ein moralisches nennen, weil es eben das tut, was das moralische Wesen tut: innerhalb der Pflicht oder des moralischen Gesetzes zu verbleiben.

Die andern, insofern unmoralische, wohlgemerkt! nicht unsittliche. Es ist das tertium comparationis hier nur dies, daß beide in einem gewissen Maße, auf einer gewissen Mitte bestehen.

Und so wie die Menschen gewöhnlich mehr sittliche Ungeheuer bewundern und anstaunen als wahrhaft Sittliche, so auch mehr das extravagante Genie, das sich im Absurden gefällt, als das, welches im Schönen verbleibt." [R.]

Tertium comparationis, das Dritte der Vergleichung: dasjenige, worin zwei verglichene Gegenstände übereinstimmen. — Moralisch ist hier so gebraucht, wie man heute „ethisch" sagt: die Pflicht aus eigener Erkenntnis, unterschieden von der Forderung der landesüblichen Sittlichkeit.

E 23 Riemer, 3. Februar 1807.

„Außerordentliche Menschen, wie Napoleon, treten aus der Moralität heraus. Sie wirken zuletzt wie physische Ursachen, wie Feuer und Wasser.

Ja, schon Jeder, der aus der Subordination heraustritt — denn die ist das Moralische — ist insofern unmoralisch.

Wer von seinem Verstande zum Schaden Anderer Gebrauch macht oder auch diese nur dadurch einschränkt, ist insofern unmoralisch.

Jede Tugend übt Gewalt aus, wie auch jede Idee, die in die Welt tritt, anfangs tyrannisch wirkt.“ [R 2.]

E 24 Zu Falk, Zeit unbekannt.

„Jedes Individuum hat vermittelst seiner Neigungen ein Recht zu Grundsätzen, die es als Individuum nicht aufheben.“ [F.]

Ausführung s. C 28.

Politik und Moral.

E 25 Zu F. v. Müller, 1. Januar 1832.

„Ich stelle mich höher als die gewöhnlichen platten moralischen Politiker; ich spreche es geradezu aus: kein König hält Wort, kann es nicht halten, muß stets den gebieterischen Umständen nachgeben.

Die Polen wären doch untergegangen, mußten nach ihrer ganzen verwirrten Sinnesweise untergehen. Sollte Preußen mit leeren Händen dabei ausgehen, während Rußland und Österreich zugriffen? Für uns arme Philister ist die entgegengesetzte Handlungsweise Pflicht, nicht für die Mächtigen der Erde.“ [M.]

Dagegen sagte Goethe zu Eckermann (O 6): „Man sollte überhaupt nie eine Handlungsweise eine Staatstugend nennen, die gegen die Tugend im allgemeinen geht.“

Das sittliche Urteil über Andere.

Die Fehler sind erklärlicher als die Tugenden.

E 26a Zu Riemer, 4. Juni 1809.

„Die Menschen sollten nur bewundern, daß ein Mensch noch Tugenden hat; die Fehler verstehen sich von selbst." [R 2.]

Vgl. E 1—4 über den überirdischen Charakter der Tugenden. — Am 26. April 1816 sagte Goethe zu Riemer: „Das Vortreffliche, die Tugend, das Ausnehmende macht die Ausnahme, nicht die Regel in der Welt." [R 2.]

Alles gut und schön finden.

E 26b In Gesellschaft, Ende April 1804.

In Gesellschaft mit Wilhelm Schlegel, dem Bildhauer Tieck, Riemer und H. C. Robinson. Goethe sagte zu Schlegel:

„Ich höre gern, daß Ihr Bruder uns die ‚Sakuntala' übersetzen will. Ich werde mit Freuden jenes Gedicht, wie es wirklich ist, betrachten statt in der Gestalt, wie es uns von jenem moralischen Engländer [Wilson] vorgelegt wurde." Er legte einen sarkastischen Klang in das Wort ‚moralischen' und fuhr dann fort: „Eigentlich aber hasse ich alles Orientalische." Damit wollte er offenbar sagen, daß er den hellenischen Geist weit über den morgenländischen stelle. Er fuhr fort:

„Mir ist's lieb, daß etwas da ist, was ich hasse. Man läuft sonst Gefahr, in stumpfsinniger Weise jegliches Ding an seiner Stelle für gut zu erklären, und dabei würde doch alles wahre Gefühl aufhören." [Ro.]

Beurteilung des Menschen nach Herkunft und Umgebung.

E 27 Eckermann, 11. Juni 1825.

Goethe sprach heute bei Tisch sehr viel von dem Buche des Majors Parry über Lord Byron. Er lobte es durchaus und bemerkte, daß Lord Byron in dieser Darstellung weit vollkommener und weit klarer über sich und seine Vorsätze erscheine, als in allem, was bisher über ihn geschrieben worden.

Goethe: „Der Major Parry muß gleichfalls ein sehr bedeutender, ja ein hoher Mensch sein, daß er seinen Freund so rein hat auffassen und so vollkommen hat darstellen können. Eine Äußerung seines Buches ist mir besonders lieb und erwünscht gewesen; sie ist eines alten Griechen, eines Plutarch würdig. ‚Dem edlen Lord', sagt Parry, ‚fehlten alle jene Tugenden, die den Bürgerstand zieren und welche sich anzueignen er durch Geburt, durch Erziehung und Lebensweise gehindert war. Nun sind aber seine ungünstigen Beurteiler sämtlich aus der Mittelklasse, die denn freilich tadelnd bedauern, dasjenige an ihm zu vermissen, was sie an sich selber zu schätzen Ursache haben. Die wackeren Leute bedenken nicht, daß er an seiner hohen Stelle Verdienste besaß, von denen sie sich keinen Begriff machen können.' Nun, wie gefällt Ihnen das? Nicht wahr, so etwas hört man nicht alle Tage?" [E.]

Philister-Urteil.

E 28 Zu Riemer, 18. August 1807.

„Der Philister negiert nicht nur andere Zustände, als der seinige ist, er will auch, daß alle übrigen Menschen auf seine Weise existieren sollen. Er geht zu Fuß und ist sein Leben lang zu Fuß gegangen. Nun sieht er jemand in einem Wagen fahren. Was das für eine Narrheit ist, ruft er aus, zu fahren, sich dahinschleppen lassen von Pferden! Hat der Kerl nicht Beine! wozu sind denn die Beine anders als zum Gehen? Wenn wir fahren sollten, würde uns Gott keine Beine gegeben haben! — Was ist es denn aber auch weiter! Wenn ich mich auf einen Stuhl setze und Räder unten anbringe und Pferde vorspanne, so kann ich auch fahren, so gut wie jener. Das ist keine Kunst!

Man wird in philisterhaften Äußerungen immer finden, daß der Kerl immer zugleich seinen eignen Zustand ausspricht, indem er den fremden negiert, und daß er also den seinigen

als allgemein sein sollend verlangt. Es ist der blindeste Egoismus, der von sich selbst nichts weiß und nicht weiß, daß der der Andern ebensoviel Recht hätte, den seinigen auszuschließen, als der seinige hat, den der Andern." [R.]

Andrer Leute Unsittlichkeit.

E 29 Zu Riemer, 27. Juni 1810.

„Man hört so oft über weitverbreitete Immoralität in unserer Zeit klagen, und doch wüßte ich nicht, daß irgendeiner, der Lust hätte, moralisch zu sein, verhindert würde, es nur um so mehr und mit desto mehr Ehre zu sein." [R 2.]

Menschliche Gerechtigkeit.

E 30 Zu Riemer, 1. September 1810.

„Eigentlich ist es nur des Menschen, gerecht zu sein und Gerechtigkeit zu üben; denn die Götter lassen Alle gewähren, ihre Sonne scheinen über Gerechte und Ungerechte. Der Mensch allein geht nach Würdigkeit, nach Verdienst aus. Es soll Niemand genießen, was besser ist als er; er muß erst desselben wert, d. h. ihm gleich sein." [R 2.]

Voraussetzung eines ruhigen Urteils.

E 31 Zu Riemer, 1810.

„Nur das Kunstwerk regt die Betrachtung auf; der historische Fall, wenn er gegenwärtig ist, oder die Tat nur Haß und Liebe, Abneigung und Zuneigung, Beifall und Tadel. Erst im Spiegel der Kunst kommen wir zu einer ruhigen Betrachtung und zu einer Nutzanwendung." [R 2.]

Egoismus und Gemeinwohl.

Der Vorwurf des Egoismus.

E 32a Zu Riemer, 10. März 1811.

„Die Meisterschaft gilt für Egoismus.“ [R.]

Riemer berichtet, daß Goethe einen Roman ‚Der Egoist‘ geplant habe, dessen Idee obiger Satz werden sollte. Man wird dabei an Goethe selber denken, dem tausendmal der Vorwurf des Egoismus gemacht wurde, weil er das Bedürfnis hatte, Großes zu leisten und deshalb seine Zeit und Kraft nicht an die Vielen verzetteln wollte, die etwas von ihm begehrten. Vgl. „Briefe beantworten“, „Besucher“, F 28, 29 ff.

E 32b Zu Riemer, 27. Dezember 1809.

„‚Wenn wir nicht so ehrliche, rechtschaffene Leute wären, so möchten wir wohl auch solche Schelme sein wie ihr‘. Das ist ohngefähr das Apophthegma aller der sogenannten Patrioten, die um der Lumpe willen sich für diese aufopfern.

Wer über den Egoismus, Selbstsucht usw. klagt: Dinge, die dem Egoismus des dunkeln groben Haufens entgegenstehen, ist in dem Fall, daß er den Egoismus der Gescheiten beneidet, weil Gott weiß was ihn abhält, ebenso gescheit zu sein.“ [R 2.]

Apophthegma: kurzer Sinnspruch.

„Zu einem Instrument gebe ich mich nicht her.“

E 33 Zu Riemer, Anfang 1807.

„Nur nichts als Profession getrieben! Das ist mir zuwider. Ich will alles, was ich kann, spielend treiben, was mir eben kommt und so lange die Lust daran währt. So hab' ich in meiner Jugend gespielt unbewußt; so will ich's bewußt fortsetzen durch mein übriges Leben. Nützlich? — Nutzen, das ist eure Sache! Ihr mögt mich benutzen; aber

ich kann mich nicht auf den Kauf oder die Nachfrage einrichten. Was ich kann und verstehe, das werdet ihr benutzen, sobald ihr wollt und Bedürfnis danach habt. Zu einem Instrument gebe ich mich nicht her; und jede Profession ist ein Instrument, oder wollt ihr es vornehmer ausgedrückt: ein Organ." [R.]

E 34 Zu F. v. Müller, 28. März 1830.

„Ich habe Natur und Kunst eigentlich immer nur egoistisch studiert, nämlich um mich zu unterrichten. Ich schrieb auch nur darüber, um mich immer weiter zu bilden. Was die Leute daraus machen, ist mir einerlei." [M.]

Das Gemeinwohl als Folge des weisen Egoismus.

E 35 Zu Soret, 20. Oktober 1830.

„Ich habe in meinem Berufe als Schriftsteller nie gefragt: was will die große Masse und wie nütze ich dem Ganzen? Sondern ich habe immer nur dahin getrachtet, mich selbst einsichtiger und besser zu machen, den Gehalt meiner eigenen Persönlichkeit zu steigern und dann immer nur auszusprechen, was ich als gut und wahr erkannt hatte. Dieses hat freilich, wie ich nicht leugnen will, in einem großen Kreise gewirkt und genützt; aber dies war nicht der Zweck, sondern ganz notwendige Folge." [E.]

E 36 Zu Eckermann, 14. März 1830.

„Ich habe es mir ein halbes Jahrhundert lang sauer genug werden lassen. Ich kann sagen: ich habe in den Dingen, die die Natur mir zum Tagewerk bestimmt, mir Tag und Nacht keine Ruhe gelassen und keine Erholung gegönnt, sondern immer gestrebt und geforscht und getan, so gut und so viel ich konnte. Wenn jeder von sich dasselbe sagen kann, so wird es um alle gut stehen!" [E.]

E 37 Riemer, 3. Februar 1807.

Goethe bezeichnete die Sätze „Jeder handle aus Eigennutz“ und „Die Liebe sei nur Selbstsucht“ als halbe oder Viertelswahrheiten, vor denen man sich hüten müsse.

„Als wenn die Natur nicht so eingerichtet wäre, daß die Zwecke des Einzelnen dem Ganzen nicht widersprechen, ja sogar zu seiner Erhaltung dienen! Als wenn ohne Motive etwas geschehen könnte, und als wenn diese Motive außerhalb des handelnden Wesens liegen könnten und nicht vielmehr im Innersten desselben! Ja, als wenn ich die Wohlfahrt des Andern befördern könnte, ohne daß sie auf mich inundierte, keineswegs mit meinem Verlust, mit meiner Aufopferung, welche nicht immer dazu erfordert wird und welches nur in gewissen Fällen geschehen kann!

Wäre es wahr, daß Jeder nur aus und zu seinem Vorteil handle, so würde einmal folgen, daß, wenn ich zu meinem Abbruch, Nachteil, Detriment handelte, ich erst die Wohlfahrt des Andern beförderte, welches absurd ist. Ferner, daß, wenn ich dem Andern Schaden täte, wenn ich in Zorn gegen ihn aufwallte und ihn schlüge oder dgl., daß ich alsdann zu meinem Vorteil, für mein Interesse handelte, welches ebenso absurd ist. Man unterscheidet hier nicht die Aufwallung, die Regung der Natur, die in jedem Einzelnen den Mittelpunkt vom Ganzen aufschlagen will.“ [R 2.]

Inundieren: überfließen; Detriment: Verlust, Schaden.

Das Nützlichkeitsprinzip in Privatleben und Gesetzgebung.

E 38 Soret, 20. Oktober 1830.

Goethe sprach gegen das Nützlichkeitsprinzip [wie es Sorets Onkel Dumont als Herausgeber Benthams vertrat], jedoch weniger einschneidend als gewöhnlich und immer im Interesse seiner eignen Person. Wir näherten uns indessen etwas, dank seiner sonst nicht üblichen Offenheit. Als ich ihm bemerkte, daß der wahre Utilitarier nicht den Egoismus predige, vielmehr die Mitarbeiterschaft jedes Einzelnen zum allgemeinen Wohl als unerläßliche Voraussetzung bezeichne, antwortete er:

„Ich weiß nicht, warum das Interesse des Einzelnen dem der Menge geopfert werden soll. Ich behaupte: jeder soll bleiben, was er ist, und nach innerster Überzeugung arbeiten und schaffen. Ich habe als Schriftsteller nie das Interesse der Menge in Betracht gezogen, bin aber stets bestrebt gewesen, die Wahrheit zu sagen, zu schreiben, was ich dachte, und was ich für gut hielt. Daraus ist Gutes für Andere hervorgegangen, ohne daß dies mein ursprüngliches Ziel war. Daher scheint es mir ein falsches Prinzip zu sein, wenn man sagt, man müsse sich dem Gemeinwohl opfern."

Soret: „Aber darin werden Sie mir beistimmen, daß diese individuelle Überzeugung sehr einsichtsvoll, gerecht, angemessen und nützlich für denjenigen sein muß, der sie hegt, noch ehe er sie draußen bekannt macht."

Goethe: „Das versteht sich von selbst; sonst würde sie auch für Andere keine Früchte bringen und mich selbst schädigen."

Soret: „In diesem Falle sind wir beinahe der gleichen Ansicht, denn das persönliche Interesse ist, recht verstanden, nichts anderes als das der großen Menge."

Goethe: „Ja, aber darin verstehn wir uns nicht, daß Sie das Interesse der großen Menge zum Prinzip machen, während ich es als die Folge ansehe."

Soret: „Verzeihung! Ich mache es zum Prinzip, insofern es mir als die beste Grundlage für die allgemeine Anwendung gilt. Wenn ich vom Utilitätsprinzip oder von dem größten Gesamtwohl spreche, so meine ich damit die Grundlage, die mir als Gesetzgeber zum Wegweiser dienen kann."

Goethe: „O, wenn es sich um Gesetzgebung handelt, gebe ich die Partie auf! Da hinein mische ich mich nicht, das gehört nicht zu meinen Befugnissen und Aufgaben. Ich überlasse Andern die Gesetzgebung und Andern die Sorge, einen bessern Weg zur Hebung der Gesellschaft zu suchen, indem ich mich darauf beschränke, ihnen zu sagen: meiner Meinung nach sollten die Gesetze sich damit begnügen, die Menge der Übel zu verringern, ohne die Menge des Guten vermehren zu wollen. Tun Sie für Ihre Gesetzgebung, was Sie wollen, das ist nicht mehr meine Sache! Nur zwingen Sie mich als einzelnen nicht, mich in meinem Privat-

leben nach dem größten Gesamtwohl zu richten! Denn wenn ich Rücksicht auf die Menge und nicht auf meine Persönlichkeit nehmen soll, so mache ich ihnen etwas vor und habe sie zum besten, wie der selige Kotzebue es tat!“ [S.]

Vgl. G 15—22, Patriotismus.

Das Wie und Was unseres Tuns.

Geduld und Sorgfalt bei kleinen Dingen.

E 39 Bei der Herzogin Anna Amalie, 16. Januar 1806.
Es wurden Zeichnungen Tischbeins betrachtet.

Unter dem Lobe, das ihnen Goethe erteilte, sprach er viel von Talent und Übung in der Kunst, welche durchaus zu ehren und zu preisen wäre, sollte es auch nur an dem Manne sein, welcher einst vor Alexander dem Großen die Hirsekörner durch ein Nadelöhr geworfen hätte. Es war artig, wie Wieland noch lange ruhig zuhörte und endlich gleich wieder bei den Hirsekörnern anfing, welche Kunst er so dumm und albern fand, daß er den Mann noch ganz besonders hätte strafen lassen, daß er so unendlich viel Zeit darauf verwendet hätte. Alle Künste der Technik, wodurch die Engländer sich auszeichneten, behauptete Goethe, wären durch diese Geduld und Anhaltsamkeit entstanden, und Alexander als Monarch hätte ganz unrecht gehabt, den Mann so verächtlich zu behandeln; er hätte vielmehr zu den Umstehenden sagen sollen: Seht! dieser Mann hat es durch außerordentliche Geduld und Übung zu solch einer Fertigkeit gebracht; könntet ihr es nicht in etwas Gescheitern auch so weit bringen? [Kn.]

Vgl. hierzu, was F. v. Müller in seiner Logenrede vom 9. Nov. 1832 über Goethe sagte: „Ein Unbedeutendes kannte er nicht, weil seine Behandlungsweise, der Sinn, den er hineintrug, es alsobald zum Bedeutenden umschuf. Das Kuvertieren eines Briefs, das Einpacken einer Zeichnung wurde von ihm stets mit derselben besonnenen Genauigkeit und Zierlichkeit besorgt, wie der Abschluß des wichtigsten Geschäfts oder die Revision gehaltreichster Entwürfe. Daher ihm denn nicht leicht eine Mitteilung größeren Beifall abgewann, als

da ich ihm einst erzählte, Graf Capo d'Istria habe mir bei seiner Abreise nach Griechenland gesagt: „Ich folge dem Rufe des Schicksals, obgleich zweifelnd am Gelingen meines Unternehmens. Denn nicht was der Mensch erreicht, sondern was und wie er strebt, verdient Achtung, gewährt Beruhigung. Und wäre es meine Aufgabe, diese Streusandbüchse, die eben vor mir steht, immerfort auszuschütten und wieder zu füllen — ich würde es mit unermüdeter Geduld und genauester Sorgfalt tun."

Christian Schuchardt, Goethes letzter Sekretär, erzählte: „Ein Tintenfleck auf dem Manuskript war ihm ein Greuel, aber dennoch wurde er niemals unwillig, sondern suchte mich ein für allemal durch eine kleine Anekdote zu bessern. ‚Ich will Ihnen einmal etwas erzählen, junger Mann,' sagte er bei dieser Gelegenheit; ‚wenn es dem Herzog von Gotha beim Briefschreiben begegnete, daß die Schleife eines Buchstabens, wie beim h, g usw., in der Tinte zusammlief, so fing er den Brief von neuem an.'" (Mitgeteilt von R. Springer, Die klassischen Stätten usw., Berlin 1869.) Diese Erinnerung Schuchardts bringt Julius Gensel in etwas anderer Fassung in den ‚Stunden mit Goethe' II, 288.

E 40 F. v. Müller, 15. März 1825.

[Wir sprachen] von der Notwendigkeit, alle Geschäftsexpeditionen reinlich und anständig zu machen, indem eine Kommunikation des Landschaftskollegs, die mit Klecksen und schlechten Oblaten versehen war, Goethen sehr ärgerte. [M.]

Geschäftsmann bedeutete damals Beamter, Geschäftsexpeditionen amtliche Schreiben.

Rechtschreibung, Satzzeichen, Briefe.

E 41 Grüner, 26. August 1822.

Das Gespräch kam auch auf die jetzige deutsche Orthographie.

„Laßt ihr mich mit euern Schreibfehlern gehen!" sagte Goethe. „Ich mache in jedem Brief Schreibfehler und keine Komma. Ich diktiere meistens und sehe nicht nach. Sollte ich aber alle Briefe beantworten, so müßte ich ein eigenes Kontor noch haben." [G.]

Auch in seiner Aussprache behielt Goethe einige frankfurtische Eigenheiten, wenn er auch nie so stark Dialekt sprach wie Schiller. Jakob Grimm erzählte in einem Vortrage zu Frankfurt am 26. Sep-

tember 1846: „Goethe hat mit dem richtigsten Gefühl, wie der Augenblick drängte, die ihm angeborne Mundart benutzt und mehr daraus in die Höhe gehoben als irgend ein anderer. Auch seine Aussprache, zumal in vertraulicher Rede, war noch danach gefärbt, und als sich jemand beklagte, daß man ihm den Anflug seiner südlichen Mundart in Norddeutschland zum Vorwurf gemacht habe, hörte ich ihn scherzhaft erwidern: ‚Man soll sich sein Recht nicht nehmen lassen; der Bär brummt nach der Höhle, in der er geboren ist.'"

Alles Wirken nur symbolisch.

E 42 Eckermann, 2. Mai 1824.

Wir sprachen über die manchen Jahre seiner Theaterleitung und welche unendliche Zeit er damit für sein schriftstellerisches Wirken verloren.

Goethe: „Freilich! Ich hätte indes manches gute Stück schreiben können. Doch wenn ich es recht bedenke, gereut es mich nicht. Ich habe all mein Wirken und Leisten immer nur symbolisch angesehen, und es ist mir im Grunde ziemlich gleichgültig gewesen, ob ich Töpfe machte oder Schüsseln." [E.]

E 43 Zu Falk, Zeit unbestimmt.

Als Goethe gerade Ärger über einen Schauspieler hatte:

„Ihr werdet mir freilich sagen, daß es mit dem ganzen Theaterwesen im Grunde nichts als Dreck ist ... und daß ich daher wohl tun würde, den ganzen Bettel sobald als möglich fahren zu lassen. Aber ich werde Euch zur Antwort geben: die Schanze, die ein tüchtiger General verteidigt, ist auch nur Dreck, aber er darf sie doch nicht schimpflich im Stiche lassen, wenn er nicht seine eigene Ehre in den Dreck treten will. Deshalb aber wollen wir ihm keine besondere Prädilektion für den Dreck beilegen." [F.]

Prädilektion: Vorliebe.

Ernst, Sorgfalt, Pedanterie, Fanatismus.

E 44 Soret, 3. Februar 1830.

Ich bemerkte, Leute, die [Guizot] näher kennen, schildern ihn in jeder Richtung als Pedanten; namentlich möchte sein gravitätisches Wesen ihm als Abgeordneten im Wege sein.

Goethe: „Es fragt sich nur, ob das wirklich Pedanterie ist. Alle Menschen von regelmäßigen Gewohnheiten und entschiedenen Grundsätzen, die sehr bedachtsam sind und es in geschäftlichen Dingen ernstlich nehmen, können in den Augen oberflächlicher Menschen leicht als Pedanten erscheinen, hauptsächlich in den Augen der Franzosen." [S.]

E 45 Frau Marie Rehberg, September 1823.

Im Laufe des Gesprächs erinnerte ich ihn einmal, daß er gesagt habe: „Gott segne die Pedanten, da sie soviel Nützliches beschicken!" „Ja," sagte er freundlich, „das schickt sich wohl für mich, die Partie der Pedanten zu übernehmen, da ich selbst einer bin." [Bie.]

Frau Rehberg war die Tochter des Gießener Professors Höpfner, mit dem Goethe in der Wetzlarer Zeit befreundet war.

E 46 Zu Riemer, 20. Juni 1811.

„Ernst in beschränkter Sphäre, auf kleine, enge Gegenstände gerichtet, ist Fanatismus oder Pedantismus. In einer gewissen Höhe angesehen, erscheint er uns lächerlich, und dies ist in der Tat das beste Mittel, uns davon herzustellen." [R 2.]

Hammer und Amboß. Dienen und Herrschen.

Hammer oder Amboß?

E 47a Zu Riemer, April 1806.

„Es gibt Tugenden, die man, wie die Gesundheit, nicht eher schätzt, als bis man sie vermißt; von denen nicht eher die Rede ist, als wo sie fehlen; die man stillschweigend voraussetzt; die dem Inhaber nicht zugute kommen, weil sie in einem Leiden, in der Geduld bestehen. Sie scheinen, wo sie sind, nur aus einer Abwesenheit von Kraft und Tätigkeit

zu bestehen und sie sind die höchste Kraft, nur nach innen gewandt und zur Abwehr äußeren Unglimpfs nur als Gegendruck gebraucht. Hammer zu sein scheint Jedem rühmlicher und wünschenswerter als Amboß, und doch, was gehört nicht dazu, diese unendlichen, immer wiederkehrenden Schläge auszuhalten!“ [R.]

E 47b Zu Riemer, 1. August 1807.

„Die christlichen Tugenden sind architektonisch: sie sind leidend, tragend. Sie sind wie die Festungswerke, die den unendlichen Kanonendonner auf und gegen sich aushalten müssen.“ [R 2.]

Alles Leiden hat etwas Göttliches.

E 48 Zu Riemer, 26. Juni 1810.

„Alles Leiden hat etwas Göttliches; denn insofern es Leiden ist, muß es noch ertragen werden können, obgleich schwer und mit Mühe. Für eine Natur, die darunter erliegt oder es gar nicht fühlt, ist es kein Leiden mehr.“ [R.]

Die Herrschaftsfrage zwischen den Geschlechtern.

E 50 Zu Riemer, August 1807.

„Der Mann soll gehorchen, das Weib soll dienen. Beide streben nach der Herrschaft. Jener erreicht sie durch Gehorchen, diese durch Dienen. Gehorchen ist dicto audientem esse; dienen heißt zuvorkommen. Jedes Geschlecht verlangt von dem andern, was es selbst leistet, und erfreut sich dann erst: der Mann, wenn ihm das Weib gehorcht (was er selbst tut und tun muß); das Weib, wenn ihr der Mann dient, zuvorkommt, aufmerksam, galant und wie es heißen mag ist.

So tauschen sie in der Liebe ihre Rollen um; der Mann dient, um zu herrschen; das Weib gehorcht, um zu herrschen." [R 2.]

Dicto audientem esse: auf das Gesagte hören.

Gehorchet der Obrigkeit!

E 51 Zu Riemer, im November 1806.

„Wenn Paulus sagt: gehorchet der Obrigkeit, denn sie ist Gottes Ordnung, so spricht dies eine ungeheure Kultur aus, die wohl auf keinem frühern Wege als dem christlichen erreicht werden konnte; eine Vorschrift, die, wenn sie alle Überwundenen jetzt beobachteten, diese von allem eigenmächtigen und unbilligen, zu ihrem eigenen Verderben ausschlagenden Verfahren abhalten würde." [R 2.]

Seit dem 14. Oktober 1806 waren die Franzosen die Obrigkeit.

Lerne gehorchen!

E 52 Eckermann, 20. Juni 1827.

Goethe fand im Stammbuch seines Enkels Zelters Eintragung und las laut heraus:

„Lerne gehorchen!" — „Das ist doch das einzige vernünftige Wort, was im ganzen Buch steht!" [E.]

Über Zelter s. Q 90—92.

Wahrhaftigkeit. Redlichkeit.

Wahrheit, Grundlage aller Sittenregeln.

E 53 Zu F. v. Müller, 28. März 1819.

Alle Gesetze und Sittenregeln lassen sich auf eine zurückführen, auf die Wahrheit. Fehler der Individualität als solcher gäbe die moralische Weltordnung jedem zu und nach;

darüber möge jeder mit sich selbst fertig werden und bestrafe sich auch selbst dafür; aber wo man über die Grenzen der Individualität herausgreife, frevelnd, störend, unwahr, da verhänge die Nemesis früh oder spät angemessene äußere Strafe. So sei in Kotzebues Tod eine gewisse notwendige Folge einer höheren Weltordnung erkennbar. [M.]

In vielen Grundanschauungen waren Goethe und Herder einig. Auch der Pfarrer Herder schreibt (1773 an seine Braut): „Jeder handle nur ganz aus sich, nach seinem innersten Charakter, sei sich treu — das ist die ganze Moral!“

Angelernte Tugend, Verstellung, Heuchelei.

E 54 Falk, Zeit unbestimmt.

Ängstlich angelernt ist ihm [Goethen] selbst die Tugend zuwider, und fast möchte ich behaupten, daß ein halbweg tüchtiger Charakter, sobald ihm nur irgendeine wahrhafte Naturanlage zur Basis dient, sich in seinen Augen einer größeren Nachsicht erfreuen kann, als ein Wesen, das in keinem Momente seines Lebens wahr ist, das sich selbst überall auf das unlieblichste zwingt und eben dadurch Andern im Umgange einen unerfreulichen Zwang auflegt.

„O,“ seufzte er bei solchen Gelegenheiten, „wenn sie doch nur das Herz hätten, einen einzigen dummen Streich zu machen, so wäre die Sache abgetan, und sie würden doch wenigstens, frei von Heuchelei und Verstellung, ihrem eigenen natürlichen Boden wiedergegeben! Wo das geschieht, darf man doch allemal für die Keime des Guten, die man der Natur anvertraut, einer fröhlichen Hoffnung Raum geben; auf dem Grunde aber, wo sie jetzt stehen, wächst gar nichts!“ — „Süße Puppe!“ war in solchen Fällen sein Lieblingswort, so wie der Ausdruck: „Es ist eine Natur!“ in Goethes Munde für ein bedeutsames Lob galt. [F.]

Vgl. die Charakteristik Ludwig Bonapartes E 3.

Grenzen der Wahrhaftigkeit.

E 55 Gräfin Julie v. Egloffstein, 9. August 1819.

Am 9. August 1819 verlebten wir den Abend bei Goethe. Dieser hohe Freund hatte Julien Kreide zum Zeichnen geschenkt. Diese Gabe brachte das Gespräch auf die Zeichnung des Posthalters von Langensalza. Bei der Erzählung, wie wir in seine Schwächen eingegangen und dadurch seiner bis zur Verrücktheit gesteigerten Eitelkeit noch geschmeichelt hatten, bemerkte Goethe auf eine fein persiflierende Weise, daß darin die eigentliche Lebensklugheit bestehe und er ein solches Benehmen gegen jedermann anrate. Auf Juliens Frage, warum man nur gegen Karikaturen sich diese augenblickliche Verleugnung seiner Ansichten gestatte, erwiderte er mit sichtbarer Freude über die Bemerkung, daß diese Gattung von Menschen, indem sie aus ihrer Natur heraustrete, auch alle Verpflichtungen, so wir gegen uns und andere üben, auflösten und man daher diese Personen als halbe Wahnwitzige dulde, statt sie zu widerlegen, in ihre Ideen eingehe. Julie zitierte eine Person aus ihrer Bekanntschaft, wo man täglich diese Regel übe; jedes glaubte sie erraten zu haben, als der alte Herr mit Feinheit einfiel, daß man nur im Staatskalender suchen dürfe, um so einen Gegenstand zu finden.

„Erhaltet eure Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe soviel wie möglich," fuhr er fort, „aber verfallt nicht in den Fehler der jetzigen Zeit, nämlich durch allzugroße Aufrichtigkeit grob zu werden!"

Hierauf erzählte er uns eine niedliche Anekdote von einer alten würdigen Kastellanin zu Nürnberg, welche in einer Gesellschaft von jungen Leuten, die sich mit ungeziemender Heftigkeit und Unart über die Schmeichler und Heuchler äußerten, plötzlich hinter ihrem Kaffeetisch mit zusammengeschlagenen Händen in vollem Unmut ausrief: „Ach wie lieb' ich die Schmeichler und Heuchler!" [M.]

Heuchelei, die die Welt erwartet.

E 56 Eckermann, 4. Januar 1824.

„Man war im Grunde nie mit mir zufrieden und wollte mich immer anders, als es Gott gefallen hatte, mich zu machen. Auch war man selten mit dem zufrieden, was ich hervorbrachte. Wenn ich mich Jahr und Tag mit ganzer

Seele abgemüht hatte, der Welt mit einem neuen Werke etwas zuliebe zu tun, so verlangte sie, daß ich mich noch obendrein bei ihr bedanken sollte, daß sie es nur erträglich fand. Lobte man mich, so sollte ich das nicht in freudigem Selbstgefühl als einen schuldigen Tribut hinnehmen, sondern man erwartete von mir irgend eine ablehnende bescheidene Phrase, worin ich demütig den völligen Unwert meiner Person und meines Werkes an den Tag lege. Das aber widerstrebte meiner Natur, und ich hätte müssen ein elender Lump sein, wenn ich so hätte heucheln und lügen wollen. Da ich nun aber stark genug war, mich in ganzer Wahrheit so zu zeigen wie ich fühlte, so galt ich für stolz und gelte noch so bis auf den heutigen Tag. In religiösen Dingen, in wissenschaftlichen und politischen, überall machte es mir zu schaffen, daß ich nicht heuchelte und daß ich den Mut hatte, mich auszusprechen wie ich empfand.

Ich glaubte an Gott und die Natur und an den Sieg des Edeln über das Schlechte; aber das war den frommen Seelen nicht genug, ich sollte auch glauben, daß Drei Eins sei und Eins Drei. Das aber widerstrebte dem Wahrheitsgefühl meiner Seele; auch sah ich nicht ein, daß mir damit auch nur im mindesten wäre geholfen gewesen.

Ferner bekam es mir schlecht, daß ich einsah, die Newton'sche Lehre vom Licht und der Farbe sei ein Irrtum, und daß ich den Mut hatte, dem allgemeinen Kredo zu widersprechen." [E.]

Deutsche Redlichkeit.

E 57 Schopenhauer in seiner Schrift ‚Über den Willen in der Natur' 1835.

Jetzt, nach 21 Jahren, verstehe ich, was Goethe mir 1814 sagte, in Berka, wo ich ihn beim Buch der Stael de l'Allemagne gefunden hatte und nun im Gespräch darüber äußerte, sie mache eine übertriebene Schilderung von der Ehrlichkeit der Deutschen, wodurch Ausländer irre geleitet werden könnten. [Goethe] lachte und sagte:

„Ja freilich, die werden den Koffer nicht anketten, und da wird er abgeschnitten!"

Dann aber setzte er ernst hinzu:

„Aber wenn man die Unredlichkeit der Deutschen in ihrer ganzen Größe kennen lernen will, muß man sich mit der deutschen Literatur bekannt machen." [S.]

Frau v. Staël schildert die Deutschen als ein redliches, unbeholfenes Dichter- und Denkervolk. Schopenhauer und Goethe denken hier besonders an ihr zweites Kapitel „Des mœurs et du caractère des Allemands".

Vgl. hierzu Goethes Äußerung zu Riemer (29. August 1816): „Die lieben Deutschen kenn' ich schon; erst schweigen sie, dann mäkeln sie, dann beseitigen sie, dann bestehlen und verschweigen sie."

Anerkennung, Ehrfurcht, Glaube, Liebe und ihr Gegenteil.

Ehrfurcht.

E 58 Zu Eckermann, 28. März 1827.

Gegen Wilhelm v. Schlegels Herunterzerren des Euripides:

„Ein Dichter, den Sokrates seinen Freund nannte, den Aristoteles hochstellte, den Menander bewunderte und um den Sophokles und die Stadt Athen bei der Nachricht von seinem Tode Trauerkleider anlegten, mußte doch wohl in der Tat etwas sein. Wenn ein moderner Mensch wie Schlegel von einem so großen Alten Fehler zu rügen hätte, so sollte es billig nicht anders geschehen als auf den Knien." [E.]

„Was wäre denn aus mir geworden, wenn ich nicht immer genötigt gewesen wäre, Respekt vor Andern zu haben!" sagte Goethe zu Boisserée, als er über die Gefahr falscher Erziehungsmethoden sprach. Vgl. B 64.

Die Herunterzieher.

E 59 Zu Riemer, 28. Juni 1809.

„Die obtrectatores machen, daß man sich ewig defensiv verhalten muß. Man hat nichts von ihnen, man wird nicht gefördert. Ihre Liebe gewinnt man doch nicht und man muß ewig wie vor Feinden auf der Hut sein. Solche Menschen sind wie die, welche einem Fieberkranken ewig zurufen, er habe das Fieber, er zittre, er friere, ihn überfalle jählings Hitze, — ohne daß ein einziger auch nur das geringste anwendet, ihn davon zu befreien!“ [R.]

Einreißen und Aufbauen.

E 60 Zu Eckermann, 24. Februar 1825.

„Alles opponierende Wirken geht auf das Negative hinaus, und das Negative ist nichts. Wenn ich das Schlechte schlecht nenne, was ist da viel gewonnen? Nenne ich aber gar das Gute schlecht, so ist viel geschadet. Wer recht wirken will, muß nie schelten, sich um das Verkehrte gar nicht bekümmern, sondern nur immer das Gute tun. Denn es kommt nicht darauf an, daß eingerissen, sondern daß etwas aufgebaut werde, woran die Menschheit reine Freude empfinde.“ [E.]

Anwendung auf Byron O 69.

Glaube, Liebe, Hoffnung, Geduld.

E 61 Zu Riemer, 24. Dezember 1810.

„Geduld, Hoffnung, Glaube, Liebe, alle diese Tugenden sind die Vernunft actu, in der Ausübung, sie sind die ausgeübte Vernunft.“ [R.]

Vgl. D 66 b: „Vernunftkultur haben am Ende einzig nur die Frommen.“

Glaube und Zweifel.

E 62 F. v. Müller, 15. April 1819.

„Es ist besser, du glaubst an das Falsche, als du zweifelst am Wahren," sagte er bedeutend zu Julien [v. Egloffstein]. „Alle Geschichte ist mißlich und schwankend, aber wer dir etwas zweifelhaft hinterbringt, den kannst du nur gleich abweisen." [M.]

E 63 Zu F. v. Müller, 22. Mai 1822.

Bei Besprechung geplanter größerer Schulbauten.

„Habt nur Glauben daran, so wird das Geld dazu nicht fehlen! Wie wäre Francke in Halle zu seinem Waisenhause, wie Falk hier zu seinem jetzigen Gebäude gekommen ohne Glauben?" [M.]

Vgl. Anm. D 66 a.

E 64 F. v. Müller, 24. März 1824.

„Es ist doch besser schlechtes Wetter als gar keines", soll Prinz August von Gotha einst gesagt haben. Dies war heute ein Haupttext der Goetheschen Unterhaltung.

Er sagte, dieser Spruch falle ihm immer ein, wenn er sich über etwas Unvollkommenes ärgere. So über die schlechte Außenseite der hiesigen Bibliothek. Nie habe er ein Wort darüber verloren, ob er wohl kaum zweifle, daß es ihm leicht gewesen sein würde, den Fürsten zur Abhilfe des Übelstandes zu vermögen. Schon Schiller habe 1802 an Humboldt geschrieben: Wenn Goethe nur einen Funken Glauben hätte, so würden manche Sachen hier sich bessern lassen. [M.]

Krittler und Skeptiker.

E 65 F. v. Müller, 6. September 1827.

Als von der Sucht mancher sein wollenden Kenner, alle Bilder für Kopien zu erklären, gesprochen wurde:

„So haben sie uns ja auch manche alte Pergamente wie mit dem Besen ausgekehrt und weggefegt. Ich will immer lieber eine Kopie für ein Original gelten lassen, als umgekehrt. Bilde ich mich doch in jenem Glauben an dem Bilde herauf! Nun laßt sie immerhin gewähren! Sonne, Mond und Sterne müssen sie uns doch lassen und können sie nicht zu Kopien machen. Und daran haben wir im Notfalle genug. Wer es ernst und fleißig treibt, wird daran genug finden. Man lasse sich nur nicht irren, suche vielmehr das eigene Urteil immer mehr zu bestätigen, in sich zu befestigen." [M.]

Vgl. was er über die Echtheit der Evangelien und die kritischen Theologen sagt: D 68—71.

Witzelei.

E 66 F. v. Müller, 18. Juni 1826.

Als ich ihm ein scharfes Witzwort [Riemers] mitteilte, wurde er ganz aufgebracht und zornig:

„Durch solche böswillige und indiskrete Dichteleien macht man sich nur Feinde und verbittert Laune und Existenz sich selbst. Ich wollte mich doch lieber aufhängen, als ewig negieren, ewig in der Opposition sein, ewig schußbereit auf die Mängel und Gebrechen meiner Mitlebenden, Nächstlebenden lauern! Ihr seid noch gewaltig jung und leichtsinnig, wenn ihr so etwas billigen könnt. Das ist ein alter Sauerteig, der den Charakter infiziert hat und aus der Revolutionszeit stammt." [M.]

Beständiges Kritisieren und Opponieren.

E 67 Zu F. v. Müller, 3. Februar 1823.

Die Opposition der Württemberger gegen Österreichs Allgewalt erscheint ihm absurd, wie jede Opposition, die nicht zugleich etwas Positives anstrebe:

„Hätte ich das Unglück, in der Opposition sein zu müssen, ich würde lieber Aufruhr und Revolution machen, als mich im finsteren Kreise ewigen Tadels des Bestehenden herumtreiben. Ich habe nie im Leben mich gegen den übermächtigen Strom der Menge oder des herrschenden Prinzips in feindliche, nutzlose Opposition stellen mögen; lieber habe ich mich in mein eigenes Schneckenhaus zurückgezogen und da nach Belieben gehauset. Zu was das ewige Opponieren und übellaunige Kritisieren und Negieren führt, sehen wir an Knebeln; es hat ihn zum unzufriedensten, unglücklichsten Menschen gemacht; sein Inneres, gleich einem Krebs, ganz unterfressen; nicht zwei Tage kann man mit ihm in Frieden leben, weil er alles angreift, was einem lieb ist."

Nun kam er auf eine förmliche Theorie der Unzufriedenheit:

„Was wir in uns nähren, das wächst; das ist ein ewiges Naturgesetz. Es gibt ein Organ des Mißwollens, der Unzufriedenheit in uns, wie es eines der Opposition, der Zweifelsucht gibt. Je mehr wir ihm Nahrung zuführen, es üben, je mächtiger wird es, bis es sich zuletzt aus einem Organ in ein krankhaftes Geschwür umwandelt und verderblich um sich frißt, alle guten Säfte aufzehrend und erstickend. Dann setzt sich Reue, Vorwurf und andere Absurdität daran, wir werden ungerecht gegen Andere und gegen uns selbst. Die Freude am fremden und eigenen Gelingen und Vollbringen geht verloren. Aus Verzweiflung suchen wir zuletzt den Grund alles Übels außer uns, statt es in unserer Verkehrtheit zu finden. Man nehme doch jeden Menschen, jedes Ereignis in seinem eigentlichen Sinne, gehe aus sich heraus, um desto freier wieder bei sich einzukehren." [M.]

Die Opposition der Württemberger: Stuttgart war damals der Mittelpunkt von Bestrebungen, die gegen Österreich (und Preußen) sich richteten und ein liberales Süddeutschland schaffen oder verteidigen wollten; auch war der Ehrgeiz der Königin Katharina, einer Schwester des russischen Kaisers, wirksam. — Karl Ludwig v. Knebel, mit dem Goethe von 1775—1832 eng befreundet war, kommt in dieser Äußerung allein nicht ganz zu seinem Recht. Er war unzufrieden mit Welt und Leben, weil er selber trotz nicht geringer Talente und Kenntnisse zu keinem Posten gut taugte, sondern vom Gnadenbrot des weimarischen Hofes leben mußte, nachdem er ein paar Jahre Prinzenlehrer gewesen war. Auch war er launisch und grillig, zum Schelten und Poltern geneigt, aber dabei unendlich gutmütig; so behielt er die Freundschaft auch derer, die er scharf mitnahm. Goethe und Karl August mußten ihm freilich viel nachsehen.

Der Haß.

E 68 Zu Riemer, 7. Juni 1813.

„Der Haß gleicht einer Krankheit, dem Miserere, wo man vorn herausgibt, was eigentlich hinten weggehen sollte.“ [R 2.]

Wie Goethe seine Feinde gut verdaute, sieht man unter F 44—49 und besonders in seinen biographischen Äußerungen über Kotzebue.

Bescheidenheit, Stolz.

E 69a Zu Riemer, 19. Juli 1815.

„Die Sittenlehrer irren sich, wenn sie in jedem Alter denselben Grad der Bescheidenheit verlangen. Anders der Jüngling, der in seine Kräfte gerechtes Mißtrauen setzt; anders der Mann, der sie geprüft und gezeigt hat.“ [R 2.]

Vgl. E 56: „Lobte man mich, so sollte ich das nicht in freudigem Selbstgefühl als einen schuldigen Tribut hinnehmen, sondern man erwartete von mir irgend eine ablehnende bescheidene Phrase, woran ich demütig den völligen Unwert meiner Person und meines Werkes an den Tag legte.“

Unterstützung Anderer.

Wem soll man helfen?

E 69b Zu Riemer, 14. März 1817.

„Gutem Willen eines jeden will ich gerne nachhelfen; wo ich aber Mißwollen fühle, bin ich auf meiner Hut, um mich nicht unversehens als Mitschuldigen zu ertappen.“ [R.]

E 70 Zu Riemer, 16. Februar 1818.

„Rat und Tat muß freilich jeder bei sich selber suchen.“ [R.]

Wohltätigkeit.

E 71 Soret, 21. August 1830.

Ich habe Goethen den Doktor Ettmüller empfohlen, und er versprach, etwas zu seinen Gunsten zu tun, jedoch so unbestimmt, daß wenig zu hoffen ist.

„Für mich“, sagte er, „ist es Zeit, mich auszuruhen; nun ist es an euch jüngeren Leuten, die Wissenschaft zu beschützen. Ich habe eine beträchtliche Zeit meines Lebens und große Summen darauf verwendet, junge Leute zu unterstützen, auf die große Hoffnungen gesetzt wurden, aus denen aber nichts geworden ist.“ [S.]

Goethe unterstützte oder begünstigte die Dichter Klinger, Lenz, Bürger, den Musiker Kayser, die Maler Kniep, Tischbein ‚Maler Müller‘, Preller und Heinrich Meyer; als Fürsprecher verschaffte er Knebel, Herder und Schiller bessere Einnahmen. — Ettmüller (1802—1877) war später Professor der deutschen Sprache in Zürich.

„Zum Besten der Armen."

E 72 Zu Riemer, 2. August 1808.

[Nach einem Armenkonzerte.]

„Hier gibt man Konzerte und Bälle, um wohltätig zu sein, und ist wohltätig, um mit Ehren singen und tanzen zu können. Das ist die Art von Mittelsalz, womit die moderne Welt ihre Pflicht und Vergnügungen zugleich abführt, damit ja alles recht kurmäßig geschehen möge." [R.]

Mittelsalz, s. F 58 Anm.

— —

E 73 Riemer, 6. Juli 1810.

Bei Körners in Dresden äußerte Goethe:

„Vergnügungen zum Besten der Armen kommen mir vor wie eine Ökonomie, wo man mit dem Abgange des Eßbaren noch die Schweine füttert." [R.]

Geschlechtsleben. Ehe.

Darstellung des Geschlechtslebens durch den Dichter.

E 74 Eckermann, 25. Februar 1824.

Goethe zeigte sein Gedicht ‚Tagebuch' und solche Stellen in den ‚Römischen Elegien', die er nicht veröffentlichen wollte, obwohl ihre Tendenz sittlich war, denn die Welt empfinde dergleichen als unsittlich. Er sagte:

„Könnten Geist und höhere Bildung ein Gemeingut werden, so hätte der Dichter ein gutes Spiel; er könnte immer durchaus wahr sein und brauchte sich nicht zu scheuen, das Beste zu sagen. So aber muß er sich immer in einem gewissen Niveau halten; er hat zu bedenken, daß seine Werke in die Hände einer gemischten Welt kommen, und er hat daher Ursache, sich in acht zu nehmen, daß er der Mehrzahl guter Menschen durch eine zu große Offenheit kein Ärgernis gebe.

Und dann ist die Zeit ein wunderlich Ding! Sie ist ein Tyrann, der seine Launen hat und der zu dem, was einer tut, in jedem Jahrhundert ein ander Gesicht macht. Was den alten Griechen zu sagen erlaubt war, will uns zu sagen nicht mehr anstehen, und was Shakespeares kräftige Mitmenschen durchaus anmutete, kann der Engländer von 1820 nicht mehr ertragen." [E.]

Die Ehe.

E 75 F. v. Müller, 19. Oktober 1823.

Goethe meinte:

Der Mensch sei stets getrieben, das Unmögliche vereinigen zu wollen. Fast alle Gesetze seien Synthesen des Unmöglichen, z. B. das Institut der Ehe. Und doch sei es gut, daß dem so sei; es werde dadurch das Möglichste erstrebt, daß man das Unmögliche postuliere. [M.]

E 76 F. v. Müller, 7. April 1830.

Goethe sagte:

Was die Kultur der Natur abgewonnen habe, dürfe man nicht wieder fahren lassen, es um keinen Preis aufgeben. So sei auch der Begriff der Heiligkeit der Ehe eine solche Kulturerrungenschaft des Christentums und von unschätzbarem Wert, obgleich die Ehe eigentlich unnatürlich sei. ... „Dergleichen Kulturbegriffe sind den Völkern nun einmal eingeimpft und laufen durch alle Jahrhunderte; überall hat man vor ungeregelten, ehelosen Liebesverhältnissen eine gewisse unbezwingliche Scheu, und das ist recht gut. Man sollte nicht so leicht mit Ehescheidungen vorschreiten. Was liegt daran, ob einige Paare sich prügeln und das Leben verbittern, wenn nur der allgemeine Begriff der Heiligkeit der Ehe aufrecht bleibt! Jene würden doch auch andere Leiden zu empfinden haben, wenn sie diese los wären." [M.]

Zahlreiche Bekannte Goethes hatten durch Scheidung eine frühere Ehe aufgehoben, z. B. Frau v. Levetzow, die Mutter der Ulrike v. L.; Gräfin Henriette v. Egloffstein, Goethes Partnerin in der cour d'amour; Frau v. Pogwisch, die Mutter seiner Schwiegertochter; Elisabeth Freifrau v. der Recke, geb. Gräfin Medem; König Ludwig Bonaparte von Holland; Fürst Pückler-Muskau; Regierungsrat Voigt, der Sohn des Ministers; Schillers Schwägerin Frau v. Wolzogen, gesch. v. Beulwitz, geb. v. Lengefeld; die Frau von Clemens Brentano, gesch. Mereau, geb. Schubart; Gottfried August Bürger, dessen ehemalige Gattin auch in Weimar Vorstellungen gab; Therese Huber, gesch. Forster, geb. Heyne; Baronin Karoline de la Motte-Fouqué, gesch. v. Rochow, Gattin des Dichters; Zacharias Werner; der Maler v. Imhoff, Schwager der Frau v. Stein; Angelika Kauffmann; August Wilhelm v. Schlegel; dessen Gattin Karoline, geb. Michaelis, nachmals Schellings Frau; dessen zweite Gattin, geb. Paulus; Friedrich v. Schlegel; dessen Gattin, geschiedene Veit, Tochter von Moses Mendelssohn. — Vgl. über die ‚Wahlverwandtschaften' und das Eheproblem P 91.

Sittliche Erziehung.

Ethische Wirkung des Schönen.

E 77 Heinrich Voß, Frühling 1804.

[Goethe] liest mit der [Schauspielergesellschaft, die er dann und wann bei sich versammelt] die ausgesuchtesten Sachen, weil er zugleich die Absicht hat, auf ihre Sittlichkeit zu wirken. Er sagte einmal:

„Wenn das wahrhaft Schöne und Gute Eingang gefunden hat, so ist das Schlechte auf ewig verbannt." [V.]

Falsche Forderung nach Selbsterkenntnis.

E 78 Zu F. v. Müller, 8. März 1824.

„Mit allem Streben nach Selbsterkenntnis, das die Priester, das die Moral uns predigen, kommen wir nicht weiter im Leben, gelangen weder zu Resultaten, noch zu wahrer innerer Besserung." [M.]

Wert der Kultur. Sittlicher Fortschritt.

Ungerechte Schwärmerei für „Natur".

E 79 Zu Böttiger, 1796.

„[Iffland] setzt [in seinen Schauspielen] überall Natur und Kultur in einen falschen Kontrast. Kultur ist ihm immer die Quelle aller moralischen Verdorbenheit; wenn seine Menschen gut werden sollen, so kehren sie in den Naturstand zurück: der Hagestolze geht auf seine Güter und heiratet ein Bauernmädchen usw. Dies ist ein ganz falscher Gesichtspunkt, aus welchem er alle Kultur verunglimpft, da vielmehr das Geschäft eines Schauspieldichters in unserm Zeitalter sein sollte, zu zeigen, wie die Kultur von Auswüchsen gereinigt, veredelt und liebenswürdig gemacht werden könne. Die Idyllenszenen aus Arkadien, die in Iffland's Stücken so wohlgefallen, sind eine süße, aber darum nur um so gefährlichere Schwärmerei. Freilich sieht er auch in M[annheim] die Grundsuppe der sogenannten Kultur in ihrer hassenswürdigsten Abscheulichkeit. Losgerissen von diesen herzlosen Modepuppen, würde er auch ganz andere Charaktere zeichnen und ganz neue Ansichten in seine Stücke bringen können." [Bö.]

Berechtigung kultivierten Lebens.

E 80 Zu Riemer, 24. März 1807.

„Die Liebe, wie sie modern erscheint, ist ein Gesteigertes. Es ist nicht mehr das erste einfache Naturbedürfnis und Naturäußerung, sondern ein in sich kohobiertes, gleichsam verdichtetes und so gesteigertes Wesen.

Es ist einfältig, diese Art zu verwerfen, weil sie auch noch einfach existiert und existieren kann.

Wenn man in Küche und Keller ein Gesteigertes sucht und darauf ausgeht, warum soll man nicht auch diesen Ge-

nuß für die Darstellung oder für das unmittelbare Empfinden steigern dürfen und können?

Jeder Koch macht auf diese Weise seine Brühen und Saucen appetitlicher, daß er sie in sich kohobiert!" [R.]

Vgl. oben E 76 über die Ehe. — Kohobieren: läutern, steigern durch doppelte Destillation.

Bringt der Fortschritt höhere Sittlichkeit?

E 81 Zu Heinrich Meyer, aufgezeichnet von Grüner, 24. August 1823.

„Neue Erfindungen können und werden geschehen, allein es kann nichts Neues ausgedacht werden, was auf den sittlichen Menschen Bezug hat. Es ist alles schon gedacht, gesagt worden, was wir höchstens unter andern Formen und Ausdrücken wiedergeben können. Man komme über die Orientalen, da findet man erstaunliche Sachen!" [G.]

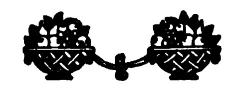
E 82 Zu Eckermann, 21. Oktober 1828.

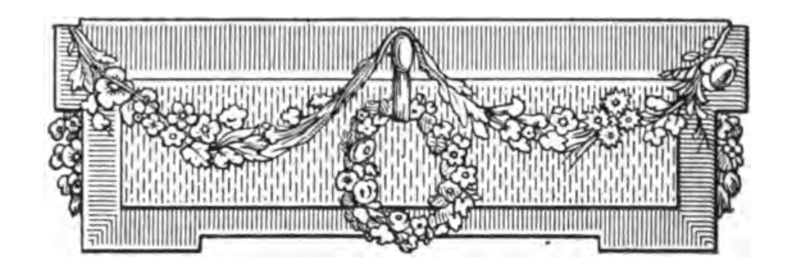
„Klüger und einsichtiger wird [die Menschheit] werden, aber besser, glücklicher und tatkräftiger nicht oder doch nur auf Epochen." [E.]

Dieser aus der uns bekannten Menschheitsgeschichte gezogene Satz steht in einigem Widerspruch zu Goethes Glauben, daß in der beständigen Metamorphose aller Dinge auch ein von Gott gesetztes Ziel als Finalität neben der Kausalität wirksam sei. Wie Goethe über den Widerspruch sich gewaltsam hinaushilft, s. D 46.

Verweisungen.

Ethischer Charakter des Künstlers und ethische Forderungen an die Kunst H 23—28, J 45—48; Ethischer Charakter der Gelehrten C 28—43.





F. Kluges Leben.

Wohnung.

Prächtige Wohnung.

F 1 Zu Eckermann, 23. März 1829.

„Prächtige Gebäude und Zimmer sind für Fürsten und Reiche. Wenn man darin lebt, fühlt man sich beruhigt, man ist zufrieden und will nichts weiter.

Meiner Natur ist es ganz zuwider. Ich bin in einer prächtigen Wohnung, wie ich sie in Karlsbad gehabt, sogleich faul und untätig. Geringe Wohnung dagegen wie dieses schlechte Zimmer, worin wir sind, ein wenig unordentlich ordentlich, ein wenig zigeunerhaft, ist für mich das Rechte; es läßt meiner inneren Natur volle Freiheit, tätig zu sein und aus mir selber zu schaffen.“ [E.]

Vgl. Stilmaskerade im Wohnzimmer L 12.

Pracht und Bequemlichkeit.

F 2 Eckermann, 25. März 1831.

Goethe zeigte mir einen eleganten grünen Lehnstuhl, den er dieser Tage in einer Auktion sich hatte kaufen lassen.

„Ich werde ihn jedoch wenig oder gar nicht gebrauchen, denn alle Arten von Bequemlichkeit sind eigentlich ganz gegen meine Natur. Sie sehen in meinem Zimmer kein Sofa; ich sitze immer in meinem alten hölzernen Stuhl und habe erst seit einigen Wochen eine Art von Lehne für den Kopf anfügen lassen. Eine Umgebung von bequemen, geschmackvollen Möbeln hebt mein Denken auf und versetzt mich in einen behaglichen passiven Zustand. Ausgenommen, daß man von Jugend auf daran gewöhnt sei, sind prächtige Zimmer und elegantes Hausgeräte etwas für Leute, die keine Gedanken haben und haben mögen." [E.]

Riemer berichtet (R I, 345), daß, außer den Sofas und Kanapees in andern Zimmern, Goethe auch ein ziemlich bequemes in seinem Arbeitszimmer hatte, worauf er aber nur sitzend ausruhte, wenn er sich von dem Auf- und Abgehn beim Diktieren ermüdet fühlte. In späteren Jahren mußte dies Sofa den für seine mannigfache Tätigkeit nötigeren Pulten und Schubfächern weichen, da für alles zusammen das Zimmer zu klein war. „Ein eigens gepolsterter hölzerner Armstuhl, mit rautenförmigem Sitzpolster von seiner Erfindung, vertrat nun die Stelle eines Ruhesessels, dessen Lehne in den allerletzten Jahren ganz einfach und ohne Umstände durch ein angefügtes Brettchen erhöht wurde, um einem zwischen Haupt und Lehne einzuschiebenden Schlummerkissen zum Rückhalt zu dienen. — Von Frauen ihm verehrte Arm- oder Flachkissen, auf die er, am Tische sitzend, beim Lesen oder Zuhören die Arme legte, waren das einzige, was nach einiger Bequemlichkeit aussah; doch erzeigte er durch den Gebrauch derselben mehr den Geberinnen eine Ehre und Freude, als daß er dergleichen als eines besonderen Komforts bedurft hätte." — Geradezu ärmlich wohnte Goethe in Jena, als er nach 1806 das Schloß nicht mehr benutzte.

Landleben.

F 3 F. v. Müller, 27. September 1823.

[Er ergoß sich] im Lob des Landlebens, weil man dort ganz aus sich heraustrete, ganz frei außer sich lebe, was zu Hause niemals vorkomme. [M.]

Goethe besaß von 1798 bis 1803 das Freigut zu Oberroßla, bewohnte es aber nicht oft. Er denkt hier mehr an kleine Orte wie Berka, Tennstedt, Jena.

F 4 Zu F. v. Müller, 16. März 1824.

„Heute war ich nach langer Zeit wieder in meinem Parkgarten; gerne würde ich öfter dort verweilen, wenn es nur nicht zuviel Apprehension gäbe. Die alten selbstgepflanzten Bäume, die alten Erinnerungen machen mir aber ganz unheimliche Eindrücke. Drei ganze Jahre habe ich förmlich dort gewohnt und bin oft nach der Redoute des Nachts im Tabarro hinausgelaufen. Nie habe ich meine Naturstudien so innig als dort getrieben, die Natur mit ganz anderen Augen geschaut und sie in jeder Stunde des Tags und der Nacht belauscht." [M.]

Apprehension: Furcht, Scheu, Grauen. — Tabarro: weiter Mantel ohne Ärmel, meist von schwarzer Seide, als Überkleid bei Maskeraden beliebt. — Über Anlage von Gärten s. L 15.

Körperpflege und geistige Schonung.

Turnen, Bogenschießen, Kegeln.

F 5 Zu Eckermann, 1. Mai 1825.

Eckermann erzählte aus seiner Soldatenzeit von den Bogenschützengesellschaften in Brabant.

Goethe: „Denken Sie nur nicht, man könnte etwas Natürliches und Schönes populär machen! Zum wenigsten will es Zeit haben und verlangt verzweifelte Künste. Aber

ich kann mir denken: es mag schön sein, dieses Brabanter Schießen! Unser deutsches Kegelbahnvergnügen erscheint dagegen roh und ordinär und hat sehr viel vom Philister."

Eckermann: „Das Schöne beim Bogenschießen ist, daß es den Körper gleichmäßig entwickelt und die Kräfte gleichmäßig in Anspruch nimmt. Da ist der linke Arm, der den Bogen hinaushält, straff, stark und ohne Wanken; da ist der rechte, der mit dem Pfeil die Senne zieht und nicht weniger kräftig sein muß. Zugleich beide Füße und Schenkel strack zum Boden gestreckt, dem Oberkörper als feste Basis. Das zielende Auge, die Muskeln des Halses und Nackens, alles in hoher Spannung und Tätigkeit. Und nun das Gefühl und die Freude, wenn der Pfeil hinauszischt und im erwünschten Ziele steckt! Ich kenne keine körperliche Übung, die nur irgend damit zu vergleichen."

Goethe: „Es wäre etwas für unsere Turnanstalten. Und da sollte es mich nicht wundern, wenn wir nach zwanzig Jahren in Deutschland tüchtige Bogenschützen zu Tausenden hätten. Überhaupt mit einer erwachsenen Generation ist nie viel zu machen, in körperlichen Dingen wie in geistigen, in Dingen des Geschmacks wie des Charakters; seid aber klug und fangt in den Schulen an, und es wird gehen!"

Eckermann: „Aber unsere deutschen Turnlehrer wissen mit Pfeil und Bogen nicht umzugehen."

Goethe: „Nun, da mögen sich einige Turnanstalten vereinigen und einen tüchtigen Schützen aus Flandern oder Brabant kommen lassen. Oder sie mögen auch einige hübsche, wohlgewachsene junge Turner nach Brabant schicken, daß sie sich dort zu guten Schützen ausbilden und auch lernen, wie man die Bogen schnitze und die Pfeile mache. Diese könnten dann in deutschen Turnanstalten als Lehrer eintreten, als wandernde Lehrer, die sich bald bei dieser Anstalt eine Zeitlang aufhielten und bald bei einer anderen.

Ich bin den deutschen Turnübungen durchaus nicht abgeneigt. Um so mehr hat es mir leid getan, daß sich sehr bald allerlei Politisches dabei einschlich, so daß die Behörden sich genötigt sahen, sie zu beschränken oder wohl gar zu verbieten und aufzuheben. Dadurch ist nun das Kind mit dem Bade verschüttet. Aber ich hoffe, daß man die Turnanstalten

wieder herstelle, denn unsere deutsche Jugend bedarf es, besonders die studierende, der bei dem vielen geistigen und gelehrten Treiben alles körperliche Gleichgewicht fehlt und somit jede nötige Tatkraft zugleich." [E.]

Zu dem Studenten Friedrich Wilhelm Krummacher (nachmaligem Hofprediger in Potsdam und Sohn des Parabeldichters) sagte Goethe im Sommer 1817, als er diesen vom Turnplatz zurückkehrend traf: „Die Turnerei halte ich wert, denn sie stärkt und erfrischt nicht nur den jugendlichen Körper, sondern ermutigt und kräftigt auch Seele und Geist gegen Verweichlichung."

Produktivmachende Kräfte.

F 6 Zu Eckermann, 11. März 1828.

„Es liegen produktivmachende Kräfte in der Ruhe und im Schlaf; sie liegen aber auch in der Bewegung. Es liegen solche Kräfte im Wasser und ganz besonders in der Atmosphäre. Die frische Luft des freien Feldes ist der eigentliche Ort, wo wir hingehören; es ist als ob der Geist Gottes dort den Menschen unmittelbar anwehte und eine göttliche Kraft ihren Einfluß ausübte. Lord Byron, der täglich mehrere Stunden im Freien lebte, bald zu Pferde am Strande des Meeres reitend, bald im Boote segelnd oder rudernd, dann sich im Meere badend und seine Körperkraft im Schwimmen übend, war einer der produktivsten Menschen, die je gelebt haben." [E.]

Diätfehler.

F 7 Fr. S. Voigt an Zelter, Jena, 14. Juli 1830.

Bei Gelegenheit der Mitteilung von einem alten und bekannten Lebemann, der kürzlich im 85. Jahre über einem tüchtigen Frühstück gestorben sei, versicherte [Goethe] mir ganz ernsthaft:

Dieser Mensch habe es bloß durch Diätfehler so weit gebracht. [G J VII.]

Goethe selber wurde von seinen Ärzten immer wieder auf Diätfehler aufmerksam gemacht, unter deren Folgen er viel zu leiden hatte.

Tee.

F 8a Zu F. v. Müller, 1. Mai 1820.

„Er wirkt stets wie Gift auf mich." [M.]

Tabak und Bier.

F 8b Knebel zu Luden, Herbst 1806.

Goethe verwirft Rauchen und Schnupfen. Das Rauchen, sagt er, macht dumm; es macht unfähig zum Denken und Dichten. Es ist nur für Müßiggänger, für Menschen, die Langeweile haben, die ein Dritteil des Lebens verschlafen, ein Dritteil mit Essen, Trinken und anderen notwendigen oder überflüssigen Dingen hinhudeln und alsdann nicht wissen, obgleich sie immer vita brevis sagen, was sie mit dem letzten Dritteil anfangen sollen. Für solche faule Türken ist der liebevolle Verkehr mit den Pfeifen und der behagliche Anblick der Dampfwolke, die sie in die Luft blasen, eine geistvolle Unterhaltung, weil sie ihnen über die Stunden hinweg hilft.

Zum Rauchen gehört auch das Biertrinken, damit der erhitzte Gaumen wieder abgekühlt werde. Das Bier macht das Blut dick und verstärkt zugleich die Berauschung durch den narkotischen Tabaksdampf. So werden die Nerven abgestumpft und das Blut bis zur Stockung verdickt. Wenn es so fortgehen sollte, wie es den Anschein hat, so wird man nach zwei oder drei Menschenaltern schon sehen, was diese Bierbäuche und Schmauchlümmel aus Deutschland gemacht haben. An der Geistlosigkeit, Verkrüppelung und Armseligkeit unserer Literatur wird man es zuerst bemerken, und jene Gesellen werden dennoch diese Misere höchlich bewundern.

Und was kostet der Greuel! Schon jetzt gehen 25 Millionen Taler in Deutschland in Tabaksrauch auf. Diese Summe kann auf 40, 50, 60 Millionen steigen. Und kein Hungriger wird gesättigt und kein Nackter gekleidet. Was könnte mit dem Gelde geschehen!

Aber es liegt auch in dem Rauchen eine arge Unhöflichkeit, eine impertinente Ungeselligkeit. Die Raucher verpesten die Luft weit und breit und ersticken jeden honetten Menschen, der nicht zu seiner Verteidigung zu rauchen vermag. Wer ist denn imstande, in das Zimmer eines Rauchers zu treten, ohne Übelkeit zu empfinden? Wer kann darin verweilen, ohne umzukommen?

In allen diesen Klagen hat Goethe recht; aber unrecht hat er wegen des Schnupfens. Er will immer was Apartes haben. Das Schnupfen hat er sich freilich nicht angewöhnt, aber dafür zieht er Eau de Cologne und anderes spirituoses Zeug in die Nase hinein. Nun, unsereiner riecht auch wohl einmal gern, was gut riecht, aber wenn ich das kölnische Gebräu in die Nase hineinsaugen wollte, ich wäre des Todes. Er weiß auch nichts Gescheutes gegen das Schnupfen zu sagen. Es ist eine Schmutzerei, sagt er. Das aber ist Torheit. An jeden sinnlichen Genuß hängt sich eine Schmutzerei an, entweder im Anfang oder zum Schluß. Das erhöht nur den Reiz. Die größten Männer haben geschnupft, und stark! [L.]

Wie weit Knebel hier eigene Ansichten oder Goethes Worte wiedergibt, ist leider nicht deutlich. Jedenfalls liebte Goethe die besprochenen Sitten des Rauchens, Schnupfens und Biertrinkens nicht.

Gleichgewicht bewahren.

F 9 Soret, 14. Februar 1830.

[Nach dem Tode der Großherzogin Luise.]

Ich fand Goethe mit Eckermann noch bei Tisch; Goethe, der seine Flasche gewohnheitsmäßig langsam zu leeren pflegte, war bei guter Stimmung und sprach sehr lebhaft.

„Wohlan," sagte er zu mir, „kommen Sie, nehmen Sie Platz! Der Schlag hat uns endlich getroffen, wir haben mit der grausamen Ungewißheit nicht mehr zu kämpfen, müssen nun sehen, wie wir uns mit dem Leben abfinden, und solange es Tag ist, den Kopf oben behalten. Solange

man schafft, darf man nicht nachgeben. Aber die Nacht, die ewige Nacht kommt, wo alles Wirken sein Ende erreicht!“

„Die Nacht“, erwiderte ich, „darf man nicht kommen lassen; der Gedanke ist ein Faden ohne Ende, und wenn er zerreißt, so findet sich immer ein Wesen, ihn wieder anzuknüpfen.“ Goethe kam damit zu einem seiner beliebten Themata; er sprach vom hohen Alter einiger Personen wie der Ninon.

„Sie war“, sagte er, „in ihrem neunzigsten Jahre noch jung, weil sie das Gleichgewicht zu bewahren wußte und keinem Ereignisse, nicht einmal dem Tode, eine Wichtigkeit beizulegen pflegte. Als sie im achtzehnten Jahre von schwerer Krankheit genas, sagte sie: Was liegt daran! Wenn ich gestorben wäre, hätte ich doch nur lauter Sterbliche zurückgelassen. Dann genoß sie alles mit Lust, aber ohne Leidenschaft. Dies Gleichgewicht wollen auch wir uns bewahren, von unsern Leiden uns nicht erregen lassen, weil wir nichts dagegen tun können; wir wollen die Genüsse nicht abweisen, die das Schicksal uns noch bieten kann.“ [S.]

Ninon: Anna Lenclos, 1616—1705. Sie lebte in Paris nach Art der griechischen Hetären: ledig bleibend, aber in freier Liebe mit den ausgezeichnetsten Männern vereinigt. Sie war von adliger Familie, wohlhabend, hochgebildet und von feinsten Sitten, so daß die angesehensten Damen ihren Verkehr suchten und die Königin Christine von Schweden ihr einen ersten Besuch abstattete. Ihre Schönheit erhielt sich bis in ein hohes Alter.

Anblick von Leichen.

F 10 — Falk, 25. Januar 1813.

Als Goethe hörte, daß ich gestern Wieland im Tode gesehen und mir dadurch einen schlimmen Abend und eine noch schlimmere Nacht bereitet hatte, wurde ich darüber tüchtig von ihm ausgescholten.

„Warum“, sagte er, „soll ich mir die lieblichen Eindrücke von den Gesichtszügen meiner Freunde und Freundinnen durch die Entstellungen einer Maske zerstören lassen? Es wird ja dadurch etwas Fremdartiges, ja völlig Unwahres meiner Einbildungskraft aufgedrungen. Ich habe mich wohl in acht genommen, weder Herder, Schiller, noch die ver-

witwete Frau Herzogin Amalia im Sarge zu sehen. Der Tod ist ein sehr mittelmäßiger Porträtmaler. Ich meinerseits will ein seelenvolleres Bild, als seine Masken, von meinen sämtlichen Freunden im Gedächtnis aufbewahren. Also bitte ich es Euch, wenn es dahin kommen sollte, auch einmal mit mir zu halten. Auch will ich es nicht verhehlen: eben das ist es, was mir an Schillers Hingang so ausnehmend gefällt. Unangemeldet und ohne Aufsehen zu machen, kam er nach Weimar und, ohne Aufsehen zu machen, ist er auch wieder von hinnen gegangen. Die Paraden im Tode sind nicht das, was ich liebe. Zwar ist das Ausstellen der Leichen eine uralte, gute Gewohnheit und sogar nötig für's Volk und die öffentliche Sicherheit. Es beruht etwas darauf für die Gesellschaft, nicht nur, daß man weiß, daß ein Mensch, sondern auch wie er gestorben ist. Deshalb, daß man überhaupt stirbt, läßt sich niemand ein graues Haar wachsen; aber jedem von uns muß daran gelegen sein, daß kein Leben früher, als der Naturlauf es gebietet, sei es von geldgierigen Erben oder auf eine andere, jedesmal unbeliebige Weise den Kreisen, worin es sich bewegt, unterschlagen werde." [F.]

Goethe hat sich sehr selten an Begräbnissen beteiligt; uns ist nur seine Teilnahme bei der Beerdigung des Rats Kraus 1806 bekannt. In jüngeren Jahren (um 1781) hat Goethe sich als Privatschüler Loders anatomisch mit Leichen beschäftigt, sie auch zerlegen helfen. Als nach Goethes Tode Preller die Leiche gezeichnet hatte, waren die Hinterbliebenen gegen die Vervielfältigung des Bildes, weil Goethe sich dergleichen verbeten hatte.

Gemütserschütterungen.

F 11 F. v. Müller, Zeit unbestimmt.

Es ist bekannt, wie [Goethe die] Frau von Stael einst auf's heftigste anließ, als sie ihm die Nachricht von Moreaus Gefangennehmung hinterbrachte und gleich darauf von ihm verlangte, sich auf heitere Gespräche und witzige Repartien einzulassen.

„Ihr Jüngeren", pflegte er zu sagen, „stellt euch wohl leichter wieder her, wenn irgendeine tragische Explosion euch momentan verwundet; wir alten Herren aber haben Ursache,

uns vor Eindrücken zu hüten, die übermächtig auf uns einwirken und eine folgerechte Tätigkeit nur nutzlos unterbrechen." [M 3.]

Moreau (1763—1813), als Mensch und Heerführer groß, wurde im Februar 1804 von dem auf ihn eifersüchtigen ersten Konsul Bonaparte gefangen gesetzt und des Hochverrats angeklagt. Goethe hatte „seit langer Zeit, wie jedermann, an der Persönlichkeit des Edeln teilgenommen". Vgl. seine ‚Annalen' über 1804.

Karikaturen.

F 12 F. v. Müller, 18. Mai 1821.

Die Schweitzerische Sammlung von Karikaturen auf Napoleon zu sehen, lehnte er ab:

„Ich darf mir dergleichen mir widrige Eindrücke nicht erlauben, denn in meinem Alter stellt sich das Gemüt, wenn es angegriffen wird, nicht so schnell wieder her, wie bei euch Jüngeren. Ich muß daher mich nur mit ruhigen, gründlichen Eindrücken umgeben." [M.]

Christian Wilhelm Schweitzer war seit 1818 Wirklicher Geheimer Staatsrat in Weimar, später Minister.

Verweisungen.

Macht des Willens gegen körperliche Krankheit A 12, 13; Hypochondrisch sein A 16.

Die Arbeit.

Zersplitterung.

F 13 Zu Eckermann, 20. April 1825.

„Ich habe gar zu viele Zeit auf Dinge verwendet, die nicht zu meinem eigentlichen Fache gehörten. Wenn ich bedenke, was Lopez de Vega gemacht hat, so kommt mir die Zahl meiner poetischen Werke sehr klein vor. Ich hätte mich mehr an mein eigentliches Metier halten sollen."

„Hätte ich mich nicht so viel mit Steinen beschäftigt," sagte er ein andermal, „und meine Zeit zu etwas Besserem verwendet, ich könnte den schönsten Schmuck von Diamanten haben." [E.]

Vgl. A 76 „Mein eigentliches Glück usw." — Der spanische Dichter Lope de Vega (1562—1635) soll 1800 Theaterstücke und 400 geistliche Spiele geschrieben haben; mehr als 800 seiner Theaterstücke kamen zur Aufführung.

F 14 Boisserée, 10. September 1805.

Goethe sagt, er habe sich oft gefragt, warum er sich mit so vielerlei Dingen abgegeben? Habe doch so entschiedene Anlage und Neigung zum Dichten, warum er nicht allein dabei geblieben? Warum er sich auch in die Wissenschaften gewagt, und es ihm keine Ruhe gelassen, selbst in Italien nicht. Ich meinte, er habe seinem Zeitalter die Schuld und Buße bezahlen müssen; er stimmt ein. [B.]

Kapitalbildende Arbeit.

F 15 Eckermann, 3. Dezember 1824.

Goethe erkundigte sich, wie ich in diesen Tagen gelebt und was ich gedacht und getrieben. Ich sagte ihm, daß mir eine Aufforderung zugekommen, unter sehr vorteilhaften Bedingungen für ein englisches Journal monatliche Berichte über die neuesten Erzeugnisse deutscher schöner Prosa einzureichen, und daß ich sehr geneigt sei, das Anerbieten anzunehmen.

Goethes Gesicht, das bisher so freundlich gewesen, zog sich bei diesen Worten ganz verdrießlich, und ich konnte in jeder seiner Mienen die Mißbilligung meines Vorhabens lesen.

Goethe: „Ich wollte, Ihre Freunde hätten Sie in Ruhe gelassen! Was wollen Sie sich mit Dingen befassen, die nicht in Ihrem Wege liegen und die den Richtungen Ihrer Natur ganz zuwider sind? Wir haben Gold, Silber und Papiergeld, und jedes hat seinen Wert und seinen Kurs, aber um jedes zu würdigen, muß man den Kurs kennen. Mit der Literatur ist es nicht anders. Sie wissen wohl die Metalle

zu schätzen, aber nicht das Papiergeld; Sie sind darin nicht hergekommen, und da wird Ihre Kritik ungerecht sein und Sie werden die Sachen vernichten. Wollen Sie aber gerecht sein und jedes in seiner Art anerkennen und gelten lassen, so müssen Sie sich zuvor mit unserer mittleren Literatur in's Gleichgewicht setzen und sich zu keinen geringen Studien bequemen. Sie müssen zurückgehen und sehen, was die Schlegel gewollt und geleistet, und dann alle neuesten Autoren: Franz Horn, Hoffmann, Clauren usw., alle müssen Sie lesen. Und das ist nicht genug! Auch alle Zeitschriften, vom ‚Morgenblatt‘ bis zur ‚Abendzeitung‘, müssen Sie halten, damit Sie von allem Neuhervortretenden sogleich in Kenntnis sind, und damit verderben Sie Ihre schönsten Stunden und Tage. Und dann, alle neuen Bücher, die Sie einigermaßen gründlich anzeigen wollen, müssen Sie doch auch nicht bloß durchblättern, sondern sogar studieren. Wie würde Ihnen das munden! Und endlich, wenn Sie das Schlechte schlecht finden, dürfen Sie es nicht einmal sagen, wenn Sie sich nicht der Gefahr aussetzen wollen, mit aller Welt in Krieg zu geraten.

Nein, wie gesagt, schreiben Sie das Anerbieten ab! Es liegt nicht in Ihrem Wege. Überhaupt hüten Sie sich vor Zersplitterung und halten Sie Ihre Kräfte zusammen. Wäre ich vor dreißig Jahren so klug gewesen, ich würde ganz andere Dinge gemacht haben. Was habe ich mit Schiller an den ‚Horen‘ und ‚Musenalmanachen‘ nicht für Zeit verschwendet! Gerade in diesen Tagen, bei Durchsicht unserer Briefe ist mir alles recht lebendig geworden, und ich kann nicht ohne Verdruß an jene Unternehmungen zurückdenken, wobei die Welt uns mißbrauchte und die für uns selbst ganz ohne Folgen waren. Das Talent glaubt freilich, es könne das auch, was es andere Leute tun sieht; allein es ist nicht so, und es wird seine faux-frais bereuen. Was haben wir davon, wenn unsere Haare auf eine Nacht gewickelt sind? Wir haben Papier in den Haaren, das ist alles, und am anderen Abend sind sie doch wieder schlicht.

Es kommt darauf an, daß Sie sich ein Kapital bilden,

das nie ausgeht. Dieses werden Sie erlangen in dem begonnenen Studium der englischen Sprache und Literatur. Halten Sie sich dazu und benutzen Sie die treffliche Gelegenheit der jungen Engländer zu jeder Stunde. Die alten Sprachen sind Ihnen in der Jugend größtenteils entgangen, deshalb suchen Sie in der Literatur einer so tüchtigen Nation wie die Engländer einen Halt! Zudem ist ja unsere eigene Literatur größtenteils aus der ihrigen hergekommen. Unsere Romane, unsere Trauerspiele, woher haben wir sie denn als von Goldsmith, Fielding und Shakespeare? Und noch heutzutage, wo wollen Sie denn in Deutschland drei literarische Helden finden, die dem Lord Byron, Moore und Walter Scott an die Seite zu setzen wären? Also noch einmal, befestigen Sie sich im Englischen, halten Sie Ihre Kräfte zu etwas Tüchtigem zusammen, und lassen Sie alles fahren, was für Sie keine Folge hat und Ihnen nicht gemäß ist!" [E.]

Das ‚Morgenblatt' erschien seit 1807 bei Cotta in Stuttgart; Redakteure waren Huber, Haug, Rückert, Therese Huber, Wilh. Hauff, und der Beilage: Müllner und Wolfg. Menzel. Die ‚Abendzeitung' erschien seit 1805 in Dresden; seit 1817 war Theodor Hell-Winkler Redakteur; sie brachte u. a. die beliebten Romane von Clauren und van der Velde. — Faux-frais: Nebenausgaben. — Treffliche Gelegenheit der jungen Engländer: Eckermann gab ihnen Unterricht im Deutschen.

Ausnutzung der Zeit.

F 16 Zu Grüner, 21. August 1822 und 29. Juni 1823.

„Man sagt, die Lebenszeit ist kurz, allein der Mensch kann viel leisten, wenn er sie recht zu benutzen weiß. Ich habe keinen Tabak geraucht, nicht Schach gespielt, kurz nichts betrieben, was die Zeit rauben könnte. Ich habe immer die Menschen bedauert, welche nicht wissen, wie sie die Zeit zubringen oder benützen können." — —

„Der Mensch kann Unglaubliches leisten, wenn er die Zeit einzuteilen und recht zu benutzen weiß." [G.]

Einteilung der Tage.

F 17 F. v. Müller, 16. Juli 1827.

Viel ward über die Methode des Zeitgebrauchs gesprochen: „Sonst habe ich einen gewissen Zyklus von fünf oder sieben Tagen, worin ich die Beschäftigungen verteilte; da konnte ich unglaublich viel leisten.“ [M.]

Riemer schreibt in seinen ‚Mitteilungen über Goethe‘ I, 189: „So hatte er sich schon in ganz früher Zeit einen erfindenden, einen ordnenden, einen aufräumenden Tag und dergleichen abgemerkt und suchte nur den Zyklus derselben herauszubekommen.“ Derselbe sagt aber auch über die spätere Tageseinteilung: „So ging er vom morgendlichen Dichten und Sinnen zu den laufenden Geschäften des Tages, von diesen zu wissenschaftlichen oder Kunstbetrachtungen, zu Lektüre oder Gespräch mit Einheimischen und Fremden über.“ — Wenn man Goethes Tagebücher liest, bemerkt man fast keinen Unterschied zwischen Sonn- und Werktagen.

F 18 F. v. Müller, 28. Juni 1830.

Als ich mich über Varnhagens Produktivität wunderte, sagte er:

„O Gott, der Tag ist lang! Man kann entsetzlich viel tun, wenn man mit Folge arbeitet und Langeweile flieht.“ [M.]

In M 3 (Müllers Erfurter Rede) heißt es: „Der Tag ist grenzenlos lang, wer ihn nur zu schätzen und zu nützen weiß,“ hörte man ihn oftmals sagen. — Varnhagen von Ense (1785—1858) gab poetische und namentlich sehr viele historische Werke heraus; der Kanzler hat wohl seine ‚Biographischen Denkmale‘ im Sinne, die von 1824—30 in fünf Bänden erschienen.

Verweisungen.

Das Forcieren höherer Leistungen A 11; Gemeinsames Arbeiten — gegenseitiges Anregen B 32, H 5, 31, 32; Schaden der Journale für produktive Künstler H 44.

Andrer Leute Angelegenheiten.

F 19 Zu F. v. Müller, 2. Januar 1820.

„Wer für die Welt etwas tun will, muß sich nicht mit ihr einlassen.“ [M.]

F 20 Zu F. v. Müller, 29. März 1831.

„Ich will nichts von den Freuden der Welt; wenn sie mich nur auch mit ihren Leiden verschonen wollte! Wenn man etwas vor sich bringen will, muß man sich knapp zusammennehmen und sich wenig um das kümmern, was Andere tun.“ [M.]

F 21 Zu C. Vogel, nach 1825.

„Je älter man wird, desto mehr muß man sich beschränken, wenn man tätig zu sein begehrt. Nimmt man sich nicht in acht, so geht man bei so vielen fremden Anforderungen vor lauter Teilnahme und Urteilsprechen mit geistigen und leiblichen Kräften in nichtigen Rauch auf.“ [Vl.]

F 22 F. v. Müller, 18. Februar 1830.

Von seiner Jugend sagt er:

„Ich war ein leidlicher Kerl, ließ mich auf keine Klatschereien ein, stand jedem in guten Dingen zu Diensten, und so kam ich durch.“ [M.]

Andrer Leute Liebessachen.

F 23 Soret, 3. Februar 1830.

„Ich war“ [erzählte Goethe] „mit einem Freunde am Abende im Hofgarten spazieren, als wir am Ende der Allee zwei andere wohlbekannte Gestalten bemerkten, die ruhig

nebeneinander hergingen. Ihre Namen mag ich nicht nennen; es trägt auch zur Geschichte nichts bei. Sie unterhielten sich und schienen sich um weiter nichts zu kümmern, als sich plötzlich ihre Köpfe einander zuwandten — zu einem kräftigen Kusse. Danach gingen sie in der alten Richtung weiter und nahmen ernsthaft ihr Gespräch wieder auf, als ob nichts vorgefallen wäre. „Haben Sie gesehen'? rief mein Freund ganz außer sich. — ‚Nun ja', antwortete ich ganz ruhig, ‚ich sehe wohl, aber ich glaube es nicht'." [S.]

Tagesklatsch.

F 24 Soret, Zeit unbestimmt.

Er hatte eine ausgesprochene Abneigung gegen Erzählungen von Tagesereignissen oder über lebende Personen. Er pflegte zu sagen:

„Wer die Gegenstände und die Verhältnisse, die sie untereinander haben, gut beurteilen will, muß sie in einer gewissen Entfernung von sich sehen. Spricht man von ihnen, solange man sie berührt, so läuft man stets Gefahr, wie ein Blinder von ihnen zu reden, denn man ist außerstande, ihre wirklichen Proportionen zu messen. Ich lasse diese Dinge denen, die nach mir kommen werden." [S 2.]

Jenny v. Pappenheim (später v. Gustedt) erzählt, daß, als bei Tische eine Klatscherei zum Vorschein kam, Goethe mit dröhnender Stimme gerufen habe: „Euren Schmutz kehrt bei euch zusammen, aber bringt ihn nicht mir in's Haus!" [Kr.]

Rat geben.

F 25 Eckermann, 13. Februar 1831.

Ich erzählte von dem Brief eines jungen Militärs, dem ich nebst anderen Freunden geraten hatte, in ausländische Dienste zu gehen, und der nun, da er die fremden Zustände nicht nach seinem Sinne gefunden, auf alle diejenigen schilt, die ihm geraten.

Goethe: „Es ist mit dem Ratgeben ein eigenes Ding, und wenn man eine Weile in der Welt gesehen hat, wie die

gescheitesten Dinge mißlingen und das Absurdeste oft zu einem glücklichen Ziele führt, so kommt man wohl davon zurück, jemand einen Rat erteilen zu wollen. Im Grunde ist es auch von dem, der einen Rat verlangt, eine Beschränktheit, und von dem, der ihn gibt, eine Anmaßung. Man sollte nur Rat geben in Dingen, in denen man selber mitwirken will. Bittet mich ein Anderer um guten Rat, so sage ich wohl, daß ich bereit sei, ihn zu geben, jedoch nur mit dem Beding, daß er versprechen wolle, nicht danach zu handeln.“ [E.]

Heimlichkeit über die Lebenskunst.

F 26 Zu Riemer, August 1810.

„Die ganze Welt ist voll armer Teufel, denen mehr oder weniger — angst ist. Andere, die den Zustand kennen, sehen geduldig zu, wie sie sich dabei gebärden. Es sagt keiner dem andern: Das und das ist dein Zustand, und so mußt du's machen.“ — —

„Es verrät keiner dem andern die Handgriffe einer Kunst oder eines Handwerks, geschweige denn die vom Leben.“ —

„Handgriff ist ein Kompendium, d. h. mit dem wenigsten Aufwand das Zweckmäßige, das Beabsichtigte zu leisten, ist der kürzeste Weg, die gerade Linie zum Rechten, zum Effekt.“ [R.]

F 27 Eckermann, 18. März 1831.

Wir reden über höhere Maximen, und ob es gut und ob es möglich sei, sie anderen Menschen zu überliefern.

Goethe: „Die Anlage, das Höhere aufzunehmen, ist sehr selten, und man tut daher im gewöhnlichen Leben immer wohl, solche Dinge für sich zu behalten und davon nur so viel hervorzukehren, als nötig ist, um gegen die Anderen in einiger Avantage zu sein.“ [E.]

Bittsteller.

F 28 K. Vogel, nach 1825.

Die Schwäche, welche nichts abzuschlagen vermag und Verlegenheit auf der einen, Verdruß und Mißtrauen auf der andern Seite in ihrem Gefolge hat, kannte er nicht.

„Ich halte es doch länger aus," meinte er, „die Leute anzuhören, als sie, mich zu drängen. Merken sie nur erst, daß sie einem auf solche Weise etwas abzwingen können, so ist man ewig belagert."

„Er bewilligte stets auf der Stelle, was ihm billig schien und versagte in gleicher Weise, beides immer in den der Sachlage nach möglichst angenehmen Formen. Doch hinderte ihn die Rücksicht auf Höflichkeit niemals, besonders auch persönlich sehr entschieden seine einmal ausgesprochene Ansicht geltend zu machen, und er vermochte im letzteren Falle eine Haltung anzunehmen, welche, freundlich imponierend, einen Gedanken an Widerrede und Entgegnung nicht leicht aufkeimen ließ." [VI.]

Beantwortung von Briefen.

F 29 Zu Eckermann, 21. Januar 1827.

„Solger beklagt sich, daß ich ihm auf den ‚Sophokles', den er mir zugesendet, nicht einmal geantwortet. Lieber Gott — aber wie das bei mir geht! Es ist nicht zu verwundern. Ich habe große Herren gekannt, denen man viel zusendete. Diese machten sich gewisse Formulare und Redensarten, womit sie jedes erwiderten, und so schrieben sie Briefe zu Hunderten, die sich alle gleich und alle Phrase waren. In mir aber lag dieses nie. Wenn ich nicht jemand etwas Besonderes und Gehöriges sagen konnte, wie es in der jedesmaligen Sache lag, so schrieb ich lieber gar nicht. Oberflächliche Redensarten hielt ich für unwürdig, und so ist es denn gekommen, daß ich manchem wackeren Manne, dem ich gerne geschrieben hätte, nicht antworten konnte. Sie sehen ja selbst, wie das bei mir geht und welche Zusendungen von allen

Ecken und Enden täglich bei mir einlaufen, und müssen gestehen, daß dazu mehr als ein Menschenleben gehören würde, wenn man alles nur flüchtig erwidern wollte." [E.]

Solger (1770—1819) war Philosoph, besonders Ästhetiker, übersetzte auch den Sophokles.

F 30 Zu F. v. Müller, 7. März 1830.

An Reinhard könne er unter einem Monat nicht schreiben, man fordere zuviel von ihm, er müsse Bankrott mit seiner Zeit machen. Wenn man die achtziger Jahre überschritten habe, gehe nicht alles so leicht von der Hand. Niemand frage danach, wieviel Mühe ihm die Herausgabe seiner Werke mache, und dann nehme doch niemand, wenn sie erschienen, sonderlich Notiz davon. [M.]

Reinhard: Graf Reinhard, der deutsch-französische Diplomat, den Goethe sehr hoch schätzte. Vgl. Q 84.

F 31 Zu F. v. Müller, 24. April 1830.

„Mit Briefantworten muß man nolens volens Bankrott machen und nur unter der Hand diesen oder jenen Kreditor befriedigen. Meine Maxime ist: Wenn ich sehe, daß die Leute bloß ihretwegen an mich schreiben, etwas für ihr Individuum damit bezwecken, so geht mich das nichts an; schreiben sie aber meinetwegen, senden sie etwas mich Förderndes, Angehendes, dann muß ich antworten. So hat mir Rochlitz jetzt etwas gar Schönes über meinen zweiten römischen Aufenthalt geschrieben; da habe ich auch gleich geantwortet. Ihr jungen Leute wisset freilich nicht, wie kostbar die Zeit ist, sonst würdet ihr sie mehr achten." [M.]

Rochlitz (1770—1842) lebte stets in Leipzig, besonders als Musikästhetiker schriftstellerisch tätig, Herausgeber der Leipziger Musikalischen Zeitung.

Regelmäßiger Briefwechsel.

F 32 Soret, 5. Februar 1832.

Mit dem Prinzen [Karl Alexander] machte ich bei Goethe Besuche. Während die Kinder spielten, unterhielten wir uns, und ich gedachte unter anderm der Feststellung, wieviel Briefe ich seit 20 Jahren geschrieben und empfangen hatte, Monat für Monat berechnet; sie ließe sich durch eine ziemlich regelmäßige Kurve darstellen, steigend oder fallend je nach der Geschäftigkeit der Tage, mit halbmonatlichen Unterschieden. Feststellungen für andere Korrespondenzen, wie von Voltaire, Sevigné, Rousseau ergaben andere Kurven, und Goethe hatte nun, wie er sagte, den Einfall, mit der seinigen in gleicher Weise der Wissenschaft zu dienen; doch sei er vor der Arbeit erschrocken; auch würde das Resultat aller Wahrscheinlichkeit nach keine Regelmäßigkeit erkennen lassen, bei den größeren Unterbrechungen, die durch Reisen und andere persönliche Verhältnisse herbeigeführt worden wären.

Goethe kam dann auf die fortlaufende Korrespondenz gewisser Persönlichkeiten zu sprechen und sagte, wenn eine solche von Dauer sein soll, so darf von beiden Seiten kein Zwang bestehn, besonders hinsichtlich der Antworten: jeder solle erst dann schreiben, wenn eine neue wichtige Anregung sich darbietet. Wenn man sich zu strenge Regeln aufzulegen sucht, kommt ein andauernder Briefwechsel, selbst unter den besten Freunden, schwer zustande. [S.]

Besucher.

F 33 Soret, 15. Februar 1830.

[Der bekannte Demagog F. J. de Wit, gen. v. Dörring] hatte nach seiner Ankunft in Weimar Goethe um Erlaubnis gebeten, ihm einen Besuch machen zu dürfen, die Goethe, der ihn gern kennen lernen wollte, auch erteilte. Nachdem sie sich einige Zeit unterhalten, verabschiedete sich der Abenteurer und sagte beim Weggehn, er hoffe, die Ehre zu haben, bald wiederkommen zu dürfen.

„Nein, mein Herr," anwortete ihm Goethe mit Nachdruck, „das ist das erste und letzte Mal. Sie sagen selbst in Ihrem Buche, daß Sie ein gefährlicher Mensch sind, und beweisen es durch Ihre indiskreten Mitteilungen über die

Personen, die Sie kennen gelernt haben. Erlauben Sie mir, daß ich mich einer solchen Behandlung nicht aussetze und Sie ersuche, nicht wiederzukommen." [S.]

Über Wit vgl. Q 89.

F 34 F. v. Müller, 18. November 1824.

Ein Frankfurter, Herr Fellner, wurde angemeldet und abgeschlagen:

„Man muß den Leuten abgewöhnen, einen unangemeldet zu überfallen. Man bekommt doch immer andere, fremde Gedanken durch solche Besuche, muß sich in ihre Zustände hineindenken. Ich will keine fremden Gedanken, ich habe an meinen eigenen genug, kann mit diesen nicht fertig werden." [M.]

F 35 F. v. Müller, 15. September 1827.

Ein Student aus Berlin, nach Paris reisend, war bei ihm diesen Nachmittag eingesprochen und sofort angenommen worden:

„Ich sehe solche Leute gern; man tut dabei einen Blick in die weite Welt hinaus und hat die behagliche Empfindung, nicht selbst reisen zu müssen." [M.]

Verhalten gegen verschiedene Charaktere.

Umgang mit widerstrebenden Naturen.

F 36 Eckermann, 2. Mai 1824.

Eckermann gestand, daß er nicht gern in Gesellschaften gehe, weil er stets Personen suche, die seiner eigenen Natur gemäß seien, die er lieben könne, die ihn lieben könnten; in Gesellschaften aber sehe er sich auch Andersartigen gegenüber. Darauf antwortete Goethe:

„Diese Ihre Naturtendenz ist freilich nicht geselliger Art; allein was wäre alle Bildung, wenn wir unsere natürlichen Richtungen nicht wollten zu überwinden suchen! Es ist eine große Torheit, zu verlangen, daß die Menschen zu uns har-

monieren sollen. Ich habe es nie getan. Ich habe einen Menschen immer nur als ein für sich bestehendes Individuum angesehen, das ich zu erforschen und das ich in seiner Eigentümlichkeit kennen zu lernen trachtete, wovon ich aber durchaus keine weitere Sympathie verlangte. Dadurch habe ich es nun dahin gebracht, mit jedem Menschen umgehen zu können, und dadurch allein entsteht die Kenntnis mannigfaltiger Charaktere sowie die nötige Gewandtheit im Leben. Denn gerade bei widerstrebenden Naturen muß man sich zusammennehmen, um mit ihnen durchzukommen, und dadurch werden alle die verschiedenen Seiten in uns angeregt und zur Entwickelung und Ausbildung gebracht, so daß man sich denn bald jedem Vis-à-vis gewachsen fühlt. So sollen Sie es auch machen! Sie haben dazu mehr Anlage, als Sie selber glauben; und das hilft nun einmal nichts, Sie müssen in die große Welt hinein, Sie mögen sich stellen, wie Sie wollen!“ [E.]

Vgl. B 45 und was Robert Springer aus Christian Schuchardts Erinnerungen mitteilt: „[Goethe] war ein verdammt liebenswürdiger Kerl! Stets war er ruhig, heiter und human; ich habe ihn nie anders gesehen. Mit Jedem hatte er Geduld und Nachsicht, selbst mit Kerlen, die ich am liebsten zur Türe hinausgeworfen hätte. Erst im reiferen Alter wurde es mir klar, weshalb er Jeden so ruhig und widerspruchslos anhörte: es lag ihm vor allem daran, die Menschen, mit denen er, wenn auch nur vorübergehend, zu tun hatte, kennen zu lernen, und er wußte wohl, daß dies am besten dadurch erreicht wird, wenn man das Individuum, anstatt es durch Widerspruch zu verwirren und zu reizen, frei seine Meinung aussprechen läßt. Auch an mir, dem damals noch jungen Manne, hatte er oft Gelegenheit, seine Geduld und Nachsicht zu bewähren. Niemals schalt er, wenn ich gegen oder ohne seinen Willen nach meinem eigenen Sinne gehandelt hatte. Er fragte mich nur in größter Ruhe: Warum haben Sie das getan?“ (R. Springer, Die klassischen Stätten. Berlin 1869.)

F 37 Zu Riemer, Zeit unbekannt.

Goethe nannte es ... die lächerlichste Prätention, Allen gefallen zu wollen. [R.]

Verhalten gegen Aufrichtige.

F 38 Unbekannter Rezensent in Wachlers Annalen von 1814, nach Lavaters Erzählung.

Als Goethe mit Lavatern die kleinen Reisen machte, begegnete es, wenn Rezensent nicht irrt, in Elberfeld, daß auch der Rektor Hasenkamp der Ältere zu Duisburg einmal in großer Gesellschaft mit Lavater und Goethe aß und nicht weit von Goethe zu sitzen kam. Man war in der heitersten Stimmung und Goethe sowohl als Lavater erfreuten alles durch ihre heitere und belebende Unterhaltung.

Auf einmal richtet Hasenkamp seine Rede an Goethe und fragt in feierlichem Tone: „Sind Sie der Herr Goethe?" — „Ja." — „Und haben Sie das berüchtigte Buch ‚Die Leiden des jungen Werther' geschrieben?" — „Ja." — „So fühle ich mich in meinem Gewissen verpflichtet, Ihnen meinen Abscheu an dieser ruchlosen Schrift zu erkennen zu geben. Gott wolle Ihr verkehrtes Herz bessern! Denn wehe, wehe dem, der Ärgernis gibt!" — Jedermann geriet in die peinlichste Verlegenheit, jedermann war voll banger Erwartung, wie es dem ehrlichen, aber pedantisch-schulgerechten Hasenkamp ergehen würde. Aber Goethe versetzte Alle in die heiterste Stimmung, als er erwiderte: „Ich sehe es ganz ein, daß Sie aus Ihrem Gesichtspunkt mich so beurteilen müssen, und ich ehre Ihre Redlichkeit, mit der Sie mich bestrafen. Beten Sie für mich!"

Das Wohlgefallen an der Art, mit der Goethe sich benahm, war allgemein; der Rektor ward auf eine Weise, wie er sich nicht hatte träumen lassen, entwaffnet, und die Unterhaltung nahm wieder ihren vorigen fröhlichen Gang. [Bie.]

F 39 Soret, 30. März 1830.

[Goethe sprach] von Campe und seinem letzten Begegnen mit ihm. Zweimal hat er ihn gesehen, mit einem Zwischenraum von 40 Jahren, das zweitemal in Karlsbad. Campe war alt und trocken, steif und abgemessen. Er hatte sein ganzes Leben lang für Kinder geschrieben, was Goethe nie getan, nicht einmal für große Kinder von 20 Jahren.

„Daher", sagte Goethe, „konnte Campe mich nicht leiden; ich war ihm ein Dorn im Auge, eine ungewöhnliche Er-

scheinung, die er nach Kräften vermied. Aber eines schönen Tages befand ich mich doch an seiner Seite, so daß er nicht umhin konnte, einige Worte an mich zu richten. ‚Mein Herr‘, sagte er, ‚ich habe vor der Fähigkeit Ihres Geistes den größten Respekt, Sie haben in verschiedenen Richtungen eine gewaltige Höhe erreicht; aber sehen Sie, das sind Dinge, die mich nichts angehen, und auf die ich nicht den Wert legen kann, den Andere darauf legen!‘ — Ich war über seine Freimütigkeit nicht böse und antwortete ihm höchst rücksichtsvoll. Ich halte große Stücke auf Campe wegen seiner Verdienste um die Jugend, der er viel Vergnügen bereitet; er ist für sie gewissermaßen ein Evangelium. Doch hätte ich ihm gern eins abgegeben wegen zwei oder drei schrecklicher Geschichten, die er ungeschickterweise geschrieben und unter die andern eingeflochten hat. Warum gibt man solchen Ideen Raum, warum trübt man die Phantasie durch so gewaltige Eindrücke?“ [S.]

· Joachim Heinrich Campe (1746—1815) war nacheinander Feldprediger, Lehrer, Schulrat, Domherr, Buchhändler, Drucker und Verleger, zuletzt in Braunschweig. Er ward namentlich als Sprachreiniger und als Verfasser von Jugendschriften berühmt; am meisten wurde seine Verdeutschung des Robinson gelesen. Goethe und Schiller hatten ihn scharf angegriffen, Campes Zurückhaltung war also sehr erklärlich.

Auf groben Klotz ein grober Keil!

F 40 — Zu Soret, 17. März 1830.

„Als Lord Bristol durch Jena kam, wünschte er mich zu sehen; auf seine Einladung begab ich mich dahin. Anfangs war er grob gegen mich; als ich merkte, daß er diesen Ton anschlug, faßte ich bald meinen Entschluß und wurde noch gröber. Im ersten Augenblick schien er überrascht zu sein; dann kam die Wirkung, auf die ich gerechnet hatte: er wurde viel höflicher. Ich trieb die Unhöflichkeit immer weiter bis zu dem Augenblick, wo ich ihn in meiner Gewalt sah; dann

suchte ich liebenswürdiger zu scheinen, aber immer mit einem gewissen freien, unbefangenen Tone, der jeden Ausdruck fern hielt, wodurch notwendig das Gleichgewicht der Unterhaltung gestört worden wäre.

Der gute Bischof wollte mir über ‚Werther' eine Predigt halten und mein Gewissen beunruhigen, daß ich Menschen selbst zum Selbstmorde verleitet habe. ‚Das ist ein unmoralisches, verdammungswürdiges Buch usw.', sagte er. ‚Halt!' rief ich, ‚welchen Ton wollen Sie denn gegen die Mächtigen dieser Welt anschlagen, die mit einem Federstrich und im Interesse der literarischen Produktion ihrer Diplomaten 100000 Menschen in's Feld schicken und 80000 totschlagen lassen und somit ihre Untertanen zum Mord, zur Plünderung, zur Notzucht, zum Meuchelmord verleiten? Und dann stimmen Sie ein Tedeum darüber an! Wie können Sie so selbstzufrieden sein, arme Schwachköpfe damit zu erschrecken, daß Sie in schönen Predigten von der Höhe Ihrer Kanzel herab ihnen die Hölle heiß machen und sie um das bißchen Verstand bringen, das ihnen noch geblieben ist, so daß manche ihr elendes Leben im Tollhause endigen, ungerechnet die, die sich selbst morden, um schneller ins Paradies zu kommen oder um sich aus ihren religiösen Beunruhigungen zu retten! Was tun Sie da? Sie preisen darüber Gott! Und mit welchem Rechte wollen Sie nun einem Schriftsteller von Geist verbieten, ein Werk zu schreiben, das durch einige beschränkte Geister falsch ausgelegt werden kann und dann die Welt höchstens von einem oder zwei Dutzenden notorischer Schwachsinniger oder Verrückter befreit, die nichts Besseres tun können, als sich eine Kugel vor den Kopf zu schießen? Damit erweisen sie doch der Menschheit einen Dienst! Warum wollen Sie mich nun für das kleine Fechterstück tadeln, während Ihr Priester und Fürsten Euch viel Schlimmeres erlaubt? Bin ich nicht schon moralisch sicher, daß alle, die sich umbringen, wenn sie den ‚Werther' gelesen, unfähig wären, in der Welt eine vernünftige Rolle zu spielen? Können Sie wohl von Ihren Opfern dasselbe sagen?'

Nach diesem Ausfall wurde der von Haus aus so grobe Bischof sanfter als ein Lamm; ich hatte den Weg zu seinem Herzen gefunden! Er erwies mir von nun an die größte Höflichkeit, gab mir bei meinem Weggehen das Geleit und ließ mir durch seinen Kaplan weitere Ehren erweisen, der denn auch, als ich die Tür passiert hatte, sagte: ‚Ach, Herr v. Goethe, Sie haben trefflich gesprochen! Wie haben Sie das Geheimnis verstanden, dem Lord zu gefallen; mit weniger Energie würden Sie sehr unbefriedigt von hier geschieden sein'." [S.]

Goethe hat den Eindruck, den Lord Bristol, Bischof von Derby, „für und gegen den er soviel gehört", auf ihn machte, am 10. Juni 1797 in Jena niedergeschrieben. Man findet die Skizze in seinen ‚Biographischen Einzelheiten'.

Beeinflusser.

F 41 Bei Tische, 14. Januar 1810.

„Es ist Höflichkeit und Vornehmen eigen, jemanden mettre à son aise; und ich weiß es, daß mich jemand auf meinen Chapitre bringt. Aber Todfeindschaft kann daraus entstehen, wenn man es tut und sich gegen mich berühmt, daß man mich auf meine Schnurre gebracht habe, sobald ich mit Gutmütigkeit mich geäußert und gehen gelassen habe. Weil es eine falsche Superiorität des Andern und eine Gemütlosigkeit desselben verrät." [R 3.]

Vgl. hierzu, was Karoline Schlegel an Wilhelm Schlegel schreibt. Goethe habe Schelling beschrieben wie er, Goethe, mit Jean Paul einen ganzen Abend Schach gespielt, figürlich. „Der hat nämlich ein Urteil über ihn und seine Gattung herauslocken wollen und ihn nach Goethes Ausdruck auf den Sch—dr— führen wollen, hat einen Zug um den andern getan, von Yorik, von Hippel, von dem ganzen humoristischen Affengeschlecht — Goethe immer nebenaus! Nun, Du [Wilhelm Schlegel] mußt Dir das selbst mit den gehörigen Fratzen ausführen, wie Jean Paul zuletzt in die höchste Pein geraten ist und sich schachmatt hat nach Hause begeben. Einen

durchtriebnern Schalk gibt es auf Erden nicht wie den Goethe, und dabei das frömmste Herz mit seinen Freunden." — Mettre à son aise: behaglich machen. — Chapitre: Lieblingsthema, Steckenpferd. — Yorik nannte sich der Humorist Sterne; vgl. O 62.

Mündliche und schriftliche Verhandlung.

F 42 Zu Riemer, 27. Juni 1811.

„Mit tätigen Menschen fährt man immer besser gegenwärtig als abwesend; denn sie kehren entfernt meistens die Seite hervor, die uns entgegensteht; in der Nähe jedoch findet sich bald, inwiefern man sich vereinigen kann." [R 2.]

Menschen, die nicht zu uns gehören.

F 43 Zu Falk, Februar 1809.

„Verschmäht nie, in euer Streben die Einwirkung von gleichgesinnten Freunden aufzunehmen, sowie ich auch auf der andern Seite angelegentlich rate, ebenfalls nach meinem Beispiele, keine Stunde mit Menschen zu verlieren, zu denen ihr nicht gehört oder die nicht zu euch gehören! Denn solches fördert wenig, kann uns aber im Leben gar manches Ärgernis zufügen, und am Ende ist denn doch alles vergeblich gewesen." [F.]

Andersdenkende und Feinde.

Der Gegner als Naturnotwendigkeit.

F 44 Eckermann, 14. April 1824.

Goethe sprach über seine Gegner, und daß dieses Geschlecht nie aussterbe.

„Ihre Zahl ist Legion," sagte er, „doch ist es nicht unmöglich, sie einigermaßen zu klassifizieren.

Zuerst nenne ich meine Gegner aus Dummheit; es sind solche, die mich nicht verstanden und die mich tadelten, ohne mich zu kennen. Diese ansehnliche Masse hat mir in meinem Leben viele Langeweile gemacht; doch es soll ihnen verziehen sein, denn sie wußten nicht, was sie taten.

Eine zweite große Menge bilden sodann meine Neider. Diese Leute gönnen mir das Glück und die ehrenvolle Stellung nicht, die ich durch mein Talent mir erworben. Sie zerren an meinem Ruhm und hätten mich gern vernichtet. Wäre ich unglücklich und elend, so würden sie aufhören.

Ferner kommt eine große Anzahl derer, die aus Mangel an eigenem Sukzeß meine Gegner geworden. Es sind begabte Talente darunter, allein sie können mir nicht verzeihen, daß ich sie verdunkele.

Viertens nenne ich meine Gegner aus Gründen. Denn da ich ein Mensch bin und als solcher menschliche Fehler und Schwächen habe, so können auch meine Schriften davon nicht frei sein. Da es mir aber mit meiner Bildung Ernst war und ich an meiner Veredelung unablässig arbeitete, so war ich im beständigen Fortstreben begriffen, und es ereignete sich oft, daß sie mich wegen eines Fehlers tadelten, den ich längst abgelegt hatte. Dies Guten haben mich am wenigsten verletzt; sie schossen nach mir, wenn ich schon meilenweit von ihnen entfernt war. Überhaupt war ein abgemachtes Werk mir ziemlich gleichgültig; ich befaßte mich nicht weiter damit und dachte sogleich an etwas Neues.

Eine fernere große Masse zeigte sich als meine Gegner aus abweichender Denkungsweise und verschiedenen Ansichten. Man sagt von den Blättern eines Baumes, daß deren kaum zwei vollkommen gleich befunden werden: und so möchten sich auch unter tausend Menschen kaum zwei finden, die in ihrer Gesinnungs- und Denkungsweise vollkommen harmonieren. Setze ich dieses voraus, so sollte ich mich billig weniger darüber wundern, daß die Zahl meiner Widersacher so groß ist, als vielmehr darüber, daß ich noch so viele Freunde und Anhänger habe. Meine ganze Zeit wich

von mir ab, denn sie war ganz in subjektiver Richtung begriffen, während ich in meinem objektiven Bestreben im Nachteile und völlig allein stand.

Schiller hatte in dieser Hinsicht vor mir große Avantagen. Ein wohlmeinender General gab mir daher einst nicht undeutlich zu verstehen, ich möchte es doch machen wie Schiller. Darauf setzte ich ihm Schillers Verdienste erst recht auseinander, denn ich kannte sie doch besser als er.

Ich ging auf meinem Weg ruhig fort, ohne mich um den Sukzeß weiter zu bekümmern, und von allen meinen Gegnern nahm ich so wenig Notiz als möglich." [E.]

Praxis des Feindes.

F 45 Zu F. v. Müller, 8. August 1807.

„Was ist Feindseligkeit anders als ein Herausheben der schwachen Seiten?" [M.]

Wie weit schadet der Feind?

F 46 Zu Riemer, 28. August 1807.

„Der böse Wille, der den Ruf eines bedeutenden Mannes gern vernichten möchte, bringt sehr oft das Entgegengesetzte hervor: er macht die Welt aufmerksam auf eine Persönlichkeit! Und da die Welt, wonicht gerecht, doch gleichgültig ist, so läßt sie sich's gefallen, nach und nach die guten Eigenschaften desjenigen gewahr zu werden, den man ihr auf das schlimmste zu zeigen Lust hatte. Ja, es ist sogar im Publikum ein Geist des Widerspruchs, der sich dem Tadel wie dem Lobe entgegensetzt, und im ganzen braucht man nur nach Möglichkeit zu sein, um gelegentlich zu seinem Vorteil zu erscheinen; wobei es dann hauptsächlich darauf ankommt, daß die Augenblicke nicht allzu kritisch werden und der böse Wille nicht die Oberhand habe zur Zeit, wo er vernichten kann." [R.]

Angriff und Abwehr.

F 47 Zu F. v. Müller, 1. Januar 1832.

„Ein heftiger, wenngleich ungerechter Angriff bleibt kühn und ehrenhaft; jede Verteidigung ist immer mißlich, sei sie auch noch so gut gemacht. Das war immer unsere Maxime.“ [M.]

Überwindung der Feinde.

F 48 Soret 16. Mai 1828.

Ich erinnere mich eines Ausflugs, während dessen sich der alte Herr mit Behagen die bissigen Erörterungen mit Kotzebue, Böttiger und Konsorten zurückrief und mir einige Epigramme gegen Kotzebue rezitierte, die mehr belustigend als verletzend waren. Ich fragte Goethe, warum er sie nicht in seine Werke aufgenommen hätte.

„Ich halte viel dergleichen Sachen in Verwahrung,“ erwiderte er, „weil sie mir zum Vergnügen und speziell zur Vergeltung dienten, die ich gegen die Angreifer vorhatte; doch will ich das Publikum mit meinen Privatstreitigkeiten nicht belästigen und Lebende damit quälen. Zu gelegener Zeit kann man, ohne unziemlich zu werden, von dem, was in der Richtung gut ist, Gebrauch machen. Meinerseits habe ich darin immer nur ein Mittel gesehen, meinen Unmut an den Tag zu bringen, ohne andere Personen in's Vertrauen zu ziehen, höchstens einmal eine mir ganz nahestehende.“ [S.]

Vgl. ‚Der Haß‘ E 68.

Besänftigung des Gegners.

F 49 H. Voß, Dezember 1804.

[Der Privatdozent Ast in Jena hatte eine Sophoklesübersetzung herausgegeben, der junge Voß in der Jenaer Allg. Litt. Ztg. sie im allgemeinen gelobt, aber den Versbau im einzelnen getadelt. Darauf schickte Ast an dieselbe Zeitung eine scharfe Erwiderung; hierauf bezieht sich Vossens Brief an Abeken:]

Du wirst bald in der Literaturzeitung eine heftige Drohung gegen mich vom Dr. Ast lesen für die Rezension seines ‚Sophokles‘. Ich hatte sehr schneidend geantwortet — und gewiß auch treffend. Als ich es aber Goethen vorlas, schüttelte er bedächtig den Kopf und sagte:

„Ich muß es Ihnen nur gerade heraussagen, Sie sind ein Hitzkopf! Wollen Sie denn mit Gewalt eine Feindschaft fortsetzen, die Ihnen über kurz oder lang selbst den Sophokles verleiden wird?“ Endlich sagte er: „Überlassen Sie mir die Antwort! Einen Stoß sollen Sie ihm wieder versetzen, aber nicht durch Leidenschaft, sondern durch Ruhe. Glauben Sie mir,“ fuhr er fort, „er wird sich mehr ärgern, wenn Sie sich durch Ruhe eine Superiorität über ihn beilegen, als wenn Sie mit gleicher Leidenschaftlichkeit erwidern. Dieses erwartet er, jenes wird ihn stutzig machen. Dazu“, sagte er endlich, „sind wir Alten ja da, daß wir die Jugend vor Unbesonnenheiten warnen; als wir jung waren, machten wir es selbst nicht besser, aber es hat uns Verdrießlichkeiten zugezogen in zahlloser Menge.“ [V.]

Goethe schrieb an Professor Eichstädt, den Redakteur der Lit.-Ztg.: „Lassen Sie uns ja womöglich verhindern, daß der Riß zwischen zwei verdienten jungen Leuten, die in einem Felde sich bemühen, nicht unheilbar werde.“

Freunde.

Denken über die Freunde.

F 50 — Riemer, Zeit unbestimmt.

[Er urteilte nicht] über seine Freunde und die Personen, die er liebte. „Ich denke nicht über sie,“ sagte er, wenn man ihm von ihren Eigenheiten und Sonderbarkeiten etwas vorreden wollte. [R.]

Was wir am Andern lieben.

F 51 — Zu Riemer, 7. Juni 1813.

„Die wenigsten Menschen lieben an dem Andern das, was er ist; nur das, was sie ihm leihen, sich, ihre Vorstellung von ihm, lieben sie." [R.]

Besuche auswärtiger Freunde.

F 52 — F. v. Müller, 24. April 1830.

Als ich von Rauchs zu hoffendem Besuch bei seiner Heimreise von München sprach, äußerte er:

„Ich hoffe nicht, daß er komme. Zu was soll das helfen? Es ist nur Zeitverderb! Es kommt nicht darauf an, daß die Freunde zusammenkommen, sondern darauf, daß sie übereinstimmen. Die Gegenwart hat etwas Beengendes, Beschränkendes, oft Verletzendes, die Abwesenheit hingegen macht frei, unbefangen, weist jeden auf sich selbst zurück. Was mir Rauch erzählen könnte, weiß ich längst auswendig." [M.]

Wiedersehen alter Freunde.

F 53 — F. v. Müller, im Dezember 1824.

Goethe sagte im Gedenken an Klinger.

„Alte Freunde muß man nicht wiedersehen. Man versteht sich nicht mehr mit ihnen, jeder hat eine andere Sprache bekommen. Wem es Ernst um seine innere Kultur ist, hüte sich davor! Denn der alsdann hervortretende Mißklang kann nur störend auf uns einwirken, und man trübt sich das reine Bild des früheren Verhältnisses." [M.]

...tfremdung zwischen alten Freunden.

F. v. Müller, 25. Dezember 1822.

...Rede war gewesen, daß Goethe bei seinem letzten Aufenthalt ...ch Lavater nicht besuchte und ihm auf der Straße auswich.

...r Jugend glaubt man noch an die Möglichkeit ...ichung und Vereinbarung; in älteren Jahren ...n diesen großen Irrtum ein und hält das Un... ...Unzusagende geradezu von sich ab." [M.]

...r der einzige nahe Freund, mit dem Goethe brach, ...r ohne Streit oder augenblicklichen Anlaß. Er tat es, weil ...ters phantastische Gläubigkeit ihn in bedenkliche Regionen und zu unwahrhaftigen Menschen geraten ließ, mit denen Goethe unverbunden sein wollte.

Geselligkeit.

Der Geselligkeitstrieb.

F 55 Zu Riemer, 12. Mai 1810.

„Die Menschen sind wie das Rote Meer; der Stab hat sie kaum auseinandergehalten, gleich hinterher fließen sie wieder zusammen." [R.]

Teetrinken.

F 56 F. v. Müller, 1. Mai 1826.

Goethe sprach über den Gebrauch des Tees.

„Er wirkt stets wie Gift auf mich," sagte er, „und doch, was sollten die Frauen ohne ihn anfangen? Das Teemachen ist eine Art Funktion, eine eingebildete Tätigkeit; besonders in England. Und da sitzen sie gar behaglich umher, und sind weiß, und sind schön, und sind lang, und da müssen wir sie schon sitzen lassen." [M.]

Kartenspiel.

F 57 Soret, 27. Februar 1832.

Bei Goethe, der sich über die heutige Leidenschaft für das Kartenspiel und die Vernachlässigung anderer geselliger Vergnügungen beklagt.

„Das ist jetzt konventionelle Ordnung," sagte er; „seitdem man in den Königreichen alles umgestürzt hat, hält man wenigstens den Karokönig in Ehren." [S.]

Wohltätigkeitsfeste.

F 58 Zu Riemer, 2. August 1808.

[Nach einem Armenkonzerte.] „Hier gibt man Konzerte und Bälle, um wohltätig zu sein, und ist wohltätig, um mit Ehren singen und tanzen zu können. Das ist die Art von Mittelsalz, womit die moderne Welt ihre Pflicht und Vergnügen zugleich abführt, damit ja alles recht kurmäßig geschehen möge." [R.]

Mittelsalze, salia media, nannten die Chemiker damals die Verbindungen von Säuren mit Erden oder Metallen, also z. B. das schwefelsaure Magnesium, das als Bittersalz ein Hausmittel ist.

Unterhaltung in Kurorten.

F 59 Soret, 20. Juli 1831.

Goethe behauptete, wenn man in's Bad reiste, müßte man immer dafür sorgen, sich dort zu verlieben; sonst wäre es sterbenslangweilig.

„So habe ich denn," fuhr er fort, „in Karlsbad immer Wahlverwandtschaften angetroffen und erinnere mich mit besonderem Vergnügen eines Besuchs bei Frau von der Recke, wie sich eine Dame mit zwei allerliebsten jungen Fräuleins anmeldete, als ich gerade fortging. ‚Wer war denn dieser Herr?' fragte diese. ‚Das war Goethe!' — ‚Mein Gott, wie bedauere ich, daß er nicht geblieben und ich nicht seine Bekanntschaft gemacht habe!' — ‚Daran haben Sie, meine

Teuere, nichts verloren, erwiderte Frau von der Recke; er ist mit Damen fürchterlich langweilig, wenigstens mit solchen, die nicht hübsch genug sind, um ihn anzuziehen; für Damen unseres Alters ist es verlorene Liebesmühe, ihn zur Unterhaltung zu veranlassen.' Beim Herausgehen sagten die beiden jungen Damen unter sich: ,Wir sind jung, wir wollen doch sehen, ob wir nicht den Ungeselligen bändigen können.' Bald darauf wurden mir am Sprudel einige graziöse Reverenzen gemacht; ich kam den Damen nahe, sprach mit ihnen, und wie eins eben das andere ergibt, führten sie mich zu ihrer Mutter, und siehe da, ich war gefangen! Dann waren wir alle Tage beisammen. Der Bräutigam der einen meiner Schönen kam an, ich schloß mich der andern an, ich war für alle drei liebenswürdig, und der Aufenthalt in Karlsbad gestaltete sich zu dem angenehmsten, den ich in meiner Erinnerung habe. Kurze Zeit darauf erzählten mir die Damen lachend die Geschichte ihrer Verschwörung, wie ich sie Ihnen soeben mitgeteilt habe." [S.]

Zu Grüner, der ihn in Marienbad besuchte, sagte Goethe am 13. Juli 1823: „Der Kur wegen reise ich nicht in die Badeörter! Ich lebe hier sehr angenehm, die reine Luft und der Umgang mit liebenswürdigen Personen erheitern meine Tage."

Gewünschte Geselligkeit.

F 60 F. v. Müller, 2. Oktober 1823.

[Es] fiel das Gespräch auf seine Geselligkeit, und ich sprach sehr offen über die Wünsche seiner Freunde und der Fürstlichkeiten. Goethe nahm meine Aufrichtigkeit sehr gut auf und entwickelte seine Gegengründe, die hauptsächlich auf Frau v. H. (Heygendorf) hinausliefen und die ich nicht zu erkennen vermochte. Bald ließ er mich wieder allein zu ihm in die Ecke des blauen Zimmers setzen und knüpfte das Gespräch über Organisation seiner Wintergeselligkeit wieder an:

„Seht, wenn es mir wieder wohl unter euch werden soll diesen Winter, so darf es mir nicht an munterer Gesellschaft, nicht an heiteren Anregungen fehlen, nachdem ich zu Marienbad deren in so reicher Fülle empfunden habe. Sollte

es nicht möglich sein, daß eine ein für allemal gebetene Gesellschaft sich täglich, bald in größerer, bald in kleinerer Zahl, in meinem Hause zusammenfände? Jeder käme und bliebe nach Belieben, könnte nach Herzenslust Gäste mitbringen. Die Zimmer sollten von sieben Uhr an immer geöffnet, erleuchtet, Tee und Zubehör reichlich bereit sein. Man triebe Musik, spielte, läse vor, schwatzte, alles nach Neigung und Gutfinden. Ich selbst erschiene und verschwände wieder, wie der Geist es mir eingäbe. Und bliebe ich auch mitunter ganz weg, so dürfte dies keine Störung machen. Es kommt nur darauf an, daß eine unserer angesehensten Frauen gleichsam als Patronin dieses geselligen Vereins aufträte, und niemand würde sich besser dazu eignen als Frau v. Fritsch. An Ottilie und Ulrike gebe ich Freibriefe für ihre Theaterlust, sie könnten dableiben oder hingehen, das änderte nichts. So wäre denn ein ewiger Tee organisiert, wie die ewige Lampe in gewissen Kapellen brennt. Helft mir, ich bitte euch, diese vorläufigen Ideen und Pläne fördern und ausbilden!" [M.]

Der Kanzler erzählt, daß Goethe diesen Plan sehr rasch, nicht aufgegeben, sondern gänzlich vergessen habe. Dennoch dürfte diese Äußerung Goethes Ideal von Geselligkeit zeigen. — Frau v. Heygendorf war die Nebengattin des Großherzogs; bei ihr versammelte sich eine Partei der weimarischen höheren Gesellschaft. — Freifrau v. Fritsch, die Goethe schon als Fräulein v. Wolfskeel („die Kehle") gern hatte, war die Gattin des Polizeipräsidenten und späteren Staatsministers v. Fritsch. — Ottilie und Ulrike: Goethes Schwiegertochter und ihre Schwester.

Gesellschafts- und Anstandsregeln.

Schutz des Innersten.

F 61 Lavater, Ende Juni 1774. (Aus Lavaters Lebensbeschreibung von G. Geßner.)

In ziemlich großer Gesellschaft sagte mir Goethe einst:

„Sobald man in Gesellschaft ist, nimmt man vom Herzen den Schlüssel ab und steckt ihn in die Tasche; die, welche ihn stecken lassen, sind Dummköpfe."

Opfer des inneren Menschen für den äußeren Schein.

F 62 F. H. Jacobi an die Fürstin Gallitzin, 24. Oktober 1784.

Von der vornehmen Gesellschaft haben wir uns nicht stören lassen.

„Ich weiß wohl," sagte Goethe, „daß man, um die dehors zu salvieren, das dedans zugrunde richten soll; aber ich kann mich denn doch nicht wohl dazu verstehen."

Tiere und rohe Menschen als Gesellschaft.

F 63 Eckermann, 9. Juli 1827.

Wir sprachen über die Häßlichkeit [der Affen] und daß sie desto unangenehmer, je ähnlicher die Rasse dem Menschen sei.

F. v. Müller: „Ich begreife nicht, wie fürstliche Personen solche Tiere in ihrer Nähe dulden, ja vielleicht gar Gefallen daran finden können."

Goethe: „Fürstliche Personen werden so viel mit widerwärtigen Menschen geplagt, daß sie die widerwärtigeren Tiere als ein Heilmittel gegen dergleichen unangenehme Eindrücke betrachten. Uns anderen sind Affen und Geschrei der Papageien mit Recht widerwärtig, weil wir diese Tiere hier in einer Umgebung sehen, für die sie nicht gemacht sind. Wären wir aber in dem Falle, auf Elefanten unter Palmen zu reiten, so würden wir in einem solchen Element Affen und Papageien ganz gehörig, ja vielleicht gar erfreulich finden. Aber, wie gesagt, die Fürsten haben recht, etwas Widerwärtiges mit etwas noch Widerwärtigerem zu vertreiben."

Eckermann: „Hierbei fällt mir ein Vers ein, den Sie vielleicht selber nicht mehr wissen:

> Wollen die Menschen Bestien sein,
> So bringt nur Tiere zur Stube herein:
> Das Widerwärtige wird sich mindern;
> Wir sind eben alle von Adams Kindern!"

Goethe (lachend): „Ja, es ist so. Eine Roheit kann nur durch eine andere ausgetrieben werden, die noch gewaltiger ist. Ich erinnere mich eines Falles aus meiner früheren Zeit, wo es unter den Adeligen hin und wieder noch recht bestialische Herren gab, daß bei Tafel in einer vorzüglichen Gesellschaft und in Anwesenheit von Frauen ein reicher Edelmann sehr massive Reden führte zur Unbequemlichkeit und zum Ärgernis aller, die ihn hören mußten. Mit Worten war gegen ihn nichts auszurichten. Ein entschlossener ansehnlicher Herr, der ihm gegenüber saß, wählte daher ein anderes Mittel, indem er sehr laut eine grobe Unanständigkeit beging, worüber alle erschraken und jener Grobian mit, so daß er sich gedämpft fühlte und nicht wieder den Mund auftat. Das Gespräch nahm von diesem Augenblick an eine anmutige heitere Wendung zur Freude aller Anwesenden, und man wußte jenem entschlossenen Herrn für seine unerhörte Kühnheit vielen Dank in Erwägung der trefflichen Wirkung, die sie getan hatte.“ [E.]

Verhalten der Hausfrau.

F 64 Antonie Brentano, September 1814.

Eines Tages saß Goethe neben mir bei Tisch, und als der Bediente irgendeine ungeschickte Bewegung mit einem Präsentierbrett machte, sprang ich auf, ihm gleichsam als Hilfe die Arme entgegenstreckend; da schob mich Goethe abwehrend auf meinen Stuhl zurück und sagte ruhig:

„Man muß nicht immer und überall Hausfrau sein wollen!“

Er hatte sehr recht, und ich habe es mir mein Lebtag gemerkt; denn wenn man manchmal seine Ruhe bewahrt bei irgendeiner Ungeschicklichkeit, so merken es die Gäste nicht, während durch irgendeine Kundgebung der Hausfrau gerade die Aufmerksamkeit derselben auf den unerwünschten Zwischenfall geleitet wird. [Bie.]

Keine Umstände.

F 65 Grüner, 1. Juli 1823.

Beim Einsteigen in den Wagen wäre ich auf Goethes Wink zur rechten Hand zu sitzen gekommen; daher setzte ich mich so auf den Rücksitz, daß ich ihn nicht genierte. Aber ich mußte neben ihm Platz nehmen, und nach einer Weile erzählte er mir folgende Anekdote:

„Unter dem Könige Ludwig XIV. von Frankreich rühmten die Hofleute einen Chevalier als den feinstartigen Mann in Frankreich. ‚Laden Sie ihn zu einer Jagdpartie ein,‘ befahl der König, ‚ich will mich überzeugen.‘ Als dieser Chevalier unter den gewöhnlichen Zeremonien vorgestellt war, gab der König ihm mit der Hand ein Zeichen, er möge sich in seinen Wagen setzen. Obschon er zur rechten Hand des Königs zu sitzen kam, so sprang er doch gleich in den Wagen zu dem angewiesenen Sitz, denn er nahm die Deutung des Königs als Befehl.“

Von nun an machte ich auch bei ähnlicher Gelegenheit keine Umstände. [G.]

Verschwiegenheit, vollendete Tatsachen.

Verschwiegenheit.

F 66 F. v. Müller, 9. Juni 1814.

[Es] waren die mancherlei Märchen von Napoleons Krankheit und Torheiten Gegenstand der Unterhaltung, welche auf der Fahrt nach Elba sich ereignet haben sollten, worüber Goethe ergrimmte und die Behauptung hinzufügte:

Koller werde nie die Wahrheit erzählt haben, außer seinem Kaiser; „so wenig wie ich jemals meine Unterredung mit Napoleon aufrichtig mitgeteilt habe, um nicht zahllose Klatschereien zu erregen“. [M.]

Der österreichische Feldmarschalleutnant Franz Freiherr v. Koller begleitete Napoleon nach Elba.

Zeigen von Briefen.

F 67 F. v. Müller, 20. Juni 1827.

[Goethe] verweigerte die Mitteilung seines Briefes an Gries; nicht als ob vor mir Geheimes darin, sondern weil ihm so viel Unangenehmes im langen Leben aus Mitteilung der Briefe entstanden sei, daß er sich solche wie eine üble Angewöhnung abzugewöhnen trachte. [M.]

„Aus Unmut über den Mißbrauch, den man von Briefen zu machen pflegt", verbrannte Goethe 1797 eine zwanzigjährige geordnete und geheftete Sammlung der an ihn eingegangenen Briefe. Vgl. Konzept seines Briefes an Rochlitz vom 4. April 1819. — Gries (1775—1842, meist in Jena wohnhaft) machte sich durch vortreffliche Übersetzungen Tassos, Ariosts, Calderons usw. verdient.

Vollendete Tatsachen schaffen.

F 68 Zu Riemer, 6. August 1811.

„Es wird einem nichts erlaubt, man muß es nur sich selber erlauben; dann lassen sich's die andern gefallen oder nicht." [R 2.]

Vgl. C 81, 82.

F 69 Soret, 15. März 1830.

Goethe schilderte mir wieder mit vielen Einzelheiten, wie er dazu gekommen sei, die Universitätsbibliothek in Ordnung zu bringen. Sie befand sich in einem entsetzlichen, feuchten und beschränkten Raume. Goethe, mit Vollmacht von den Herzögen von Sachsen ausgestattet, ließ sich in Jena nieder und machte den Professoren den Vorschlag, ihm den an die Bibliothek anstoßenden Konferenzsaal der medizinischen Fakultät zu überlassen, damit er die Bibliothek besser unterbringen und ihr die vom hochseligen Großherzog geschenkten 13000 Bände hinzufügen könnte. Man lehnt ab, verlangt als Ersatz einen neuen Saal, der aber nicht sofort erbaut werden kann, doch für später versprochen wird. Dies Versprechen will dem akademischen Kollegium nicht genügen, und nun läßt sich der Schlüssel des alten Saales nicht mehr finden.

Goethe ergreift mit Gewalt von dem Saale Besitz. Er läßt einen Maurer in die alte Bibliothek kommen und sagt

ihm: „Die Scheidemauer da muß stark sein, denn sie trennt zwei Quartiere von einander; machen Sie sich einmal daran, mein Freund, dies zu untersuchen!“ Und siehe da, der Maurer legt Hand an's Werk. Nach fünf oder sechs Schlägen ist der Putz abgefallen, und eine leichte Ziegelwand wird sichtbar; bald bemerkt man dahinter durch eine kleine Öffnung ehrwürdige Porträts mit ihren Perücken, die das Lokal schmücken! „Nur weiter, mein Freund,“ sagte Goethe, „ich sehe noch nicht deutlich genug!“ Der Maurer fährt fort. „Immer noch ein wenig, genieren Sie sich ja nicht, tun Sie als ob Sie zu Hause wären!“ Der Maurer arbeitet weiter, und bald ist die Öffnung groß genug, daß sie den Namen einer Tür verdient. Die Bibliothekare stürzen alsbald in den Konferenzsaal, werfen einige Bücher auf den Fußboden zum Zeichen der Besitzergreifung; im Handumdrehen sind Bänke, Stühle, Pulte weggeräumt, und in wenig Tagen haben die Gemälde den in ihren Reposituren eingeordneten Büchern Platz gemacht. Später erscheint die Fakultät an den Pforten ihres alten Saales und schaut ganz verblüfft auf Madame la Belette, die sich hier eingenistet hat. „Die Professoren insgesamt schwören mir ewige Feindschaft; aber wenn ich sie einzeln und besonders an meinem Tische sehe, sind sie meine lieben Freunde, in deren Mienen sich keine Spur von Unzufriedenheit entdecken läßt.“ [S.]

Madame la Belette: das Wiesel in einer Fabel Lafontaines.

Ruhm und Ehrungen.

Das Streben nach Ruhm.

F 70 Eckermann, 6. April 1829.

Goethe sprach von Egon Eberts neuestem epischen Gedicht. Dies brachte die Unterhaltung auf das Epos eines anderen Dichters, der sich viel Mühe gegeben, sein Werk in öffentlichen Blättern günstig beurteilt zu sehen.

Goethe: „Solche Urteile sind denn auch hier und dort erschienen. Nun aber ist die ‚Hallesche Literaturzeitung‘ dahintergekommen und hat geradezu ausgesprochen, was von dem Gedicht eigentlich zu halten, wodurch denn alle günstigen Redensarten der übrigen Blätter vernichtet worden. Wer jetzt nicht das Rechte will, ist bald entdeckt; es ist nicht mehr die Zeit, das Publikum zum besten zu haben und es in die Irre zu führen.“

Eckermann: „Ich bewundere, daß die Menschen um ein wenig Namen es sich so sauer werden lassen, so daß sie selbst zu falschen Mitteln ihre Zuflucht nehmen.“

Goethe: „Liebes Kind, ein Name ist nichts Geringes! Hat doch Napoleon eines großen Namens wegen fast die halbe Welt in Stücke geschlagen!“ [E.]

F 71 Zu Eckermann, 23. Oktober 1828.

Als von Karl August die Rede war, der den Ruhm nicht gesucht und dennoch erlangt habe.

„Es ist damit ein eigenes Ding. Ein Holz brennt, weil es Stoff dazu in sich hat, und ein Mensch wird berühmt, weil der Stoff dazu in ihm vorhanden. Suchen läßt sich der Ruhm nicht, und alles Jagen danach ist eitel. Es kann sich wohl jemand durch kluges Benehmen und allerlei künstliche Mittel eine Art von Namen machen; fehlt aber dabei das innere Juwel, so ist es eitel und hält nicht auf den andern Tag. Ebenso ist es mit der Gunst des Volkes.“ [E.]

Wert des Ruhms.

72 Zu einem russischen Grafen S., Zeit unbekannt.

„Der Ruhm, mein Herr Graf, ist eine herrliche Seelenkost: sie stärkt und erhebt den Geist, erfrischt das Gemüt; das schwache Menschenherz mag sich daher gern daran erlaben. Aber man gelangt gar bald auf dem Wege der Berühmtheit zur Geringachtung derselben. Die öffentliche Meinung

vergöttert Menschen und lästert Götter; sie preist oft die Fehler, worüber wir erröten, und verhöhnt die Tugenden, welche unser Stolz sind. Glauben Sie mir: der Ruhm ist so verletzend fast als die Verrufenheit! Seit dreißig Jahren kämpfe ich gegen den Überdruß, und Sie würden ihn begreifen, wenn Sie nur wenige Wochen mit ansehen könnten, wie mich täglich eine Anzahl von Fremden zu bewundern verlangt, wovon viele meine Schriften nicht gelesen haben — wie fast alle Franzosen und Engländer — und die meisten mich nicht verstehen. Sinn und Bedeutung meiner Schriften und meines Lebens ist der Triumph des Reinmenschlichen. Darum entschlage ich mich dessen nie und genieße, was mir das Glück an Ruhm geboten, aber die süßere Frucht ist mir das Verstehen der gesunden Menschheit." [Bie.]

F 73 Riemer, 1. Februar 1808.

Als man ihn einen göttlichen Mann nannte, sagte er:

„Ich habe den Teufel vom Göttlichen! Was hilft's mir, daß man mir nachsagt: das ist ein göttlicher Mann, wenn man nur nach eigenem Willen tut und mich hintergeht! Göttlich heißt den Leuten nur der, der sie gewähren läßt, wie ein jeder Lust hat."

Er drückte dies ein andermal auch so aus:

„Man hält niemanden für einen Gott, als daß man gegen seine Gesetze handeln will; weil man ihn zu betrügen hofft; weil er sich was gefallen läßt; weil er von seiner Absolutheit soviel nachläßt, daß man auch absolut sein kann."

Und kürzer so: „Ich bin Gott darin ähnlich, daß er immer geschehen läßt, was er nicht will." [R.]

Die Worte „wenn man nur nach eigenem Willen tut und mich hintergeht" beziehen sich auf Eigenmächtigkeiten seiner Untergebenen im Theater. Am 13. November 1809 sagte er bei eben solchen Vorgängen, wo man ihn zu täuschen glaubte, zu Riemer, „daß er mehr davon wisse als Gott selbst, der sich um solchen Quark nicht bekümmere".

Der Dank des Publikums.

F 74 Falk, Zeit unbestimmt.

Als Goethe sich über einen Schauspieler ärgerte:

„Solche Avanien muß ich mir nun von Leuten gefallen lassen, die, wenn sie zu dem einen Tore von Weimar hereinkommen, sich schon wieder nach dem andern umsehen, wo sie wieder herauswollen! Dafür bin ich nun funfzig Jahr ein beliebter Schriftsteller der Nation gewesen, die Ihr die deutsche zu nennen beliebt, habe zwanzig oder dreißig Jahre als Geheimerat zu Weimar Sitz und Stimme gehabt, um mir am Ende solche Gesellen über den Kopf wachsen zu lassen. Zum Teufel auch! Daß ich noch in meinem Alter eine solche Tragikomödie spielen und darin die Hauptperson abgeben sollte, hätte ich mir zeitlebens nicht träumen lassen!"

„Die gerechtere Nachwelt —" nahm ich das Wort, aber Goethe, ohne abzuwarten, was ich eigentlich von der Nachwelt sagen wollte, entgegnete mir mit ungemeiner Hastigkeit:

„Ich will nichts davon hören, weder von dem Publikum, noch von der Nachwelt, noch von der Gerechtigkeit, wie sie es nennen, die sie einst meinem Bestreben widerfahren lassen. Ich verwünsche den ‚Tasso' bloß deshalb, weil man sagt, daß er auf die Nachwelt kommen wird; ich verwünsche die ‚Iphigenie', mit einem Worte, ich verwünsche alles, was diesem Publikum irgend an mir gefällt! Ich weiß, daß es dem Tag, und daß der Tag ihm angehört; aber ich will nun einmal nicht für den Tag leben. Eben deshalb soll mir auch dieser Kotzebue vom Leibe bleiben, weil ich fest entschlossen bin, auch nicht eine Stunde mit Menschen zu verlieren, von denen ich weiß, daß sie nicht zu mir, und daß ich nicht zu ihnen gehöre!

Ja, wenn ich es nur je dahin noch bringen könnte, daß ich ein Werk verfaßte — aber ich bin zu alt dazu — daß die Deutschen mich so ein funfzig oder hundert Jahre hintereinander recht gründlich verwünschten und aller Orten und Enden mir nichts als Übels nachsagten: das sollte

mich außermaßen ergötzen! Es müßte ein prächtiges Produkt sein, was solche Effekte bei einem von Natur völlig gleichgültigen Publikum wie das unsere hervorbrächte! Es ist doch wenigstens Charakter im Haß, und wenn wir nur erst wieder anfingen und in irgend etwas, sei es, was es wolle, einen gründlichen Charakter bezeigten, so wären wir auch wieder halb auf dem Wege, ein Volk zu werden. Im Grunde verstehen die meisten unter uns weder zu hassen, noch zu lieben.

Sie mögen mich nicht! Das matte Wort! Ich mag sie auch nicht! Ich habe es ihnen nie recht zudanke gemacht! Vollends, wenn mein Walpurgissack nach meinem Tode sich einmal eröffnen und alle bis dahin verschlossenen stygischen Plagegeister, wie sie mich geplagt, so auch zur Plage für Andere wieder loslassen sollte; oder wenn sie in der Fortsetzung von „Faust“ etwa zufällig an die Stelle kämen, wo der Teufel selbst Gnad' und Erbarmen vor Gott findet; das, denke ich doch, vergeben sie mir so bald nicht!

Dreißig Jahre haben sie sich nun fast mit den Besenstielen des Blocksberges und den Katzengesprächen in der Hexenküche, die im ‚Faust‘ vorkommen, herumgeplagt, und es hat mit dem Interpretieren und dem Allegorisieren dieses dramatisch-humoristischen Unsinns nie so recht fortgewollt. Wahrlich, man sollte sich in seiner Jugend öfter den Spaß machen und ihnen solche Brocken, wie den Brocken, hinwerfen! Nahm doch selbst die geistreiche Frau v. Stael es übel, daß ich in dem Engelgesang Gott-Vater gegenüber dem Teufel so gutmütig gehalten hätte! Sie wollte ihn durchaus grimmiger. Was soll es nun werden, wenn sie ihm auf einer noch höhern Staffel und vielleicht gar einmal im Himmel wiederbegegnet!“

„Um Verzeihung!“ nahm ich hier das Wort: „Sie sprachen vorhin von einem Walpurgissacke; es ist das erste Wort, was ich heute darüber aus Ihrem Munde höre. Darf ich wissen, was es mit demselben eigentlich für ein Bewenden hat?“

„Der Walpurgissack“ — gab mir Goethe mit dem angenommenen feierlichen Ernste eines Höllenrichters zur

Antwort — „ist eine Art von infernalischem Schlauch, Behältnis, Sack oder wie Ihr's sonst nennen wollt, ursprünglich zur Aufnahme einiger Gedichte bestimmt, die auf Hexenszenen im ‚Faust', wo nicht auf dem Blocksberg selbst, einen nähern Bezug hatten. Nach diesem, wie es zu gehen pflegt, erweitert sich diese Bestimmung ungefähr so, wie die Hölle auch von Anfang herein nur einen Aufenthalt hatte, späterhin aber die Limbusse und das Fegefeuer als Unterabteilungen in sich aufnahm. Jedes Papier, das in meinen Walpurgissack herunterfällt, fällt in die Hölle; und aus der Hölle, wie Ihr wißt, gibt's keine Erlösung. Ja, wenn es mir einmal einfällt, wozu ich eben heute nicht übel gelaunt bin, und ich nehme mich selbst beim Schopf und werfe mich in den Walpurgissack! Bei meinem Eid! was da unten steckt, das steckt unten und kommt nicht wieder an den Tag, und wenn ich es selbst wäre! So streng, sollt Ihr wissen, halte ich über meinen Walpurgissack und die höllische Konstitution, die ich ihm gegeben habe. Es brennt da unten ein unverlöschliches Fegefeuer, was, wenn es um sich greift, weder Freund noch Feind verschont. Ich wenigstens will niemand raten, ihm allzunahe zu kommen: ich fürchte mich selbst davor!" [F.]

Avanie: Plackerei, Beschimpfung. — Über den Inhalt des Walpurgissacks vgl. F 48. — Limbus: Saum, Umgrenzung; nach katholischer Lehre ein Aufenthalt der abgeschiedenen Seelen. Goethe spricht von Limbussen, weil man einen L. der Väter und einen der Kinder annahm; im letzteren dachte man sich die ungetauften Kinder, im ersteren die guten Menschen des Alten Testaments. — Über den hier angedeuteten, auch für Mephistopheles günstigen Schluß des ‚Faust' wissen wir sonst nichts. Gräf verweist auf das Wort im Prolog: „Ich habe deinesgleichen nie gehaßt."

F 75 Zu Eckermann, 27. Januar 1824.

„Ein weitverbreiteter Name, eine hohe Stellung im Leben sind gute Dinge. Allein mit all meinem Namen und Stande habe ich es nicht weiter gebracht, als daß ich, um nicht zu verletzen, zu der Meinung Anderer schweige." [E.]

Titel und Orden.

F 76 Oppenheim, Anfang Mai 1827.

Oppenheim ... erzählte mir [Rießer]: Am Schlusse seines Aufenthalts in Weimar habe Goethe ihn gefragt, ob er einen Titel oder einen Orden haben wolle; er habe geantwortet, daß er sich, offen gestanden, aus beiden nichts mache. Hierauf aber habe Goethe erwidert: „Sie tun unrecht, mein Lieber! Titel und Orden halten manchen Puff ab im Gedränge.“ [Bie.]

Moritz Oppenheim, geb. 1800, ein Landsmann Goethes, war Maler; vgl. K 12.

Stellung zu Glück und Unglück.

F 77 Karl v. Knebel an Henriette v. Knebel, 28. November 1784.

Erlaube mir, daß ich in dem, was ich Dir sagen will, mir Goethens Weisheit etwas zu Hilfe rufe! Er hat sie mir zwar weniger gesagt als angedeutet; aber ich verstehe ganz, daß es seine rechte Meinung sei, und sie wird sich auch Dir als eine richtige und wahrheitsvolle schon jetzt andeuten und stets mehr aufklären:

Der Mensch nämlich ist weder zum Glück, noch zum Unglück geschaffen; er ist geschaffen, daß er da sei; die Ordnung der Dinge rief ihn hervor. In dieser Ordnung ist er ausgerüstet zum Glück oder Unglück. Das Schicksal, das ihn von außen treibt, legt ihn, wenn ich so sagen darf, zwischen wechselseitige Schalen. Jedem ist nach seinem Maße eine gute Portion Glück zugeteilt, das er sich nicht gegeben hat, das ihm zufällig, gleichsam aus der Hand des Schicksals, kömmt ... Und auch ist in dem Leben eine fast unvermeidliche Portion Elend, das die Besten und Glücklichsten auch gefühlt haben. — — Dieses Gesetz der allgemeinen Notwendigkeit, wie wir es einstweilen nennen wollen, [scheint den Menschen], moralisch wenigstens, in einer steten Achtsamkeit und Spannung zu erhalten. Er hat stets Ursache, zu hoffen und zu fürchten; das Unwahrscheinlichste ist doch

möglich und hat sich schon ereignet, und das Glück, worauf er am sichersten baute, ist vor seinen Augen verschwunden. Die Abwechslung scheint sogar in dem gemeinen Laufe der Dinge notwendig.

Durch diese beiden Schicksale oder Gesetze der Notwendigkeit geht nun, wenn ich so sagen darf, ein elektrischer oder magnetischer Faden, der das Gute von den Dingen zu erhalten sucht und an sich reißt, und das Böse von sich stößt. Dies ist die Kraft des Geistes. Sie beweist sich darin, daß sie das Gute fixiert und dauerhaft macht und deshalb, obgleich allem zufälligen Glück bereit, dennoch nichts zuläßt, was ihr das Gefühl davon zu einer andern Zeit benehmen könnte, oder sie überhaupt zu entkräften oder zu schwächen vermöchte. — — Sie hat sich vieler dauerhafter Dinge bemeistert, die ihr das Schicksal nicht nehmen kann; ihr Geist selbst ist frei und tätig, wie Ulyß in den Meereswogen. Sie hat ruhig dulden gelernt und wird also zur Zeit des zögernden Schicksals nicht erdrückt. Und was sie nun noch verlieren kann, sind meist nur Spiele, die sie nie anders betrachtet und die sich zur Zeit des Glücks gar leicht wieder anhängen. [Kn.]

Auf's Glück kommt es nicht an.

F 78 F. v. Müller, 3. April 1824.

Bittere Klagen über den gestörten häuslichen Frieden durch Ulrikens höchst bedenklichen Unfall:

Doch wer nicht verzweifeln kann, müsse nicht leben, nur feige sich ergeben, sei ihm das Verhaßteste.

Ich fragte, ob er mit diesem Glauben glücklicher sei.

„Auf's Glück kommt es nicht an! Es handelt sich nur um mein Dasein und um die wahre Beschaffenheit der Dinge. Ich will nicht hoffen und fürchten wie ein gemeiner Philister. Daher ist das Geschwätz der Ärzte und ihr Trösten mir am allermeisten zuwider.“ [M.]

Ulrike v. Pogwisch, die angenehme Schwester von Goethes Schwiegertochter, hatte bei einer Festlichkeit die Jungfrau von Orleans dargestellt und war beim Tanze so unglücklich gestürzt, daß ihr der Helm in den Schädel gedrungen war. Sie genas langsam wieder, behielt aber die Narben auf Lebenszeit. — „Verzweifeln" oben = ein für allemal verzichten. Vgl. Q 47.

Benutzen des Unglücks.

F 79 Zu Eckermann, 24. Januar 1830.

Goethe: „Ich habe dieser Tage einen Brief von unserem berühmten Salzbohrer in Stotternheim erhalten, der einen merkwürdigen Eingang hat und wovon ich Ihnen erzählen muß.

‚Ich habe eine Erfahrung gemacht', schreibt er, ‚die mir nicht verloren sein soll.' Was aber folgt auf solchen Eingang? Es handelt sich um nichts Geringeres als den Verlust von wenigstens tausend Talern. Den Schacht, wo es durch weicheren Boden und Gestein zwölfhundert Fuß tief zum Steinsalz hinabgeht, hat er unvorsichtigerweise an den Seiten nicht unterstützt; der weichere Boden hat sich abgelöst und die Grube unten so verschlämmt, daß es jetzt einer höchst kostspieligen Operation bedarf, um den Schlamm herauszubringen. Er wird sodann, die zwölfhundert Fuß hinunter, metallene Röhren einsetzen, um für die Folge vor einem ähnlichen Unglück sicher zu sein. Er hätte es gleich tun sollen, und er hätte es auch sicher gleich getan, wenn solche Leute nicht eine Verwegenheit besäßen, wovon man keinen Begriff hat, die aber dazu gehört, um eine solche Unternehmung zu wagen. Er ist aber durchaus ruhig bei dem Unfall und schreibt ganz getrost: ‚Ich habe eine Erfahrung gemacht, die mir nicht verloren sein soll.' Das nenne ich doch noch einen Menschen, an dem man Freude hat, und der, ohne zu klagen, gleich wieder tätig ist und immer auf den Füßen steht! Was sagen Sie dazu, ist es nicht artig?"

Eckermann: „Es erinnert mich an Sterne, welcher beklagt, sein Leiden nicht wie ein vernünftiger Mann benutzt zu haben."

Goethe: „Es ist etwas Ähnliches."

Eckermann: „Auch muß ich an Behrisch denken, wie er Sie belehrt, was Erfahrung sei, welches Kapitel ich gerade dieser Tage zu abermaliger Erbauung gelesen: ‚Erfahrung aber ist, daß man erfahrend erfährt, was erfahren zu haben man nicht gern erfahren haben möchte.'"

Goethe: „Ja, das sind die alten Späße, womit wir so schändlich unsere Zeit verdarben!" [E.]

Der Salzbohrer in Stotternheim ist Salinendirektor Karl Glenck. Vgl. Goethes Gedicht ‚Die ersten Erzeugnisse der Stotternheimer Saline'. — Sterne ist der englische Humorist, Verfasser des ‚Tristram Shandy' und der ‚Empfindsamen Reise', die er unter dem Namen Yorik herausgab. Vgl. O 62. — Behrisch war ein Freund Goethes während der Studienzeit in Leipzig.

Stellung zur Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Sentimentale Abwendung von der Gegenwart.

F 80 F. v. Müller, 7. September 1827.

Bei der Besprechung verschiedener sentimentaler Gedichte äußerte Goethe:

Weil die Menschen die Gegenwart nicht zu würdigen, zu beleben wüßten, schmachteten sie so nach einer besseren Zukunft, kokettierten sie so mit der Vergangenheit. [M.]

Vgl. J 33.

Leben in der Gegenwart.

F 81 F. v. Müller, 23. März 1830.

Als ich sagte: es sei schrecklich, sich zu sagen, daß das [die Unterredung Goethes mit Napoleon] schon 22 Jahre her wäre, erwiderte er:

„Man muß es sich auch nicht sagen, sonst wäre es zum Tollwerden! Vor Gott sind tausend Jahre wie ein Tag; warum sollen wir uns nicht auch wie kleine Götter darüber hinwegsetzen?" [M.]

Die Gegenwart ist ein Stück Ewigkeit.

F 82 Eckermann, 3. November 1823.

Als [der Kanzler v. Müller] gegangen war, sprach Goethe sehr gut über ihn und sagte dann: „Alle diese vortrefflichen Menschen, zu denen Sie nun ein angenehmes Verhältnis haben, das ist es, was ich eine Heimat nenne, zu der man immer gern wieder zurückkehrt." Ich erwiderte ihm, daß ich bereits den wohltätigen Einfluß meines hiesigen Aufenthalts zu spüren beginne, daß ich aus meinen bisherigen ideellen und theoretischen Richtungen nach und nach herauskomme und immer mehr den Wert des augenblicklichen Zustandes zu schätzen wisse.

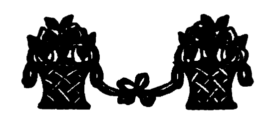
„Das müßte schlimm sein," sagte Goethe, „wenn Sie das nicht sollten. Beharren Sie nur dabei und halten Sie immer an der Gegenwart fest! Jeder Zustand, ja jeder Augenblick ist von unendlichem Wert, denn er ist der Repräsentant einer ganzen Ewigkeit." [E.]

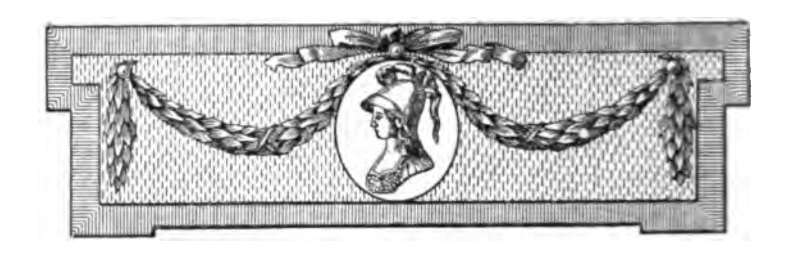
Denselben Gedanken drückte Goethe gern räumlich in den lateinischen Zitaten „Hic est aut nusquam quod quaerimus" und „Hic Rhodus, hic salta!" aus; den gleichen Sinn hat im Wilhelm Meister VII, 3 das Wort: „Hier oder nirgends ist Amerika".

F 83 F. v. Müller, 4. Dezember 1822.

Anpreisen der Tagebücher als einer Schätzung der Gegenwart. Würdigung des Moments, wogegen die Leidenschaft immer nur ein fremdes [fernes?] Ziel im Auge habe. [M.]

Zum gleichen Freunde am 23. August 1827: „Wir schätzen ohnehin die Gegenwart zu wenig, tun die meisten Dinge nur fronweise ab, um ihrer los zu werden." Ausführlicher B 41.





G. Staatskunst. Völkerkunde. Politische Geschichte.

Zweck und Nutzen des Staates.

Abwehr der Roheit und Willkür.

G 1 Zu F. v. Müller und den Damen v. Egloffstein, 29. April 1818.

„Die Moral ist ein ewiger Friedensversuch zwischen unsern persönlichen Anforderungen und den Gesetzen jenes unsichtbaren Reiches [droben] ... Der Charakter der Roheit ist es, nur nach eigenen Gesetzen leben, in fremde Kreise willkürlich übergreifen zu wollen. Darum wird der Staatsverein geschlossen, solcher Roheit und Willkür abzuhelfen, und alles Recht und alle positiven Gesetze sind wiederum nur ein ewiger Versuch, die Selbsthilfe der Individuen gegen einander abzuwehren.“ [M.]

Steigerung des Menschen durch die Gesellschaft.

G2 Zu Riemer, 1805.

„Die Natur hat offenbar gewollt, daß wir nicht eben unsere körperlichen Kräfte in dem Grade des natürlichen Zu=

standes erhalten sollten, daß wir schwächer werden sollten, ohne doch darum einzubüßen; denn sie hat uns in der menschlichen Gesellschaft, im Zusammenleben und in der Gewalt des Verstandes eine Stärke zubereitet, die alle Stärke der wildesten Tiere übertrifft. Und gewisse Operationen des Geistes gelingen nicht anders, als bei einer zarteren Organisation." [R.]

Die Staatsformen.

Natürliche und künstliche Staatsformen.

G 3 Falk, Zeit unbestimmt.

[Es ist] wohl nicht abzuleugnen, daß Goethes Ansicht der Weltgeschichte von dem, was in der Schule und in den Kompendien darüber gelehrt wird, etwas verschieden ausfällt. So betrachtet er z. B. die Entstehung der Staaten als etwas, was sich durchaus wie jedes andere Produkt der Natur aus irgendeinem selbständig vorhandenen Keime instinktmäßig und ohne alle Vorschrift entwickeln muß, wozu denn freilich Berge, Klima, Flüsse und andere Umstände das Ihrige beitragen. Die politischen Systeme taugen darum so wenig wie die philosophischen, sobald sie sich mit der Natur in Widerspruch setzen. So wenig wie der Mensch sein Naturell, ebensowenig kann ein Staat seine Berge und seine Flüsse aufgeben und, einer bloßen Idee zu gefallen, seinem Wesen selbst vernichtende Bedingungen vorschreiben. Solche Verkehrtheit rächt sich jedesmal . . .

Die besten Hauptstädte z. B. sind immer die, welche die Natur im Laufe der Zeit entweder durch die Not des Augenblicks oder im Drange der Umstände hat entstehen lassen. Solch ein Mittelpunkt, wo sich die Völkerstämme um König und Königin, gerade ebenso wie die Bienen um ihren Weiser, versammelten, ist eben der rechte, sowie man auf der anderen Seite es genau den Hauptstädten ansieht,

die nicht von Natur und aus dem Volke selbst ihren Ursprung nahmen ... Die meisten haben trotz ihrer engen Straßen immer etwas freundlich Einladendes, während die andern trotz aller Regelmäßigkeit nach dem ersten Eindrucke etwas Erkältendes und Eintöniges zurücklassen. [F.]

Liberalität.

G 4 Eckermann, 18. Februar 1831.

Wir reden über verschiedene Regierungsformen, und es kommt zur Sprache, welche Schwierigkeiten ein zu großer Liberalismus habe, indem er die Anforderungen der Einzelnen hervorrufe und man vor lauter Wünschen zuletzt nicht mehr wisse, welche man befriedigen solle. Man werde finden, daß man von oben herab mit zu großer Güte, Milde und moralischer Delikatesse auf die Länge nicht durchkomme, indem man eine gemischte und mitunter verruchte Welt zu behandeln und in Respekt zu erhalten habe. [E.]

Gehorchet der Obrigkeit!

G 5 Zu Riemer, November 1806.

„Wenn Paulus sagt: gehorchet der Obrigkeit, denn sie ist Gottes Ordnung, so spricht dies eine ungeheuere Kultur aus, die wohl auf keinem früheren Wege als dem christlichen erreicht werden konnte: eine Vorschrift, die, wenn sie alle Überwundenen jetzt beobachteten, diese von allem eigenmächtigen und unbilligen, zu ihrem eigenen Verderben ausschlagenden Verfahren abhalten würde.“ [R.]

Zu beachten ist, daß dies Wort nach der Schlacht bei Jena gesprochen wurde, daß Goethe also Unterordnung der Deutschen unter die neuen französischen Herrscher fordert. — Vgl. B 10, C 1.

Verfassungen.

G 6 Hermann Fürst v. Pückler, 14. September 1826.

Im politischen Felde schien [Goethe] nicht viel auf die so beliebten Konstitutionstheorien zu geben. Ich verteidigte mich und meine Meinung indes ziemlich warm. Er kam hier auf seine Lieblingsidee, die er mehrmals wiederholte, nämlich daß jeder nur darum bekümmert sein solle, in seiner speziellen Sphäre, groß oder klein, recht treu und mit Liebe fortzuwirken, so werde der allgemeine Segen auch unter keiner Regierungsform ausbleiben. Er für seine Person habe es nicht anders gemacht, und ich mache es in Muskau ja ebenfalls so — setzte er gutmütig hinzu — unbekümmert, was andere Interessen geböten. Ich meinte nun freilich mit aller Bescheidenheit, daß, so wahr und herrlich dieser Grundsatz sei, ich doch glaube, eine konstitutionelle Regierungsform müsse ihn eben erst recht in's Leben rufen, weil sie offenbar in jedem Individuum die Überzeugung größerer Sicherheit für Person und Eigentum, folglich die freudigste Tatkraft und zugleich damit die zuverlässigste Vaterlandsliebe begründe, hierdurch aber dem stillen Wirken in eines jeden Kreise eben eine weit solidere, allgemeine Basis gegeben werde, und führte endlich, vielleicht ungeschickt, England als Beleg für meine Behauptung an. Er erwiderte gleich: das Beispiel sei nicht zum besten gewählt; denn in keinem Lande herrsche eben Egoismus mehr vor, kein Volk sei vielleicht wesentlich inhumaner in politischen und Privatverhältnissen. Nicht von außen herein durch Regierungsform käme das Heil, sondern von innen heraus durch weise Beschränkung und bescheidene Tätigkeit eines jeden in seinem Kreise. Dies bleibe immer die Hauptsache zum menschlichen Glück und sei am leichtesten und einfachsten zu erlangen. [P.]

Fürst Pückler bemerkt selber, daß er vielleicht seine eigene Ansicht über England Goethen in den Mund gelegt habe.

Ungarische Verfassung.

G 7 Grüner, 1. September 1821.

Abends wurde über den Zusammenhang der österreichischen Provinzen, über die Verwaltung derselben, besonders über Ungarn gesprochen.

Goethe: „Es gehört eine geistreiche, kluge und energische Regierung dazu, um so verschiedenartige Völkerstämme in Frieden zusammen zu halten. Hierzu mag auch die Heilige Allianz beitragen! Nur schade, daß es in Ungarn, in diesem so großen und gesegneten Königreiche, mit der Geistes- und Bodenkultur nicht vorwärts gehen will!"

Grüner: „Man sagt, daß die Städte in Ungarn viele Verbesserungen ihres Kommerzes wegen wünschten und mit den königlichen Propositionen einverstanden wären; auch der hohe Adel zeige sich geneigt dazu, um bei Hofe, wie man zu sagen pflegt, ein Bild sich einzulegen und dadurch hohe Ehrenstellen und Orden zu erhalten. Da aber eine Unzahl Edelleute unter dem Bauernstande und auf dem Landtag sich befindet, solle es dem hohen Adel leicht fallen, diese Bauernedelleute insgeheim aufzustacheln, daß sie sich jeder Neuerung widersetzen, wäre dieselbe auch noch so gut und nützlich, damit ja nichts an der längst schon verrotteten Konstitution geändert werde."

Goethe: „Da jeder König von Ungarn die Aufrechthaltung der Konstitution beschwört, so läßt sich auch das Gute und Nützliche leider mit Gewalt ihnen nicht aufdringen. Es dürften aber doch einmal Zeiten kommen, wo, wie unter Kaiser Joseph, das für das Land Nützliche mit Gewalt aufgedrungen werden wird." [G.]

Die Heilige Allianz wurde am 26. September 1815, nach ihrem Einzuge in Paris, von den Monarchen Rußlands, Österreichs und Preußens abgeschlossen; später traten die meisten Fürsten Europas bei. Ihr Zweck war Herrschaft christlicher Grundsätze im Völkerleben; eine reaktionäre Tendenz lag ursprünglich fern, wurde aber später durch den mächtigen österreichischen Staatsmann Metternich hineingetragen. Goethe hatte eine hohe Meinung von diesem Fürstenbunde.

Französische Verfassung.

G 8 Zu Eckermann, 29. Februar 1824.

„Die Konstitution in Frankreich, bei einem Volke, das so viele verdorbene Elemente in sich hat, ruht auf ganz anderem Fundamente als die in England. Es ist in Frankreich alles durch Bestechungen zu erreichen; ja, die ganze französische Revolution ist durch Bestechungen geleitet worden.“ [E.]

Wert der Verfassungen.

G 9 Zu F. v. Müller, 11. Juni 1822.

„Die Konstitutionen sind wie die Kuhpocken: sie führen über einmal grassierende Krankheiten leichter hinweg, wenn man sie zeitig einimpft.“ [M.]

Deutsche politische Verhältnisse.

G 10 Boisserée, 7. Oktober 1815.

Goethe und Boisserée sprachen im Reisewagen über deutsche politische Verhältnisse.

Die Forderungen des Adels und der Bürger hält [Goethe] nicht für gefährlich. Ständische Verfassung; es sei keine Umwälzung zu befürchten, wenn nur die Fürsten halbwegs ihren Vorteil kennen und einigermaßen den gerechten Wünschen entgegen kommen wollten. Die heftigen Volksmänner seien nichts weniger als beliebt. Aristokratismus im eigentlichen Sinne sei das einzige und rechte. Er spricht seine Freude darüber aus, daß ich mich in nichts verwickelt habe, trotz der vielen Lockungen und Gelegenheiten. [B.]

Boisserée erzählt unter dem 20. September 1815: Thibaut [der berühmte Rechtslehrer in Heidelberg] bekennt, daß er unrecht gehabt in Verteidigung von Görres, im vorigen Jahr. Goethe erwidert

uns darauf: „Ja, lehrt mich die Welt kennen! Ich habe gleich, als der Enthusiasmus los ging, den Fluch des Bischofs Arnulphus über alles deutsche politische Gerede ausgesprochen und mir dadurch die Qual vom Halse gehalten. Wie sie mir nur davon anfingen, hub ich gleich an: ich verfluche euch usw. Da waren sie bald still und ließen mich ungeschoren." — Der Fluch des Bischofs Arnulphus, ein humoristisches Meisterwerk der Fluchkunst, findet sich in Sternes ‚Tristram Shandy'. — „Ständische Verfassung" oben soll heißen: Goethe war für das System, das bis dahin in Weimar galt; eine Versammlung der Vertreter der oberen Stände mußte die Steuern bewilligen; im übrigen regierten Fürst und Beamtenschaft, und ein sehr großer Teil der Staatseinnahmen kam nicht von Steuern, sondern von den zahlreichen Kammergütern. Es war also nur eine jährliche Aussprache zwischen der Regierung und den Standesherren.

Wert der Majoritäten.

G 11 — Zu Eckermann, 12. Februar 1829.

„Alles Große und Gescheite existiert in der Minorität. Es hat Minister gegeben, die Volk und König gegen sich hatten und die ihre großen Pläne einsam durchführten. Es ist nie daran zu denken, daß die Vernunft populär werde. Leidenschaften und Gefühle mögen populär werden, aber die Vernunft wird immer nur im Besitz einzelner Vorzüglicher sein." [E.]

G 12 — Zu F. v. Müller, 6. März 1828.

Daß man über Wellingtons Omnipotenz als Premierminister jetzt schelte, sei absurd, man sollte froh sein, daß er endlich seinen rechten Platz eingenommen; wer Indien und Napoleon besiegt habe, möge wohl mit Recht über eine lumpige Insel herrschen. Wer die höchste Gewalt besitze, habe recht; ehrfurchtsvoll müsse man sich vor ihm beugen. — „Ich finde immer mehr, daß man es mit der Minorität, die stets die gescheitere ist, halten muß." [M.]

Vgl. B 3.

G 13 Zu F. v. Müller, 17. Mai 1829.

„Die Menge, die Majorität ist notwendig immer absurd und verkehrt; denn sie ist bequem, und das Falsche ist stets viel bequemer als die Wahrheit. Letztere will ernst erforscht und rücksichtslos angeschaut und angewendet sein. Das Falsche aber schmiegt sich an jede träge, bequeme oder törichte Individualität an, ist wie ein Firnis, mit dem man leicht alles übertüncht.“ [M.]

Lebensalter und politische Gesinnung.

G 14 Zu Eckermann, 15. Juli 1827.

„Man spricht immer viel von Aristokratie und Demokratie! Die Sache ist ganz einfach diese: In der Jugend, wo wir nichts besitzen oder doch den ruhigen Besitz nicht zu schätzen wissen, sind wir Demokraten; sind wir aber in einem langen Leben zu Eigentum gekommen, so wünschen wir dieses nicht allein gesichert, sondern wir wünschen auch, daß unsere Kinder und Enkel das Erworbene ruhig genießen mögen. Deshalb sind wir im Alter immer Aristokraten ohne Ausnahme, wenn wir auch in der Jugend uns zu anderen Gesinnungen hinneigten.“ [E.]

Bentham als Ausnahme, C 111.

Beteiligung des Bürgers an den öffentlichen Angelegenheiten. Patriotismus.

Falsche Nachahmung der Griechen und Römer.

G 15 Zu Riemer, 18. November 1806.

„Der Freiheitssinn und die Vaterlandsliebe, die man aus den Alten zu schöpfen meint, wird in den meisten Leuten zur Fratze. Was dort aus dem ganzen Zustand der Nation,

ihrer Jugend, ihrer Lage zu andern, ihrer Kultur hervorging, wird bei uns eine ungeschickte Nachahmung. Unser Leben führt uns nicht zur Absonderung und Trennung von andern Völkern, vielmehr zu dem größten Verkehr. Unsere bürgerliche Existenz ist nicht die der Alten; wir leben auf der einen Seite viel freier, ungebundener und nicht so einseitig beschränkt als die Alten, auf der andern ohne solche Ansprüche des Staats an uns, daß wir eifersüchtig auf seine Belohnung zu sein Ursache und deswegen einen Patrizieradel zu soutenieren hätten.

Der ganze Gang unserer Kultur, der christlichen Religion selbst führt uns zur Mitteilung, Gemeinmachung, Unterwürfigkeit und zu allen gesellschaftlichen Tugenden, wo man nachgibt, gefällig ist, selbst mit Aufopferung der Gefühle und Empfindungen, ja Rechte, die man im rohen Naturzustande haben kann. Sich den Obern zu widersetzen, einem Sieger störrig und widerspenstig zu begegnen, darum weil uns Griechisch und Lateinisch im Leibe steckt, er aber von diesen Dingen wenig oder nichts versteht, ist kindisch und abgeschmackt. Das ist Professorstolz, wie es Handwerksstolz, Bauernstolz und dergleichen gibt, der seinen Inhaber ebenso lächerlich macht, als er ihm schadet." [R.]

Vgl. G 5.

G 16 Zu Riemer, 11. März 1809.

[Goethe äußerte:] Je schlechter Land, desto bessere Patrioten. Das sehe man an den jetzigen Preußen (Märkern), sonst an den Schweizern. [R.]

Goethes Verhalten in den Befreiungskriegen.

G 17 Zu Riemer, 24. November 1813.

„Ich gehe in meinem Wesen so fort und suche zu erhalten, zu ordnen und zu begründen, im Gegensatz mit dem Lauf der Welt. Und so suche ich auch nach außen die Freunde

der Wissenschaft, Kunst, die zu Hause bleiben, aufzufordern, daß sie das heilige Feuer, welches die nächste Generation so nötig haben wird, und wär' es auch nur unter der Asche, erhalten mögen." [R.]

Die zu Hause bleiben: im Gegensatz zu denen, die in den Kampf zogen.

G 18 Eckermann, 14. März 1830.

Eckermann: „Man hat Ihnen vorgeworfen, daß Sie in jener großen Zeit nicht auch die Waffen ergriffen oder wenigstens nicht als Dichter eingewirkt haben."

Goethe: „Lassen wir das, mein Guter! Es ist eine absurde Welt, die nicht weiß, was sie will, und die man muß reden und gewähren lassen. Wie hätte ich die Waffen ergreifen können ohne Haß! Und wie hätte ich hassen können ohne Jugend! Hätte jenes Ereignis mich als einen Zwanzigjährigen getroffen, so wäre ich sicher nicht der letzte geblieben; allein es fand mich als einen, der bereits über die ersten sechzig hinaus war.

Auch können wir dem Vaterlande nicht auf gleiche Weise dienen, sondern jeder tut sein Bestes, je nachdem Gott es ihm gegeben. Ich habe es mir ein halbes Jahrhundert lang sauer genug werden lassen! Ich kann sagen, ich habe in den Dingen, die die Natur mir zum Tagewerk bestimmt, mir Tag und Nacht keine Ruhe gelassen und mir keine Erholung gegönnt, sondern immer gestrebt und geforscht und getan, so gut und so viel ich konnte. Wenn jeder von sich dasselbe sagen kann, so wird es um alle gut stehen."

Eckermann: „Im Grunde sollte Sie jener Vorwurf nicht verdrießen, vielmehr könnten Sie sich darauf etwas einbilden. Denn was will das anders sagen, als daß die Meinung der Welt von Ihnen so groß ist, daß sie verlangt, daß derjenige, der für die Kultur seiner Nation mehr getan als irgendein anderer, nun endlich alles hätte tun sollen?"

Goethe: „Ich mag nicht sagen, wie ich denke! Es versteckt sich hinter jenem Gerede mehr böser Wille gegen mich, als Sie wissen. Ich fühle darin eine neue Form des alten

Hasses, mit dem man mich seit Jahren verfolgt und mir im stillen beizukommen sucht. Ich weiß recht gut: ich bin vielen ein Dorn im Auge, sie wären mich alle sehr gern los; und da man nun an meinem Talent nicht rühren kann, so will man an meinen Charakter. Bald soll ich stolz sein, bald egoistisch, bald voller Neid gegen junge Talente, bald in Sinnenlust versunken, bald ohne Christentum, und nun endlich gar ohne Liebe zu meinem Vaterlande und meinen lieben Deutschen. Sie kennen mich nun seit Jahren hinlänglich und fühlen, was an alle dem Gerede ist. Wollen Sie aber wissen, was ich gelitten habe, so lesen Sie meine ‚Xenien', und es wird Ihnen aus meinen Gegenwirkungen klar werden, womit man mir abwechselnd das Leben zu verbittern gesucht hat.

Ein deutscher Schriftsteller — ein deutscher Märtyrer! Ja, mein Guter, Sie werden es nicht anders finden! Und ich selbst kann mich kaum beklagen; es ist allen anderen nicht besser gegangen, den meisten sogar schlechter, und in England und Frankreich ganz wie bei uns. Was hat nicht Molière zu leiden gehabt, und was nicht Rousseau und Voltaire! Byron ward durch die bösen Zungen aus England getrieben und würde zuletzt an's Ende der Welt geflohen sein, wenn ein früher Tod ihn nicht den Philistern und ihrem Haß enthoben hätte.

Und wenn noch die bornierte Masse höhere Menschen verfolgte! Nein, ein Begabter und ein Talent verfolgt das andere. Platen ärgert Heine, und Heine Platen, und jeder sucht den andern schlecht und verhaßt zu machen, da doch zu einem friedlichen Hinleben und Hinwirken die Welt groß und weit genug ist, und jeder schon an seinem eigenen Talent einen Feind hat, der ihm hinlänglich zu schaffen macht!

Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen — das wäre meine Art gewesen! Aus dem Biwak heraus, wo man nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört: da hätte ich es mir gefallen lassen! Aber das war nicht mein Leben

und nicht meine Sache, sondern die von Theodor Körner. Ihn kleiden seine Kriegslieder auch ganz vollkommen. Bei mir aber, der ich keine kriegerische Natur bin und keinen kriegerischen Sinn habe, würden Kriegslieder eine Maske gewesen sein, die mir sehr schlecht zu Gesicht gestanden hätte.

Ich habe in meiner Poesie nie affektiert. Was ich nicht lebte und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen. Liebesgedichte habe ich nur gemacht, wenn ich liebte. Wie hätte ich nun Lieder des Hasses schreiben können ohne Haß! Und unter uns: ich haßte die Franzosen nicht, wiewohl ich Gott dankte, als wir sie los waren. Wie hätte auch ich, dem nur Kultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, eine Nation hassen können, die zu den kultiviertesten der Erde gehört und der ich einen so großen Teil meiner eigenen Bildung verdankte!

Überhaupt ist es mit dem Nationalhaß ein eigenes Ding. Auf den untersten Stufen der Kultur werden Sie ihn immer am stärksten und heftigsten finden. Es gibt aber eine Stufe, wo er ganz verschwindet und wo man gewissermaßen über den Nationen steht und man ein Glück oder ein Wehe seines Nachbarvolks empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet. Diese Kulturstufe war meiner Natur gemäß, und ich hatte mich darin lange befestigt, ehe ich mein sechzigstes Jahr erreicht hatte." [E.]

Goethes Verhalten zu den Freiheitsleuten.

G 19 Zu Eckermann, Anfang 1832.

„Sie wissen, ich kümmere mich im ganzen wenig um das, was über mich geschrieben wird. Aber es kommt mir doch zu Ohren, und ich weiß recht gut, daß, so sauer ich es mir auch mein Leben lang habe werden lassen, all mein Wirken in den Augen gewisser Leute für nichts geachtet wird,

eben weil ich verschmäht habe, mich in politische Parteiungen zu mengen. Um diesen Leuten recht zu sein, hätte ich müssen Mitglied eines Jakobinerklubs werden und Mord und Blutvergießen predigen! — Doch kein Wort mehr über diesen schlechten Gegenstand, damit ich nicht unvernünftig werde, indem ich das Unvernünftige bekämpfe!“ [E.]

Der Gelehrte als Politiker.

G 20 Luden, November 1813.

Luden, Professor der Geschichte in Jena, kam zu Goethe, um dessen Gunst für die politische Zeitschrift ‚Nemesis‘ zu erbitten, die er eben begründete. Goethe wurde sehr ernst, seine Antwort war etwa folgende:

„Ich habe schon vor Jahren offen zu Ihnen gesprochen, auf Ihre Diskretion rechnend; das will ich auch jetzt tun, Herr Hofrat. Als öffentlicher Beamter habe ich gegen die Herausgabe einer Zeitschrift nichts einzuwenden; unsere Regierung würde sich auch gewiß in dieser Zeit hartem Tadel aussetzen, wenn sie sich erlaubte, einem solchen Unternehmen entgegenzutreten. Wir haben ja — die Freiheit mit vielem Blute ruhmvoll erkämpft; was sollte uns die Freiheit, wenn wir sie nicht benutzen? Und gewiß sind wir am geneigtesten, sie durch Wort und Schrift zu benutzen, auch schon darum, weil dieses der bequemste Modus ist. Also wird die herzogliche Regierung Ihnen und Bertuch ohne Zweifel vollkommen freie Hand lassen. Eine Protektion zwar kann Ihnen niemand versprechen und niemand gewähren: ein jeder bleibt billig für seine Handlungen verantwortlich. Sie werden jedoch wohl auch keiner Protektion bedürfen, und sollten Sie sich jemals verleiten lassen, über die Schnur hinauszugehen, so wird Bertuch, der sich auf solche Dinge versteht, Sie schon an die Schranke mit der Inschrift Noli me tangere freundlich erinnern.

Hätten Sie mich aber, ehe Sie sich verbindlich gemacht hatten, vertraulich um meine Meinung gefragt, so würde ich Ihnen gewiß das ganze Unternehmen widerraten und Sie aufgefordert haben, bei Ihren gelehrten geschichtlichen Arbeiten zu bleiben, oder vielmehr, da Sie sich schon in politica eingelassen und sogar ein Handbuch der Staatsweisheit geschrieben haben, zu Ihren gelehrten geschichtlichen Arbeiten zurückzukehren, die Welt ihren Gang gehen zu lassen und sich nicht in die Zwiste der Könige zu mischen, in welchen doch niemals auf Ihre und meine Stimme gehört werden wird."

Diese Worte überraschten mich sehr; ich fühlte mich auf das tiefste verletzt. Indes suchte ich mich so gut als möglich zu fassen, konnte aber nicht umhin, etwas zu erwidern. „Ich muß gestehen, daß es mir fast lieb ist, Ew. Exzellenz Meinung nicht früher und nicht vertraulich eingeholt zu haben; denn wie hoch ich auch jedes Wort Ew. Exzellenz verehre, und wie glücklich ich sein würde, mit Ihnen zusammenzustimmen, so fürchte ich doch, daß ich diesmal den Rat Ew. Exzellenz nicht befolgt haben würde. Denn gerade das, daß der deutsche Michel bisher nur für sich selbst gesorgt, sein eigenes Steckenpferd geritten, alsdann seinen Kloß gegessen und sich behaglich den Mund abgewischt hat, unbekümmert um das gemeine Wesen, um Vaterland und Volk — gerade dieses ist es ja, was Schimpf, Schande und unermeßliches Unglück über Deutschland gebracht hat. Und all diese Schande und all dieses Unglück wird von neuem über uns kommen, wenn wir zurückkehren zu der alten faulen Weise und gleichgültig aussprechen, was vor einem halben Jahre, als ich eben durch eine Gasse in Jena ging, ein ehrsamer Bürger seinem Nachbar zurief: Ja, Herr Nachbar, wie sollte es gehen? Gut! Die Franzosen sind fort, die Stuben sind gescheuert, nun mögen die Russen kommen, wenn sie wollen. —" Und nun sprach ich einige Minuten fort: von der großen Entscheidung vor unsern Augen, von der Erhebung des deutschen Volkes, von den Proklamationen der Fürsten, von Vaterland, von Freiheit, von der Notwendigkeit, gerade jetzt eine bessere Zukunft zu begründen, und von der heiligen Pflicht eines jeden guten Menschen, nach seiner Stellung und nach seinen Kräften mitzuwirken zur Benutzung dieser großen Tage des neuen Heiles.

Goethe saß ruhig. Endlich hob er mit einem leichten Lächeln die rechte Hand. Ich schwieg. Sogleich fing Goethe mit einer ungemein sanften Stimme, die zuweilen etwas bewegt zu werden schien, zu reden an, und sprach ohne Unterbrechung ziemlich lange. Von dem, was er sagte, vermag ich indes nur einzelnes mitzuteilen, kann aber nicht unbemerkt lassen, daß ich mehr als einmal auf das tiefste ergriffen wurde,

z. T. allerdings durch seine Worte, weit mehr noch durch seine Weise, durch den Ton seiner Stimme, den Ausdruck seines Gesichtes, die Bewegung seiner Hände.

„Ich habe Ihnen", sagte Goethe, „ruhig zugehört und recht gern; Sie aber sind in einigen Eifer hineingeraten, und dies ist eben nicht nötig gewesen, da Sie gewiß selbst nicht glauben, daß Sie mir etwas Neues, daß Sie mir etwas gesagt haben, was mir unbekannt gewesen wäre. Ich spreche über solche Dinge sehr, sehr ungern, und Sie dürfen überzeugt sein, daß ich meine guten Gründe habe. Ich würde mich auch mit Ihnen nicht in ein solches Gespräch eingelassen haben, wenn von etwas Geschehenem, von einem facto, oder auch von einer einzelnen Handlung, die erst geschehen soll, die Rede wäre.

Es gilt aber um etwas anderes! Sie wollen in dieser wunderlichen und furchtbaren Zeit ein Journal herausgeben, ein politisches Journal; Sie gedenken, dasselbe gegen Napoleon zu richten und gegen die Franzosen. Aber, glauben Sie mir: Sie mögen sich stellen, wie Sie wollen, so werden Sie auf dieser Bahn bald ermüden; Sie werden bald daran erinnert werden, daß die Windrose viele Strahlen hat. Alsdann werden Sie an die Throne stoßen und, wenn auch nicht denen, welche auf denselben sitzen, doch denen mißfallen, welche dieselben umgeben. Sie werden alles gegen sich haben, was groß und vornehm in der Welt ist; denn Sie werden die Hütten vertreten gegen die Paläste und die Sache der Schwachen führen gegen die Hand der Starken. Zugleich werden Sie von Gleichen Widerspruch erfahren teils über Grundsätze, teils über Tatsachen. Sie werden sich verteidigen und, wie ich hoffen will, glücklich, und dadurch werden Sie neue Feindschaft wider sich erwecken. Mit einem Worte: Sie werden in mannigfaltige Händel verwickelt werden!

Mit den Gleichen dürften Sie vielleicht fertig werden; wen Sie nicht überwinden, den können Sie ignorieren, und manchem geschieht mit Verachtung zu viel Ehre. Aber anders ist es mit den Mächtigen und Großen: mit denselben ist nicht gut

Kirschen zu essen; Sie wissen aus welchen Gründen: den Waffen derselben hat man nichts einzusetzen! — Da ich dieses alles ganz klar voraussehe, so bin ich allerdings bedenklich. Ich möchte unserm fürstlichen Hause, für welches auch Sie fromme Wünsche hegen, keine Unannehmlichkeiten bereitet, ich möchte unser Gouvernement, das nicht über hunderttausend Bajonette zu verfügen hat, in keine verdrießlichen Verhandlungen verwickelt sehen; ich möchte von der Universität, deren Mitglied Sie sind, jeden Nachteil abwenden; ich denke endlich — warum sollte ich es nicht sagen? — auch an meine Ruhe und Ihr Wohl!" [L.]

Fortsetzung s. unter ‚Deutschlands Freiheit und Ehre': „Glauben Sie ja nicht usw." G 92. — Bertuch ist der sehr vielseitige weimarische Verleger, bei dem von 1814—1818 Ludens Zeitschrift erschien. Er gehörte zu Karl Augusts und Goethes ältesten Genossen, wurde ihnen aber jetzt entfremdet, weil er die weimarische Freiheit dazu benutzte, mehrere Oppositionsblätter herauszugeben, die auswärts böses Blut gegen Weimar machten.

Der Bürger in reaktionären Zeiten.

G 21 Zu F. v. Müller, 13. Juni 1824.

„Der jetzige Zustand der Welt — Klarheit in allen Verhältnissen — ist dem Individuum sehr förderlich, wenn es sich auf sich selbst beschränken will. Will es aber eingreifen in die bewegten Räder des Weltganges, glaubt es als ein Teil des Ganzen selbsttätig nach eigenen Ideen wirken, schaffen oder hemmen zu müssen, so geht es um so leichter zugrunde.

Ich meinesteils möchte in keiner anderen Zeit gelebt haben. Man muß nur sich auf sich selbst zurückziehen, das Rechte still in angewiesenen Kreisen tun; wer will einem dann etwas anhaben?" [M.]

Riemer schrieb unter dem 23. März 1810 auf: „Der Despotismus befördert die Autokratie eines Jeden."

Der Dichter als Patriot.

G 22 Zu Eckermann, Anfang 1832.

„Was heißt denn: sein Vaterland lieben? Und was heißt denn: patriotisch wirken? Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht ist, schädliche Vorurteile zu bekämpfen, engherzige Ansichten zu beseitigen, den Geist seines Volkes aufzuklären, dessen Geschmack zu reinigen und dessen Gesinnungs- und Denkweise zu veredeln: was soll er denn da Besseres tun? Und wie soll er denn da patriotischer wirken? An einen Dichter so ungehörige und undankbare Anforderungen zu machen, wäre ebenso, als wenn man von einem Regimentschef verlangen wollte: er müsse, um ein rechter Patriot zu sein, sich in politische Neuerungen verflechten und darüber seinen nächsten Beruf vernachlässigen. Das Vaterland eines Regimentschefs aber ist sein Regiment, und er wird ein ganz vortrefflicher Patriot sein, wenn er sich um politische Dinge gar nicht bemüht, als soweit sie ihn angehen, und wenn er dagegen seinen ganzen Sinn und seine ganze Sorge auf die ihm untergebenen Bataillone richtet und sie so gut einzuexerzieren und in so guter Zucht und Ordnung zu erhalten sucht, daß sie, wenn das Vaterland einst in Gefahr kommt, als tüchtige Leute ihren Mann stehen.

Ich hasse alle Pfuscherei wie die Sünde, besonders aber die Pfuscherei in Staatsangelegenheiten, woraus für Tausende und Millionen nichts als Unheil hervorgeht.“ [E.]

Verweisungen.

„Der Patriotismus verdirbt die Geschichte“ s. C 26.

Die Freiheit.

Das erreichbare Maß der Freiheit.

G 23 Zu Eckermann, 18. Januar 1827.

„Es ist mit der Freiheit ein wunderlich Ding, und jeder hat leicht genug, wenn er sich nur zu begnügen und zu finden weiß. Und was hilft uns ein Überfluß von Freiheit, die wir nicht gebrauchen können? Sehen Sie dieses Zimmer und diese angrenzende Kammer, in der Sie durch die offene Tür mein Bett sehen; beide sind nicht groß, sie sind ohnedies durch vielerlei Bedarf, Bücher, Manuskripte und Kunstsachen eingeengt, aber sie sind mir genug, ich habe den ganzen Winter darin gewohnt und meine vorderen Zimmer fast nicht betreten. Was habe ich nun von meinem geräumigen Hause gehabt und von der Freiheit, von einem Zimmer in's andere zu gehen, da ich nicht das Bedürfnis hatte, sie zu benutzen! Hat einer nur so viel Freiheit, um gesund zu leben und sein Gewerbe zu treiben, so hat er genug, und so viel hat leicht ein jeder. Und dann sind wir alle nur frei unter gewissen Bedingungen, die wir erfüllen müssen. Der Bürger ist so frei wie der Adelige, sobald er sich in den Grenzen hält, die ihm von Gott durch seinen Stand, worin er geboren, angewiesen. Der Adelige ist so frei wie der Fürst; denn wenn er bei Hofe nur das wenige Zeremoniell beobachtet, so darf er sich als seinesgleichen fühlen.

Nicht das macht frei, daß wir nichts über uns anerkennen wollen, sondern eben, daß wir etwas verehren, das über uns ist. Denn indem wir es verehren, heben wir uns zu ihm hinauf und legen durch unsere Anerkennung an den Tag, daß wir selber das Höhere in uns tragen und wert sind, seinesgleichen zu sein. Ich bin bei meinen Reisen oft auf norddeutsche Kaufleute gestoßen, welche glaubten, meinesgleichen zu sein, wenn sie sich roh zu mir an den Tisch

setzten. Dadurch waren sie es nicht; allein sie wären es gewesen, wenn sie mich hätten zu schätzen und zu behandeln gewußt.“ [E.]

Der wünschenswerte Mittelzustand.

G 24 Zu Riemer, 16. März 1814.

Gelegentlich einer Schrift von B. Constant.

„Man schilt mit gleichem Rechte auf Anarchie und Tyrannei: wo ist denn aber der wünschenswerte Mittelzustand? Der vernünftige Mensch sucht ihn in seinem Kreise hervorzubringen.“ [R.]

Die Freiheit der Griechen.

G 25 Zu Riemer, 20. November 1813.

„Die Griechen waren Freunde der Freiheit? Ja! aber ein jeder nur seiner eigenen! Daher stak in jedem Griechen ein Tyrannos, dem es nur an Gelegenheit fehlte, sich zu entwickeln.“ [R 2.]

Freiheitssinn und Despotismus.

G 26 Bei Tisch, 20. Februar 1809.

„Der reine wahre Despotismus entwickelt sich aus dem Freiheitssinne; ja, er ist selbst der Freiheitssinn mit dem Gelingen. Der Freiheitssinn strebt in's Unbedingte, er will herrschen, ohne daß er's immer imstande ist und werden kann. Nun kommt bei einem das Gelingen hinzu, und so ist der Despot fertig. — Aus der Sklaverei geht nur der eigentliche dominus hervor, niemals der Despot oder, wie er auch heißt, der Tyrann.“ [R 3.]

Freiheit der Monarchen.

G 27 Zu F. v. Müller, 20. Juni 1827.

„Freiheit ist nichts als die Möglichkeit, unter allen Bedingungen das Vernünftige zu tun. Das Absolute steht noch über dem Vernünftigen. Darum handeln Souveräns oft unvernünftig, um sich in der absoluten Freiheit zu erhalten.“ [M.]

Das Absolute (wörtlich: Abgelöste) bedeutet hier: das Unbeschränkte.

Preßfreiheit.

G 28 Zu Riemer, 24. August 1809.

„Was haben denn die Deutschen an ihrer scharmanten Preßfreiheit gehabt, als daß jeder über den andern soviel Schlechtes und Niederträchtiges sagen konnte, als ihm beliebte!“ [R.]

In Deutschland mußten 1486—1848 die Druckschriften vor dem Erscheinen einer geistlichen oder staatlichen Zensur unterworfen werden. Kaiser Joseph II. hob diese Zensur zeitweilig auf, ebenso gewährte die weimarische Regierung (gegen Goethes Votum) von 1816—1819 Preßfreiheit und hatte viel Ärger davon.

G 29 Eckermann, 9. Juli 1827.

[Die Pariser Demokratie und das neue französische Preßgesetz waren zwischen Goethe und dem Kanzler v. Müller] ein reichhaltiges Thema, wobei sich Goethe wie immer als milder Aristokrat erwies, jener Freund aber wie bisher scheinbar auf der Seite des Volkes festhielt.

Goethe: „Mir ist für die Franzosen in keiner Hinsicht bange, sie stehen auf einer solchen Höhe welthistorischer Ansicht, daß der Geist auf keine Weise mehr zu unterdrücken ist. Das einschränkende Gesetz wird nur wohltätig wirken, zumal da die Einschränkungen nichts Wesentliches betreffen, sondern nur gegen Persönlichkeiten gehen. Eine Opposition, die keine Grenzen hat, wird platt. Die Einschränkung aber nötigt sie, geistreich zu sein, und dies ist ein sehr großer Vorteil. Direkt und grob seine Meinung herauszusagen, mag nur entschuldigt werden können und gut sein, wenn man durchaus recht hat. Eine Partei aber hat nicht durchaus

recht, eben weil sie Partei ist, und ihr steht daher die indirekte Weise wohl, worin die Franzosen von je große Muster waren. Zu meinem Diener sage ich geradezu: ‚Hans, zieh mir die Stiefel aus!‘ Das versteht er. Bin ich aber mit einem Freunde und ich wünsche von ihm diesen Dienst, so kann ich mich nicht so direkt ausdrücken, sondern ich muß auf eine anmutige, freundliche Wendung sinnen, wodurch ich ihn zu diesem Liebesdienst bewege. Die Nötigung regt den Geist auf, und aus diesem Grunde, wie gesagt, ist mir die Einschränkung der Preßfreiheit sogar lieb. Die Franzosen haben bisher immer den Ruhm gehabt, die geistreichste Nation zu sein, und sie verdienen es zu bleiben. Wir Deutschen fallen mit unserer Meinung gern gerade heraus und haben es im Indirekten noch nicht sehr weit gebracht.“ — —

„Die Pariser Parteien könnten noch größer sein als sie sind, wenn sie noch liberaler und freier wären und sich gegenseitig noch mehr zugeständen, als sie tun. Sie stehen auf einer höheren Stufe welthistorischer Ansicht als die Engländer, deren Parlament gegeneinander wirkende gewaltige Kräfte sind, die sich paralysieren und wo die große Einsicht eines Einzelnen Mühe hat durchzudringen, wie wir an Canning und den vielen Quengeleien sehen, die man diesem großen Staatsmanne macht.“ [E.]

F. v. Müller notiert diese Unterhaltung über Preßfreiheit unter dem 14. Juli: „Jede direkte Opposition wird zuletzt platt und grob. Die Zensur zwingt zu geistreicherem Ausdruck der Ideen durch Umwege. Nur wenn man durchaus recht hat, in wichtigeren, höchst ernsten Fällen, spreche man sich direkt aus, entschieden, fest, derb. Geradezugehen ist meist täppisch.“ — Über Canning vgl. G 34 und D 37.

Utopien.

G 30 Zu Eckermann, 25. Februar 1824.

„Ich habe den großen Vorteil, daß ich zu einer Zeit geboren wurde, wo die größten Weltbegebenheiten an die Tagesordnung kamen und sich durch mein langes Leben fort-

setzten, so daß ich vom Siebenjährigen Kriege, sodann von der Trennung Amerikas von England, ferner von der französischen Revolution und endlich von der ganzen Napoleonischen Zeit bis zum Untergange des Helden und den folgenden Ereignissen lebendiger Zeuge war. Hierdurch bin ich zu ganz anderen Resultaten und Einsichten gekommen, als allen denen möglich sein wird, die jetzt geboren werden und die sich jene großen Begebenheiten durch Bücher aneignen müssen, die sie nicht verstehen.

Was uns die nächsten Jahre bringen werden, ist durchaus nicht vorherzusagen; doch ich fürchte, wir kommen so bald nicht zur Ruhe. Es ist der Welt nicht gegeben, sich zu bescheiden: den Großen nicht, daß kein Mißbrauch der Gewalt stattfinde, und der Masse nicht, daß sie in Erwartung allmählicher Verbesserungen mit einem mäßigen Zustande sich begnüge. Könnte man die Menschheit vollkommen machen, so wäre auch ein vollkommener Zustand denkbar; so aber wird es ewig herüber und hinüber schwanken, der eine Teil wird leiden, während der andere sich wohlbefindet. Egoismus und Neid werden als böse Dämonen immer ihr Spiel treiben, und der Kampf der Parteien wird kein Ende haben.

Das Vernünftigste ist immer, daß jeder sein Metier treibe, wozu er geboren ist und was er gelernt hat, und daß er den Anderen nicht hindere, das Seinige zu tun. Der Schuster bleibe bei seinem Leisten, der Bauer hinter dem Pfluge, und der Fürst wisse zu regieren! Denn dies ist auch ein Metier, das gelernt sein will und das sich niemand anmaßen soll, der es nicht versteht." [E.]

Das Los der Menschen.

G 31 a — Zu Luden, 19. August 1806.

„[Es ist] zu allen Zeiten und in allen Ländern miserabel gewesen. Die Menschen haben sich stets geängstigt und geplagt, sie haben sich unter einander gequält und gemartert,

sie haben sich und Anderen das bißchen Leben sauer gemacht und die Schönheit der Welt und die Süßigkeit des Daseins, welche die schöne Welt ihnen darbietet, weder zu achten noch zu genießen vermocht. Nur wenigen ist es bequem und erfreulich geworden; die meisten haben wohl, wenn sie das Leben eine Zeitlang mitgemacht hatten, lieber hinausscheiden als von neuem beginnen mögen. Was ihnen noch etwa einige Anhänglichkeit an das Leben gab oder gibt, das war und ist die Furcht vor dem Sterben. So ist es, so ist es gewesen, so wird es wohl auch bleiben. Das ist nun einmal das Los der Menschen." [L.]

Herrschaft der Vernunft.

G 31 b — Frau v. Stein, November 1813.

Am 11. November 1813, als nach der Schlacht bei Leipzig Deutschland von den Franzosen gereinigt wurde, besuchte Goethe die Frau v. Stein. Sie fragte, ob denn nun endlich die Vernunft in der Welt Herrscherin werden würde?

Goethe verneinte, denn sie habe keine Unterlage, sei bloß geistig; nur die Humanität müsse kultiviert werden.

Frau v. Stein: „Und die kann man jetzt sehr in Übung setzen! Wenn sie nur zureichte!"

Dies Gespräch teilt Düntzer in der Biographie der Charlotte v. Stein II, 396 offenbar nach einem ihrer Briefe mit.

Die Sandbänke.

G 31 c — Zu Riemer, 21. Mai 1807.

„Die Welt ist wie ein Strom, der in seinem Bette fortläuft, bald hier, bald da zufällig Sandbänke ansetzt und von diesen wieder zu einem andern Wege genötigt wird. Das geht alles so hübsch und bequem und nach nnd nach: dagegen die Wasserbaumeister eine große Not haben, wenn sie diesem Wesen entgegenarbeiten wollen!" [R 2.]

Goethe sagte dies in Jena, wo er an der Saale oft genug als Wasserbaumeister sich versucht hatte und wo ihm auch die ‚Sandbänke‘, die sich in der Universität ansetzten, viel Not machten. Vgl. B 62.

Behagen an Mißbräuchen.

G 31 d Zu Riemer, 21. Juli 1813.

„Es ist ganz eigen, daß die Menschen sich in Mißbräuchen so sehr gefallen und daß man nicht leicht ein Mittel gelten läßt, wodurch das Übel von Grund aus gehoben würde.“ [R 2.]

Soziale Paradiese.

G 32 F. v. Müller, 28. März 1830.

Über die Palingénésie sociale von Ballanche, die er ein schwaches Werk nannte.

Er habe lang genug über diese Probleme gedacht, mit Herdern, ehe die ‚Ideen‘ gedruckt worden, alles vielfach durchsprochen, und so verdrieße es ihn, zu lesen, was Andere minder gehaltvoll darüber faselten. Es komme nichts dabei heraus; solche Probleme seien einmal nicht zu lösen. Was wolle das heißen: Stadt Gottes? Gott habe keine Stadt, sondern ein Reich, kein Reich, sondern eine Welt, keine Welt, sondern Welten. [M.]

Ballanche versteht unter Palingenesis eine Umgestaltung des Staates und Veredlung des Menschengeschlechts. — Herders ‚Ideen‘ s. P 3.

Illusionen für die Menge.

G 33 Zu F. v. Müller, 15. Mai 1822.

„Um die Menschen aufzuregen, muß man ihnen nur einen kühnen Irrtum dreist hinwerfen. Ohne Poesie läßt sich nichts in der Welt wirken; Poesie aber ist Märchen.“ [M.]

Vgl. G 107: „Besonders aber ist [den Franzosen] unsere philosophische Idealität willkommen; denn jedes Ideelle ist dienlich zu revolutionären Zwecken.“

Opposition.

Nörgler und Frondeure.

G 34 Eckermann, 3. Januar 1827.

Heute bei Tisch sprachen wir über Cannings treffliche Rede für Portugal.

Goethe: „Es gibt Leute, die diese Rede grob nennen; aber diese Leute wissen nicht, was sie wollen; es liegt in ihnen eine Sucht, alles Große zu frondieren. Es ist keine Opposition, sondern eine bloße Frondation. Sie müssen etwas Großes haben, das sie hassen können. Als Napoleon noch in der Welt war, haßten sie den, und sie hatten an ihm eine gute Ableitung. Sodann, als es mit diesem aus war, frondierten sie die Heilige Allianz, und doch ist nie etwas Größeres und für die Menschheit Wohltätigeres erfunden worden. Jetzt kommt die Reihe an Canning. Seine Rede für Portugal ist das Produkt eines großen Bewußtseins. Er fühlt sehr gut den Umfang seiner Gewalt und die Größe seiner Stellung, und er hat recht, daß er spricht, wie er sich empfindet. Aber das können diese Sansculotten nicht begreifen, und was uns anderen groß erscheint, erscheint ihnen grob. Das Große ist ihnen unbequem, sie haben keine Ader, es zu verehren, sie können es nicht dulden." [E.]

George Canning (1770—1827), englischer Diplomat, Minister des Auswärtigen und Premierminister. Goethe nannte ihn gegen Eckermann einen ‚großen Staatsmann'. Hier ist eine Rede vom 12. Dezember 1826 gemeint, in der er das Parlament aufforderte, Englands ältesten Verbündeten gegen seine Feinde zu schützen. Portugal kam damals aus inneren Unruhen lange Jahre nicht heraus, was die Nachbarn zu Eingriffen reizte. — Über die „Heilige Allianz' vgl. G 7. — Sansculotten: in Erinnerung an die revolutionären Proletarier in Paris, die keine Culotten = Kniehosen wie die Vornehmen, sondern lange Pantalons trugen.

G 35 F. v. Müller, 15. April 1819.

Die Opposition der Württemberger gegen Österreichs Allgewalt erscheint ihm absurd, wie jede Opposition, die nicht zugleich etwas Positives anstrebe.

„Hätte ich das Unglück, in der Opposition sein zu müssen, ich würde lieber Aufruhr und Revolution machen, als mich im finstern Kreise ewigen Tadels des Bestehenden herumtreiben. Ich habe nie im Leben mich gegen den übermächtigen Strom der Menge oder des herrschenden Prinzips in feindliche, nutzlose Opposition stellen mögen; lieber habe ich mich in mein eigenes Schneckenhaus zurückgezogen und da nach Belieben gehauset." [M.]

Vgl. „Gehorchet der Obrigkeit" G 5. — Über die Opposition der Württemberger s. E 67.

Revolutionen.

Goethes Stellung zu Volk und Fürsten.

G 36 Eckermann, 27. April 1825.

„Ehe wir fahren [sagte Goethe zu Eckermann], will ich Ihnen doch einen Brief von Zelter geben, den ich gestern erhalten und worin er auch unsere Theaterangelegenheit berührt."

„Daß Du der Mann nicht bist," schreibt Zelter unter anderem, „dem Volk in Weimar ein Theater zu bauen, hätte ich Dir schon eher angesehen. Wer sich grün macht, den fressen die Ziegen. Das möchten nur auch andere Hoheiten bedenken, die den Wein in der Gore pfropfen wollen. Freunde, wir haben's erlebt, ja erleben es."

Goethe sah mich an, und wir lachten.

Goethe: „Zelter ist brav und tüchtig, aber er kommt mitunter in den Fall, mich nicht ganz zu verstehen und meinen Worten eine falsche Auslegung zu geben. Ich habe dem Volk und dessen Bildung mein ganzes Leben gewidmet, warum sollte ich ihm nicht auch ein Theater bauen! Allein hier in Weimar, in dieser kleinen Residenz, die, wie man scherzhafterweise sagt, zehntausend Poeten und einige Einwohner hat, wie kann da viel von Volk die Rede sein — und nun gar von

einem Volkstheater! Weimar wird ohne Zweifel einmal eine recht große Stadt werden, allein wir können immer noch einige Jahrhunderte warten, bis das weimarische Volk eine hinlängliche Masse bildet, um ein Theater bauen und erhalten zu können."

Zelters Brief lag noch auf dem Tisch [als sie zurückgekehrt waren].

Goethe: „Es ist wunderlich, gar wunderlich, wie leicht man zu der öffentlichen Meinung in eine falsche Stellung gerät! Ich wüßte nicht, daß ich je etwas gegen das Volk gesündigt, aber ich soll nun ein für allemal kein Freund des Volkes sein! Freilich bin ich kein Freund des revolutionären Pöbels, der auf Raub, Mord und Brand ausgeht und hinter dem falschen Schilde des öffentlichen Wohles nur die gemeinsten egoistischen Zwecke im Auge hat. Ich bin kein Freund solcher Leute, ebensowenig als ich ein Freund eines Ludwig des Fünfzehnten bin. Ich hasse jeden gewaltsamen Umsturz, weil dabei ebensoviel Gutes vernichtet als gewonnen wird. Ich hasse die, welche ihn ausführen, wie die, welche dazu Ursache geben. Aber bin ich darum kein Freund des Volkes? Denkt denn jeder rechtlich gesinnte Mann etwa anders?

Sie wissen, wie sehr ich mich über jede Verbesserung freue, welche die Zukunft uns etwa in Aussicht stellt. Aber, wie gesagt, jedes Gewaltsame, Sprunghafte ist mir in der Seele zuwider, denn es ist nicht naturgemäß.

Ich bin ein Freund der Pflanze, ich liebe die Rose als das Vollkommenste, was unsere deutsche Natur als Blume gewähren kann; aber ich bin nicht Tor genug, um zu verlangen, daß mein Garten sie mir schon jetzt, Ende April, gewähren soll. Ich bin zufrieden, wenn ich jetzt die ersten grünen Blätter finde, zufrieden, wenn ich sehe, wie ein Blatt nach dem anderen den Stengel von Woche zu Woche weiter bildet; ich freue mich, wenn ich im Mai die Knospe sehe, und bin glücklich, wenn endlich der Juni mir die Rose selbst in aller Pracht und in allem Duft entgegenreicht. Kann aber jemand die Zeit nicht erwarten, der wende sich an die Treibhäuser!

Nun heißt es wieder, ich sei ein Fürstendiener, ich sei ein Fürstenknecht. Als ob damit etwas gesagt wäre! Diene ich denn etwa einem Tyrannen? einem Despoten? Diene ich denn etwa einem solchen, der auf Kosten des Volkes nur seinen eigenen Lüsten lebt? Solche Fürsten und solche Zeiten liegen gottlob längst hinter uns! Ich bin dem Großherzog seit einem halben Jahrhundert auf das innigste verbunden und habe ein halbes Jahrhundert mit ihm gestrebt und gearbeitet; aber lügen müßte ich, wenn ich sagen wollte, ich wüßte einen einzigen Tag, wo der Großherzog nicht daran gedacht hatte, etwas zu tun und auszuführen, das dem Lande zum Wohl gereichte und das geeignet wäre, den Zustand des Einzelnen zu verbessern. Für sich persönlich: was hatte er denn von seinem Fürstenstande als Last und Mühe? Ist seine Wohnung, seine Kleidung und seine Tafel etwa besser bestellt als die eines wohlhabenden Privatmannes? Man gehe nur in unsere Seestädte und man wird Küche und Keller eines angesehenen Kaufmanns besser bestellt finden als die seinigen!

Wir werden diesen Herbst den Tag feiern, an welchem der Großherzog seit fünfzig Jahren regiert und geherrscht hat. Allein, wenn ich es recht bedenke, dieses sein Herrschen, was war es weiter als ein beständiges Dienen? Was war es als ein Dienen in Erreichung großer Zwecke, ein Dienen zum Wohl seines Volkes? Soll ich denn also mit Gewalt ein Fürstenknecht sein, so ist es wenigstens mein Trost, daß ich doch nur der Knecht eines solchen bin, der selber ein Knecht des allgemeinen Besten ist." [E.]

Im Anfang des Gespräches handelt es sich um den Neubau eines Theaters anstelle des am 22. März 1825 niedergebrannten. Goethe arbeitete Pläne dafür aus; das neue Gebäude, das bis 1907 stand, wurde jedoch nach einem anderen Plane errichtet.

Volksbedrückung und Revolutionen.

G 37 Eckermann, 4. Januar 1824.

Goethe: „Ich schrieb [meine ‚Aufgeregten'] zur Zeit der französischen Revolution, und man kann [dies Drama] gewissermaßen als mein politisches Glaubensbekenntnis jener Zeit ansehen. Als Repräsentanten des Adels hatte ich die Gräfin hingestellt und mit den Worten, die ich ihr in den Mund gelegt, ausgesprochen, wie der Adel eigentlich denken soll. Die Gräfin kommt soeben aus Paris zurück, sie ist dort Zeuge der revolutionären Vorgänge gewesen und hat daraus für sich selbst keine schlechte Lehre gezogen. Sie hat sich überzeugt, daß das Volk wohl zu drücken, aber nicht zu unterdrücken ist, und daß die revolutionären Aufstände der unteren Klassen eine Folge der Ungerechtigkeit der Großen sind. ‚Jede Handlung, die mir unbillig scheint', sagt sie, ‚will ich künftig streng vermeiden, auch werde ich über solche Handlungen Anderer in der Gesellschaft und bei Hofe meine Meinung laut sagen. Zu keiner Ungerechtigkeit will ich mehr schweigen, und wenn ich auch unter dem Namen einer Demokratin verschrien werden sollte!' — Ich dächte, diese Gesinnung wäre durchaus respektabel. Sie war damals die meinige und ist es noch jetzt. Zum Lohne dafür aber belegte man mich mit allerlei Titeln, die ich nicht wiederholen mag."

Eckermann: „Man braucht nur den ‚Egmont' zu lesen, um zu erfahren, wie Sie denken. Ich kenne kein deutsches Stück, wo der Freiheit des Volks mehr das Wort geredet würde als in diesem."

Goethe: „Man beliebt einmal, mich nicht so sehen zu wollen, wie ich bin, und wendet die Blicke von allem hinweg, was mich in meinem wahren Lichte zeigen könnte. Dagegen hat Schiller, der, unter uns, weit mehr ein Aristokrat war als ich, der aber weit mehr bedachte, was er sagte, als ich, das merkwürdige Glück, als besonderer Freund des Volks zu gelten. Ich gönne es ihm von Herzen und tröste mich damit, daß es Anderen vor mir nicht besser gegangen.

Es ist wahr, ich konnte kein Freund der französischen Revolution sein, denn ihre Greuel standen mir zu nahe und empörten mich täglich und stündlich, während ihre wohltätigen Folgen damals noch nicht zu ersehen waren. Auch konnte ich nicht gleichgültig dabei sein, daß man in Deutschland künstlicherweise ähnliche Szenen herbeizuführen trachtete, die in Frankreich Folge einer großen Notwendigkeit waren.

Ebensowenig aber war ich ein Freund herrischer Willkür. Auch war ich vollkommen überzeugt, daß irgendeine große Revolution nie Schuld des Volks ist, sondern der Regierung. Revolutionen sind ganz unmöglich, sobald die Regierungen fortwährend gerecht und fortwährend wach sind, so daß sie ihnen durch zeitgemäße Verbesserungen entgegenkommen und sich nicht so lange sträuben, bis das Notwendige von unten her erzwungen wird.

Weil ich nun aber die Revolutionen haßte, so nannte man mich einen Freund des Bestehenden. Das ist aber ein sehr zweideutiger Titel, den ich mir verbitten möchte! Wenn das Bestehende alles vortrefflich, gut und gerecht wäre, so hätte ich gar nichts dawider. Da aber neben vielem Guten zugleich viel Schlechtes, Ungerechtes und Unvollkommenes besteht, so heißt ein Freund des Bestehenden oft nicht viel weniger als ein Freund des Veralteten und Schlechten.

Die Zeit aber ist in ewigem Fortschreiten begriffen, und die menschlichen Dinge haben alle fünfzig Jahre eine andere Gestalt, so daß eine Einrichtung, die im Jahre 1800 eine Vollkommenheit war, schon im Jahre 1850 vielleicht ein Gebrechen ist.

Und wiederum ist für eine Nation nur das gut, was aus ihrem eigenen Kern und ihrem eigenen allgemeinen Bedürfnis hervorgegangen, ohne Nachäffung einer anderen. Denn was dem einen Volk auf einer gewissen Altersstufe eine wohltätige Nahrung sein kann, erweist sich vielleicht für ein anderes als ein Gift. Alle Versuche, irgendeine ausländische Neuerung einzuführen, wozu das Bedürfnis nicht

im tiefen Kern der eigenen Nation wurzelt, sind daher töricht und alle beabsichtigten Revolutionen solcher Art ohne Erfolg; denn sie sind ohne Gott, der sich von solchen Pfuschereien zurückhält. Ist aber ein wirkliches Bedürfnis zu einer großen Reform in einem Volke vorhanden, so ist Gott mit ihm und sie gelingt. Er war sichtbar mit Christus und seinen ersten Anhängern, denn die Erscheinung der neuen Lehre der Liebe war den Völkern ein Bedürfnis; er war ebenso sichtbar mit Luther, denn die Reinigung jener durch Pfaffenwesen verunstalteten Lehre war es nicht weniger. Beide genannten großen Kräfte aber waren nicht Freunde des Bestehenden; vielmehr waren beide lebhaft durchdrungen, daß der alte Sauerteig ausgekehrt werden müsse und daß es nicht ferner im Unwahren, Ungerechten und Mangelhaften so fortgehen und bleiben könne." [E.]

Reaktionäre Gegner der Revolution.

G 38 F. v. Müller, 18. September 1823.

Als das Gespräch auf die jetzigen Bestrebungen der Monarchisten fiel, Freiheit und Aufklärung zu hemmen, sagte Goethe:

„Im Prinzip, das Bestehende zu erhalten, Revolutionärem vorzubeugen, stimme ich ganz mit ihnen überein, nur nicht in den Mitteln dazu. Sie nämlich rufen die Dummheit und die Finsternis zu Hilfe, ich den Verstand und das Licht." [M.]

Was den Menschen stürzt.

G 39 Zu Eckermann, 15. Februar 1831.

[Bei Besprechung des ‚Groß-Kophta' äußerte Goethe:]

„Die Königin [Marie Antoinette], der fatalen Halsbandgeschichte so nahe verflochten, verlor ihre Würde, ja ihre Achtung, und so hatte sie denn in der Meinung des Volkes

den Standpunkt verloren, um unantastbar zu sein. Der Haß schadet niemand, aber die Verachtung ist es, was den Menschen stürzt. Kotzebue wurde lange gehaßt, aber damit der Dolch des Studenten sich an ihn wagen konnte, mußten ihn gewisse Journale erst verächtlich machen.“ [E.]

Kotzebue wurde am 23. März 1819 zu Mannheim von dem jenaischen Studenten K. L. Sand aus politischen Beweggründen erdolcht. Die ‚gewissen Journale‘ sind die in Weimar und Jena erscheinenden Blätter von Luden, Oken und Ludwig Wieland. — Marie Antoinette war in der Halsbandgeschichte unschuldig, aber die Untersuchung des großen Betruges brachte sie zeitweilig in Verdacht geheimer Liebschaft mit dem Kardinal Prinzen Rohan und lenkte die Aufmerksamkeit der Menge auf die Sitten des Hofes. — Zum Thema vgl. auch D 80, die Ursache der Reformation.

Der Bändiger der Revolution.

G 40 Zu Eckermann, 2. April 1829.

„Ich will Ihnen ein politisches Geheimnis entdecken, das sich über kurz oder lang offenbaren wird. Kapodistrias kann sich an der Spitze der griechischen Angelegenheiten auf die Länge nicht halten, denn ihm fehlt eine Qualität, die zu einer solchen Stelle unentbehrlich ist: er ist kein Soldat! Wir haben aber kein Beispiel, daß ein Kabinettsmann einen revolutionären Staat hätte organisieren und Militär und Feldherren sich hätte unterwerfen können. Mit dem Säbel in der Faust, an der Spitze einer Armee mag man befehlen und Gesetze geben, und man kann sicher sein, daß man gehorcht werde; aber ohne dieses ist es ein mißliches Ding. Napoleon, ohne Soldat zu sein, hätte nie zur höchsten Gewalt emporsteigen können, und so wird sich auch Kapodistrias als Erster auf die Dauer nicht behaupten, vielmehr wird er sehr bald eine sekundäre Rolle spielen. Ich sage Ihnen dieses voraus, und Sie werden es kommen sehen; es liegt in der Natur der Dinge und ist nicht anders möglich.“ [E.]

Capo d'Istria hielt sich als Präsident des revolutionären Griechenlands vom 4. Februar 1828 bis zum 2. April 1832. — Vgl. über seine ethische Qualität ‚Das Wie und Was unseres Handelns' E 39 Anm.

Nachwirkungen Napoleons.

G 41 Eckermann, 21. März 1831.

Wir sprachen über politische Dinge, über die noch immer fortwährenden Unruhen in Paris und den Wahn der jungen Leute, in die höchsten Angelegenheiten des Staates mit einwirken zu wollen.

Goethe: „Das Beispiel von Napoleon hat besonders in den jungen Leuten von Frankreich, die unter jenem Helden heraufwuchsen, den Egoismus aufgeregt, und sie werden nicht eher ruhen, als bis wieder ein großer Despot unter ihnen aufsteht, in welchem sie das auf der höchsten Stufe sehen, was sie selber zu sein wünschen. Es ist nur das Schlimme, daß ein Mann wie Napoleon nicht so bald wieder geboren wird, und ich fürchte fast, daß noch einige hunderttausend Menschen daraufgehen, ehe die Welt wieder zur Ruhe kommt." [E.]

Stände und Klassen.

Der ewige Hang des Menschen, Kasten zu unterscheiden.

G 42 F. v. Müller, 14. Februar 1824.

Wir kamen auf die Pariagedichte zu sprechen und auf den ewigen Hang der Menschen zur Unterscheidung der Kasten.

Goethe: „Jeder Mensch schlägt die Vorteile der Geburt bloß deswegen so hoch an, weil sie etwas Unbestreitbares sind. Alles, was man erwirbt, leistet, durch Anstrengung verdient, bleibt dagegen ewig von der Verschiedenheit der Urteile und Ansichten abhängig. Eine Aussöhnung hierüber

ist vergeblich, macht das Übel nur schlimmer, wie es z. B. die Bürger mit dem Luxus einer Hoftafel nicht versöhnt, wenn man einige aus ihrer Mitte zuweilen daran teilnehmen läßt." [M.]

Pariagedichte: Goethe besprach damals mit Eckermann und F. v. Müller ein französisches Trauerspiel ‚Der Paria' von Delavigne, ein deutsches mit gleichem Titel von Michael Beer und Goethes eigene von 1821—23 gedichtete Trilogie ‚Paria'.

Aristokratisches Gepräge.

G 43 Eckermann, Anfang März 1832.

Goethe erzählte bei Tisch, daß der Baron Karl v. Spiegel ihn besucht und daß er ihm über die Maßen wohl gefallen. „Er ist ein sehr hübscher junger Mann," sagte Goethe.

„Er hat in seiner Art, in seinem Benehmen ein Etwas, woran man sogleich den Edelmann erkennt. Seine Abkunft könnte er ebensowenig verleugnen, als jemand einen höheren Geist verleugnen könnte. Denn beides, Geburt und Geist, geben dem, der sie einmal besitzt, ein Gepräge, das sich durch kein Inkognito verbergen läßt. Es sind Gewalten wie die Schönheit, denen man nicht nahe kommen kann, ohne zu empfinden, daß sie höherer Art sind." [E.]

Karl v. Spiegel war der Sohn des damaligen weimarischen Hofmarschalls.

G 44 Zu Riemer, 5. März 1809.

„Den französischen Edelmann, den älteren oder Ritter, zeichnet für mich am besten der Graf von Foix. Die Deutschen als Götz, Frunsperg usw. erscheinen mir immer als Bürger und Philister dagegen." [R.]

Zwei Grafen von Foix erwarben sich besonderen Ruhm: Raimund Roger, gestorben 1222, ein Anhänger der Albigenser, und Gaston III. mit dem Beinamen Phöbus, 1231—1291, Schwiegersohn Philipps des Dritten von Navarra, durch Tapferkeit und Edelmut ausgezeichnet, auch durch ein Werk über die Jagdkunst bekannt. Diesen letzteren meint wohl Goethe.

Stellung zu Adel und Fürsten.

G 45 Zu Eckermann, 26. September 1827.

[Auf dem Ettersberge.]

Goethe: „Ich übersehe von hier aus eine Menge Punkte, an die sich die reichsten Erinnerungen eines langen Lebens knüpfen. Was habe ich nicht drüben in den Bergen von Ilmenau in meiner Jugend alles durchgemacht! Dann dort unten im lieben Erfurt wie manches gute Abenteuer erlebt! Auch in Gotha war ich in frühester Zeit oft und gerne, doch seit langen Jahren so gut wie gar nicht."

Eckermann: „Seit ich in Weimar bin, erinnere ich mich nicht, daß Sie dort waren."

Goethe: „Das hat so seine Bewandtnis. Ich bin dort nicht zum besten angeschrieben. Ich will Ihnen davon eine Geschichte erzählen. Als die Mutter des jetzt regierenden Herrn noch in hübscher Jugend war, befand ich mich dort sehr oft. Ich saß eines Abends bei ihr allein am Teetisch, als die beiden zehn- bis zwölfjährigen Prinzen, zwei hübsche blondlockige Knaben, hereinsprangen und zu uns an den Tisch kamen. Übermütig, wie ich sein konnte, fuhr ich den beiden Prinzen mit meinen Händen in die Haare, mit den Worten: ‚Nun, ihr Semmelköpfe, was macht ihr?' Die Buben sahen mich mit großen Augen an, im höchsten Erstaunen über meine Kühnheit — und haben es mir später nie vergessen!

Ich will nun just eben nicht damit prahlen, aber es war so und lag tief in meiner Natur: ich hatte vor der bloßen Fürstlichkeit als solcher, wenn nicht zugleich eine tüchtige Menschennatur und ein tüchtiger Menschenwert dahintersteckte, nie viel Respekt. Ja, es war mir selber so wohl in meiner Haut und ich fühlte mich selber so vornehm, daß, wenn man mich zum Fürsten gemacht hätte, ich es nicht eben sonderlich merkwürdig gefunden haben würde. Als man mir das Adelsdiplom gab, glaubten viele, wie ich mich dadurch möchte erhoben fühlen. Allein, unter uns, es war mir nichts, gar nichts! Wir Frankfurter Patrizier hielten uns

immer dem Adel gleich, und als ich das Diplom in Händen hielt, hatte ich in meinen Gedanken eben nichts weiter, als was ich längst besessen.“ [E.]

Bildung der Fürsten.

G 46 Zu Eckermann, 23. Oktober 1828.

Eine so gründliche Bildung, wie sie Karl August hatte, komme bei Fürsten sehr selten vor.

„Es gibt zwar viele, die fähig sind, über alles sehr geschickt mitzureden; aber sie haben es nicht im Innern und krabbeln nur an den Oberflächen. Und es ist kein Wunder, wenn man die entsetzlichen Zerstreuungen und Zerstückelungen bedenkt, die das Hofleben mit sich führt und denen ein junger Fürst ausgesetzt ist. Von allem soll er Notiz nehmen. Er soll ein bißchen das kennen und ein bißchen das, und dann ein bißchen das und wieder ein bißchen das. Dabei kann sich aber nichts setzen und nichts Wurzel schlagen, und es gehört der Fonds einer gewaltigen Natur dazu, um bei solchen Anforderungen nicht in Rauch aufzugehen.“ [E.]

Hofleben und Hofleute.

G 47 Zu Eckermann, 16. August 1824.

„Das Hofleben gleicht einer Musik, wo jeder seine Takte und Pausen halten muß.“

„Die Hofleute müßten vor Langeweile umkommen, wenn sie ihre Zeit nicht durch Zeremonie auszufüllen wüßten.“ [E.]

G 48 Zu Soret, 3. Juni 1824.

Goethe bemerkte, daß am Hofe von dem bevorstehenden Jubiläum Thaers noch nicht gesprochen worden war.

„Ein Hof ist eine Welt für sich. Was nicht zu ihm gehört, das läßt er beiseite. Die Etikette tritt an Stelle des Denkens!“ [S.]

Der große Landwirtschaftslehrer Albrecht Thaer (1752—1828) feierte 1824 sein goldenes Doktorjubiläum.

G 49 Zu Soret, 18. Juli 1824.

„Mir ist es immer ein befremdlicher Gedanke, daß das tätigste dun mannigfaltigste Leben, wo soviel Neues an dem Auge vorübergeht — daß das Leben des Hofes sich schließlich so gestaltet hat, daß hier ein geistiger Fortschritt am schwierigsten geschieht.“ [S.]

Allgemeine Dienstpflicht.

G 50 Riemer, 13. August 1809.

Goethe äußerte: „daß die Männer zum Dienen, die Weiber zu Müttern gezogen werden müßten. Das jetzige Unglück der Welt rühre doch meist davon her, daß sich alles zu Herren gebildet habe. Dies sei vom Mittelstand ausgegangen (vom Kaufmann, der reich, vom Bürger, der sich gebildet). Der Adel sei von jeher dienstpflichtig gewesen. Und der erste Staatsdiener, wie Joseph II. schon gesagt, sei der Fürst“. [R.]

Über Karl August als Diener des Volkes s. G 36.

Erziehung zum Respekt.

G 51 Boisserée, 5. August 1815.

Goethe klagte in Wiesbaden über den Dünkel, den das neue Pestalozzische Erziehungssystem in den Schülern errege: da sollte ich nur einmal die Dreistigkeit der kleinen Buben hier in der Schule sehen, die vor keinem Fremden erschrecken, sondern i h n in Schrecken setzen! Da falle aller Respekt, alles weg, was die Menschen untereinander zu Menschen macht.

Goethe: „Was wäre denn aus mir geworden, wenn ich nicht immer genötigt gewesen wäre, Respekt vor Andern zu haben! Und diese Menschen mit ihrer Verrücktheit und Wut, alles auf das einzelne Individuum zu reduzieren, und lauter Götter der Selbständigkeit zu sein! Diese wollen ein Volk bilden und den wilden Scharen widerstehen, wenn diese einmal sich der elementarischen Handhaben des Verstandes bemächtigt haben, welches nun gerade durch Pestalozzi unendlich erleichtert ist! Wo sind da religiöse, wo moralische und philosophische Maximen, die allein schützen könnten?" [B.]

Maximen für Fürsten und Staatsdiener.

Popularität des Fürsten.

G 52 Zu Eckermann, 23. Oktober 1828.

„Suchen läßt sich der Ruhm nicht, und alles Jagen danach ist eitel. Es kann sich wohl jemand durch kluges Benehmen und allerlei künstliche Mittel eine Art von Namen machen; fehlt aber dabei das innere Juwel, so ist es eitel und hält nicht auf den andern Tag. Ebenso ist es mit der Gunst des Volkes. [Karl August] suchte sie nicht und tat den Leuten keineswegs schön; aber das Volk liebte ihn, weil es fühlte, daß er ein Herz für sie habe." [E.]

G 53 Eckermann und Coudray, 3. April 1829.

„Um populär zu sein, braucht ein großer Regent weiter keine Mittel als seine Größe. Hat er so gestrebt und gewirkt, daß sein Staat im Innern glücklich und nach außen geachtet ist, so mag er mit allen seinen Orden im Staatswagen, oder er mag im Bärenfelle und die Zigarre im Munde auf einer schlechten Droschke fahren: es ist alles gleich, er hat einmal die Liebe seines Volkes und genießt immer die-

selbige Achtung. Fehlt aber einem Fürsten die persönliche Größe und weiß er nicht durch gute Taten bei den Seinen sich in Liebe zu setzen, so muß er auf andere Vereinigungsmittel denken, und da gibt es kein besseres und wirksameres als die Religion und den Mitgenuß und die Mitübung derselbigen Gebräuche. Sonntäglich in der Kirche erscheinen, auf die Gemeinde herabsehen und von ihr ein Stündchen sich anblicken lassen, ist das trefflichste Mittel zur Popularität, das man jedem jungen Regenten anraten möchte, und das, bei aller Größe, selbst Napoleon nicht verschmäht hat." [E.]

Bei der Zigarre und schlechten Droschke denkt Goethe an den verstorbenen Karl August.

Alte Regenten.

G 54 F. v. Müller, 22. Mai 1822.

[Goethe bemerkte] bei Gelegenheit der fatalen Angelegenheit des Diakonus Thieme in Ilmenau, daß ein Fürst, der lange regiere, so vieles sich von selbst wiederherstellen sehe, daß notwendig dadurch eine mindere Regsamkeit bei Abwendung drohender Übel entstehe. [M.]

Goethe dachte auch hier an Karl August, der ihm zuweilen zu duldsam und milde war; aber er verehrte gerade in diesem mit gutem Grunde einen großen Regenten. Vgl. Q 11—25.

Fähigkeiten des Fürsten.

G 55a Zu Eckermann, 11. März 1828.

„Große Hoffnung setze ich auf den jetzigen Kronprinzen von Preußen. Nach allem, was ich von ihm kenne und höre, ist er ein sehr bedeutender Mensch; und das gehört dazu, um wieder tüchtige und talentvolle Leute zu erkennen und zu wählen. Denn man sage, was man will, das Gleiche kann nur vom Gleichen erkannt werden, und nur ein Fürst,

der selber große Fähigkeiten besitzt, wird wiederum große Fähigkeiten in seinen Untertanen und Dienern gehörig erkennen und schätzen.“ [E.]

Über das gleiche Thema vgl. ‚Napoleon‘ G 120—132 und ‚Karl August‘ Q 21. Goethe empfing wiederholt die drei Söhne des Königs Friedrich Wilhelm III. bei sich; die zwei jüngeren, der nachmalige Kaiser Wilhelm und Prinz Karl, vermählten sich mit den weimarischen Prinzessinnen Augusta und Marie.

Sehen mit eigenen Augen.

G 55b Zu Riemer, 28. Mai 1807.

„Niemals wird ein großer Herr von einer Sache schlechter unterrichtet, als wenn er sich selbst an den Ort begibt, um sich zu unterrichten.“ [R 2.]

Richtige Anforderungen an die Beamten.

G 56 Zu Eckermann, 12. März 1828.

„Ich kann nicht billigen, daß man von den studierenden künftigen Staatsdienern gar zu viele theoretisch-gelehrte Kenntnisse verlangt, wodurch die jungen Leute vor der Zeit geistig wie körperlich ruiniert werden. Treten sie nun hierauf in den praktischen Dienst, so besitzen sie zwar einen ungeheuren Vorrat an philosophischen und gelehrten Dingen, allein er kann in dem beschränkten Kreise ihres Berufs gar nicht zur Anwendung kommen und muß daher als unnütz wieder vergessen werden. Dagegen aber was sie am meisten bedurften, haben sie eingebüßt: es fehlt ihnen die nötige geistige wie körperliche Energie, die bei einem tüchtigen Auftreten im praktischen Verkehr ganz unerläßlich ist.

Und dann, bedarf es denn im Leben eines Staatsdieners, in Behandlung der Menschen, nicht auch der Liebe und des Wohlwollens? Und wie soll einer gegen Andere Wohlwollen empfinden und ausüben, wenn es ihm selber nicht wohl ist!

Es ist aber den Leuten allen herzlich schlecht! Der dritte Teil der an den Schreibtisch gefesselten Gelehrten und Staatsdiener ist körperlich anbrüchig und dem Dämon der Hypochondrie verfallen. Hier täte es not, von oben her einzuwirken, um wenigstens künftige Generationen vor ähnlichem Verderben zu schützen." [E.]

Junge Männer für hohe Ämter.

G 57 — Zu Eckermann, 11. März 1828.

Nachdem die Abhängigkeit der Produktivität vom Lebensalter besprochen war, fügte Goethe hinzu:

„Die Geschichte bietet uns der tüchtigsten Leute zu Hunderten, die sowohl im Kabinett als im Felde in noch jugendlichem Alter den bedeutendsten Dingen mit großem Ruhme vorstanden.

Wäre ich ein Fürst, so würde ich zu meinen ersten Stellen nie Leute nehmen, die bloß durch Geburt und Anciennität nach und nach heraufgekommen sind und nun in ihrem Alter in gewohntem Gleise langsam gemächlich fortgehen, wobei denn freilich nicht viel Gescheites zutage kommt. Junge Männer wollte ich haben! — Aber es müßten Kapazitäten sein, mit Klarheit und Energie ausgerüstet, und dabei vom besten Wollen und edelsten Charakter. Da wäre es eine Lust, zu herrschen und sein Volk vorwärts zu bringen! Aber wo ist ein Fürst, dem es so wohl würde und der so gut bedient wäre!" [E.]

„Dem Talente offene Bahn."

G 58 — Zu Eckermann, 11. März 1828.

„Dem Talente offene Bahn! war der bekannte Spruch Napoleons, der freilich in der Wahl seiner Leute einen ganz besonderen Takt hatte, der jede bedeutende Kraft

an die Stelle zu setzen wußte, wo sie in ihrer eigentlichen Sphäre erschien, und der daher auch in seinem Leben bei allen großen Unternehmungen so gut bedient war, wie kaum ein anderer!" [E.]

Verteilung der Gunst.

G 59 F. v. Müller, 1819.

Goethe kam auf Jenas Universitätsverhältnisse zu sprechen und gestand zu, daß Voigts Schwäche gegen Eichstädt großenteils den Ruin von Jena herbeigeführt habe.

Goethe: „Man muß stets die Gunst verteilen, sonst windet man das Ruder sich selbst aus der Hand." Er führte dabei an, er habe sechsundzwanzig Jahre lang dem Theater vorgestanden, ohne sich eine Schwäche gegen eine Aktrice zu verstatten, deren mehrere, besonders Euphrosyne und die Wolff, es ihm doch sehr nahe gelegt. Wer aber die Lust des Herrschens einmal empfunden, dürfe nicht leichtsinnig den Stützpunkt durch Favoritschaften aufgeben. [M.]

Voigt war Goethes Kollege im Staatsministerium, Eichstädt der klassische Philologe der Universität, lange Zeit neben Goethe Herausgeber der ‚Jenaischen Literatur-Zeitung'. — Christiane Neumann (‚Euphrosyne') und Amalie Wolff, frühere Becker, geb. Malcolmi, waren auch wegen ihres angeborenen Talents Goethen sehr lieb.

Kollegiales Regiment.

G 60a Zu F. v. Müller, 7. Juni 1820.

„Ich konnte nie zu zwei etwas leisten. Diktatur oder Konsulat mit geteilter, jedem zugewiesener Gewalt." [M.]

Man dachte damals an die Verwaltung der Bibliothek durch Vulpius und Riemer.

Mit vereinten Kräften das Minimum von Effekt!

G 60b Zu Riemer, 18. August 1809.

„Die Menschen sind immer bei beschränkten Mitteln noch beschränkter als die Mittel, die ihnen zu Gebote stehen. Deswegen man sich gefallen lassen muß, daß, wenn man mit Andern und durch Andere zu wirken hat, immer das Minimum von Effekt hervorgebracht wird.“ [R 2.]

Liberale und royalistische Methode.

G 61 Zu Eckermann, 25. Februar 1824.

Goethe kam auf die französischen Zeitungen.

„Die Liberalen mögen reden! Denn wenn sie vernünftig sind, hört man ihnen gern zu. Allein den Royalisten, in deren Händen die ausübende Gewalt ist, steht das Reden schlecht, sie müssen handeln. Mögen sie Truppen marschieren lassen und köpfen und hängen: das ist recht; allein in öffentlichen Blättern Meinungen bekämpfen und ihre Maßregeln rechtfertigen, das will ihnen nicht kleiden. Gäbe es ein Publikum von Königen, da möchten sie reden!

In dem, was ich selber zu tun und zu treiben hatte, habe ich mich immer als Royalist behauptet. Die Anderen habe ich schwatzen lassen, und ich habe getan, was ich für gut fand. Ich übersah meine Sache und wußte, wohin ich wollte. Hatte ich als einzelner einen Fehler begangen, so konnte ich ihn wieder gut machen; hätte ich ihn aber zu dreien und mehreren begangen, so wäre ein Gutmachen unmöglich gewesen, denn unter vielen ist zu vielerlei Meinung.“ [E.]

Richtige Behandlung von Geschäften.

G 62 F. v. Müller, 6. Dezember 1825.

[Goethe hatte] Tadel, daß ich immer zuviel Argumente für meine Sache brächte, nicht lediglich auf das eine, was gerade not sei, bemerke.

Die Geschäfte müssen eben abstrakt, nicht menschlich mit Neigung oder Abneigung, Leidenschaft, Gunst behandelt werden, dann setzt man mehr und schneller durch: Lakonisch, imperativ, prägnant! Auch keine Rekriminationen, keine Vorwürfe über Vergangenes, nun doch nicht zu Änderndes! Jeder Tag bestehe für sich! Wie kann man leben, wenn man nicht jeden Abend sich und Andern ein Absolutorium erteilt? [M.]

Über Rekriminationen und Absolutorium s. E 14.

Geist der Verwaltung.

G 63 Zu F. v. Müller, 23. August 1827.

„Ich wirke nun fünfzig Jahre in meinen öffentlichen Geschäften nach meiner Weise, als Mensch, nicht kanzleimäßig, nicht so direkt und folglich etwas minder platt. Ich suche jeden Untergebenen frei im gemessenen Kreise sich bewegen zu lassen, damit er auch fühle, daß er ein Mensch sei. Es kommt alles auf den Geist an, den man einem öffentlichen Wesen einhaucht, und auf Folge.“ [M.]

Folge bedeutet bei Goethe: Ausdauer, Konsequenz.

Gewalt oder Ausdauer.

G 64 Zu F. v. Müller, Zeit unbekannt.

„Es gibt nur zwei Wege,“ hörte ich ihn oftmals behaupten, „ein bedeutendes Ziel zu erreichen und Großes zu leisten: Gewalt und Folge. Jene wird leicht verhaßt, reizt zu Gegenwirkung auf und ist überhaupt nur wenigen Begünstigten verliehen; Folge aber, beharrliche, strenge, kann

auch vom Kleinsten angewendet werden und wird selten ihr Ziel verfehlen, da ihre stille Macht im Laufe der Zeit unaufhaltsam wächst. Wo ich nun nicht mit Folge wirken, fortgesetzt Einfluß üben kann, ist es geratener, gar nicht wirken zu wollen, indem man außerdem nur den natürlichen Entwicklungsgang der Dinge, der in sich selbst Heilmittel mit sich führt, stört, ohne für die bessere Richtung Gewähr leisten zu können." [M 3.]

Nachprüfung des ersten Plans.

G 65 Zu C. Vogel, nach 1825.

„Weil jedes Geschäft seinen eigenen Rat mit sich bringt, so ist es Pflicht, auch im Gange desselben es noch einmal von vorn durchzudenken und zu überlegen, ob nicht Umstände eingetreten, welche rätlich machen, daß man den ersten Plan einigermaßen abändere, um zu seinem Zweck auf eine neue, erprobtere Weise zu gelangen." [Vl.]

Vernünftiger Liberalismus.

G 66 Zu Soret, 3. Februar 1830.

„Ihr Onkel Dumont war ein gemäßigter Liberaler, wie es alle vernünftigen Leute in allen Lebenslagen sind und sein sollen, wie Sie es sind, und wie ich es zu sein stets bemüht gewesen bin. Der wahre Liberale sucht mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln das Beste zu erreichen, ohne mit Feuer und Schwert gegen die Mängel loszugehen, da er vielmehr das Gute sich zunutze macht, um das Bessere zu erreichen." [S.]

Mehr über Dumont C 110—113. — Zu Soret, 20. Oktober 1830: „Meiner Meinung nach sollten die Gesetze sich damit begnügen, die Menge der Übel zu verringern, ohne die Menge des Guten vermehren zu wollen." — Zusammenhang E 38.

Nicht zu viel Vorschriften.

G 67 Riemer, 25. August 1809.

„Man braucht nicht alle Gesetze auszusprechen, weil [viele] sich von selbst verstehen. Es existiert kein Gesetz, daß man nicht auf die Schloßtreppe — soll. Wer es sich aber einfallen ließe, den nähme man bei den Ohren! Strafen wir nicht auch unsere Kinder, ohne daß ein Gesetz für jeden Fall da ist? Und werden wir nicht alle im Leben durch Schaden klug?" [R.]

Strenges Durchführen der Gesetze.

G 68 Eckermann, 19. Februar 1831.

[Hofrat Dr. Vogel] erzählte als das Neueste des Tages von den natürlichen Blattern, die trotz aller Impfung mit einem Male wieder in Eisenach hervorgebrochen seien und in kurzer Zeit bereits viele Menschen hingerafft hätten.

Vogel: „Die Natur spielt einem doch immer einmal wieder einen Streich, und man muß sehr aufpassen, wenn eine Theorie gegen sie ausreichen soll. Man hielt die Schutzblattern so sicher und so untrüglich, daß man ihre Einimpfung zum Gesetz machte. Nun aber dieser Vorfall in Eisenach, wo die Geimpften von den natürlichen [Pocken] dennoch befallen worden, macht die Unfehlbarkeit der Schutzblattern verdächtig und schwächt die Motive für das Ansehen des Gesetzes."

Goethe: „Dennoch aber bin ich dafür, daß man von dem strengen Gebot der Impfung auch ferner nicht abgehe, indem solche kleine Ausnahmen gegen die unübersehbaren Wohltaten des Gesetzes gar nicht in Betracht kommen."

Vogel: „Ich bin auch der Meinung und möchte sogar behaupten, daß in allen solchen Fällen, wo die Schutzblattern vor den natürlichen nicht gesichert, die Impfung mangelhaft gewesen ist. Soll nämlich die Impfung schützen, so muß sie so stark sein, daß Fieber entsteht; ein bloßer Hautreiz ohne Fieber schützt nicht. Ich habe daher heute in der Session den Vorschlag getan, eine verstärkte Impfung der Schutzblattern allen im Lande damit Beauftragten zur Pflicht zu machen."

Goethe: „Ich hoffe, daß Ihr Vorschlag durchgegangen ist, sowie ich immer dafür bin, strenge auf ein Gesetz zu

halten, zumal in einer Zeit wie die jetzige, wo man aus Schwäche und übertriebener Liberalität überall mehr nachgibt als billig." [E.]

Begnadigungen.

G 69 F. v. Müller, 16. März 1824.

Goethe billigte nicht, daß Österreich die Mailänder Verschworenen begnadigt habe, daß der König von Preußen zwei hallische Studenten, die als Militärs widerspenstig gewesen, begnadigen wollte.

Solche Gnade sei törichte Schwachheit. Jeder künftige Verbrecher denke dann durchzukommen. [M.]

Die damalige österreichische Praxis war, die zahlreichen wegen politischer Umtriebe Angeklagten zum Tode, zu lebenslänglicher Einkerkerung und andern schweren Strafen zu verurteilen. War das geschehen und dem Gesetze Genüge getan, so pflegte es nicht lange zu dauern, daß der gute Kaiser Franz die Verurteilten gänzlich begnadigte.

Über Duelle.

G 70 Zu F. v. Müller, 9. August 1827.

„Was kommt auf ein Menschenleben an? Eine einzige Schlacht rafft tausende weg. Es ist wichtiger, daß das Prinzip des Ehrenpunkts, eine gewisse Garantie gegen rohe Tätlichkeiten, lebendig erhalten werde." [M.]

Statistik.

G 71 Eckermann, 31. Januar 1830.

Goethe liest in der französischen Zeitschrift ‚Le Temps' einen Artikel über die enorme Besoldung der englischen Geistlichkeit, die mehr beträgt als die in der ganzen übrigen Christenheit zusammen.

Goethe: „Man behauptet, die Welt werde durch Zahlen regiert; das aber weiß ich, daß die Zahlen uns belehren, ob sie gut oder schlecht regiert werde." [E.]

Verhalten der Beamten gegen den Fürsten.

G 72 Zu F. v. Müller, 12. Juni 1828.

„Wenn man für einen Fürsten handelt und spricht, muß man sein wie ein Scharfrichter: seine Befehle rasch, streng, glattweg vollziehen.“ [M.]

G 73 Zu Eckermann, 16. August 1824.

„Es ist nicht gut, einem Fürsten zu raten, auch in der geringfügigsten Sache abzudanken.“ [E.]

Moral und Politik.

Polenfrage.

G 74 F. v. Müller, 1. Januar 1832.

Als ich das Verbot von Raumers ‚Untergang Polens‘ rügte, verteidigte er es lebhaft:

„Preußens frühere Handlungsweise gegen Polen jetzt wieder aufzudecken und in übles Licht zu stellen, kann nur schaden, nur aufreizen. Ich stelle mich höher als die gewöhnlichen platten moralischen Politiker; ich spreche es geradezu aus: kein König hält Wort, kann es nicht halten, muß stets den gebieterischen Umständen nachgeben. Die Polen wären doch untergegangen, mußten nach ihrer ganzen verwirrten Sinnesweise untergehen! Sollte Preußen mit leeren Händen dabei ausgehen, während Rußland und Österreich zugriffen? Für uns arme Philister ist die entgegengesetzte Handlungsweise Pflicht, nicht für die Mächtigen der Erde.“

Diese Maxime widerte mich an; ich bekämpfte sie, jedoch ohne Erfolg. [M.]

Staatstugend.

G 75 — Zu Eckermann, 28. März 1821.

„Man sollte überhaupt nie eine Handlungsweise eine Staatstugend nennen, die gegen die Tugend im allgemeinen geht." [E.]

Zusammenhang s. ‚Sophokles', O 5.

Volkswirtschaft.

Der persönliche Vorteil.

G 76 — Eckermann, 1. Mai 1825.

Als 1825 das Theater nach dem Brande neu aufgebaut werden sollte, meinte der Großherzog Karl August: der Zweck des Theaters sei doch, Geld zu verdienen. Goethe lobte diese Auffassung gegen Eckermann:

„Nichts ist für das Wohl eines Theaters gefährlicher, als wenn die Direktion so gestellt ist, daß eine größere oder geringere Einnahme der Kasse sie persönlich nicht weiter berührt und sie in der sorglosen Gewißheit hinleben kann, daß dasjenige, was im Laufe des Jahres an Einnahme der Theaterkasse gefehlt hat, am Ende desselben aus irgendeiner anderen Quelle ersetzt wird. Es liegt einmal in der menschlichen Natur, daß sie leicht erschlafft, wenn persönliche Vorteile oder Nachteile sie nicht nötigen. — — — —

Wäre ich der Großherzog, so würde ich . . . als jährlichen Zuschuß ein für allemal eine feste Summe bestimmen. . . . Dann würde ich aber einen Schritt weiter gehen und sagen: wenn der Direktor mit seinen Regisseuren durch eine kluge und energische Leitung es dahin bringt, daß die Kasse des Jahres einen Überschuß hat, so soll von diesem Überschuß dem Direktor, den Regisseuren und den vorzüglichsten Mitgliedern der Bühne eine Remuneration zuteil werden.

Da solltet Ihr einmal sehen, wie es sich regen und wie die Anstalt aus dem Halbschlafe, in welchen sie nach und nach geraten muß, erwachen würde!" [E.]

Vollständiger s. diese Äußerung unter N 11. — Das weimarische Theater hatte in seiner besten Zeit Überschüsse, teils weil sein Finanzverwalter, Hofkammerrat Kirms, in der Sparsamkeit das Größte leistete, teils weil man die unvermeidlichen Verluste in Weimar durch Gastspiele in Lauchstädt, Rudolstadt, Leipzig, Erfurt deckte und darüber hinaus noch Gewinn erzielte.

Papiergeld.

G 77 Soret, 3. Februar 1830.

Nachdem er geringschätzig vom Papiergelde, besonders von Assignaten gesprochen hatte, sagte er:

„Grimm, ein geistvoller, verständiger und ausgezeichneter Mann, hat in Paris gelebt, hat dort von seinen trefflichen Eigenschaften nichts eingebüßt und ist nach Deutschland zurückgekehrt. Das will viel heißen; denn gar selten sieht man einen bedeutenden Deutschen zu Hause; alle wollen sich im Auslande auszeichnen, und uns bleiben nur die Mittelmäßigen, vom Schuster bis zum Philosophen! Eines Tages, als wir bei Grimm zu Tische waren, rief er plötzlich: ‚Ich wette, daß kein Herrscher Europas einen Busenstreifen und so kostbare Manschetten wie die meinigen besitzt und so viel als ich dafür bezahlt hat.' Wir alle, hauptsächlich die Damen, schrien vor Überraschung laut auf. Grimm stand auf und holte aus einem Schränkchen in der Tat prächtige Manschetten hervor, die wir alle bewunderten, aber doch nicht höher als auf 60, 100 bis 200 Louisdor schätzten. Lachend sagte Grimm: ‚Damit ist nichts! Ich habe sie mit 250000 Franks bezahlt und war noch glücklich, meine Assignaten so gut los geworden zu sein; denn am andern Morgen waren sie wertlos geworden.'" [S.]

Assignaten: Anweisungen auf eingezogene königliche und Kirchengüter, 1790 von der französischen Nationalversammlung geschaffen. Anfangs vollwertig, fielen sie wegen unmäßiger Vermehrung und wegen Unsicherheit der revolutionären Regierung bis 1796 auf 1 Proz. Ein Jahr später waren sie so gut wie wertlos. — Grimm: Friedrich Melchior Baron v. Grimm (1723—1807), aus Regensburg, lebte lange in diplomatischen Diensten in Paris; zuletzt in Gotha. — Fanny Lewald erzählt in ihrer Biographie eine kleine Geschichte, die ihr Onkel, der einmal das Glück gehabt hat, in Marienbad ‚Exzellenz von Goethe' unter seinem rotseidenen Regenschirm nach Hause zu geleiten, gern zum besten gab. Eines Tages habe sich ein österreichischer Graf bemüht, Goethe zu beweisen, daß es leicht sei, sich in der Rechnung mit dem Münz- und Scheingeld zurechtzufinden.

„Zwei Kreuzer sind fünf Kreuzer und vier Kreuzer sind zehn Kreuzer, und zwei Gulden sind fünf Gulden," erklärte der Graf immerfort.

Goethe hörte das mit unerschütterlicher Gelassenheit an. Endlich aber bemerkte er mit seiner olympischen Ruhe:

„Daß das Publikum sich damit in's gleiche zu setzen versteht, das glaube ich gern. Wie aber die Regierung sich einmal aus dem Dilemma zwischen Schein und Sein herauswickeln und mit ihrer Finanzwirtschaft in Ordnung kommen wird, das möchte schwerer zu bestimmen sein."

Der Graf versicherte ihm indes, daß „das all's 'ne Kleinigkeit sei" und sich in bester Ordnung befinde, und Goethe entließ ihn mit der Bemerkung:

„Es soll mich sehr erfreuen, mein Herr Graf, in diesem Punkt mich geirrt zu haben!"

Zukünftige Kanäle.

G 78 Eckermann, 21. Februar 1827.

Er sprach viel und mit Bewunderung über Alexander v. Humboldt, dessen Werk über Kuba und Kolumbien er zu lesen angefangen und dessen Ansichten über das Projekt eines Durchstiches der Landenge von Panama für ihn ein ganz besonderes Interesse zu haben schienen.

Goethe: „Humboldt hat mit großer Sachkenntnis noch andere Punkte angegeben, wo man mit Benutzung einiger in den Mexikanischen Meerbusen fließenden Ströme vielleicht noch vorteilhafter zum Ziele käme als bei Panama. Dies ist nun alles der Zukunft und einem großen Unternehmungsgeiste

vorbehalten. So viel ist aber gewiß, gelänge ein Durchstich derart, daß man mit Schiffen von jeder Ladung und jeder Größe durch solchen Kanal aus dem Mexikanischen Meerbusen in den Stillen Ozean fahren könnte, so würden daraus für die ganze zivilisierte und nichtzivilisierte Menschheit ganz unberechenbare Resultate hervorgehen. Wundern sollte es mich aber, wenn die Vereinigten Staaten es sich sollten entgehen lassen, ein solches Werk in ihre Hände zu bekommen. Es ist vorauszusehen, daß dieser jugendliche Staat, bei seiner entschiedenen Tendenz nach Westen, in dreißig bis vierzig Jahren auch die großen Landstrecken jenseit der Felsengebirge in Besitz genommen und bevölkert haben wird. Es ist ferner vorauszusehen, daß an dieser ganzen Küste des Stillen Ozeans, wo die Natur bereits die geräumigsten und sichersten Häfen gebildet hat, nach und nach sehr bedeutende Handelsstädte entstehen werden, zur Vermittelung eines großen Verkehrs zwischen China nebst Ostindien und den Vereinigten Staaten. In solchem Falle wäre es aber nicht bloß wünschenswert, sondern fast notwendig, daß sowohl Handels- als Kriegsschiffe zwischen der nordamerikanischen westlichen und östlichen Küste eine raschere Verbindung unterhielten, als es bisher durch die langweilige, widerwärtige und kostspielige Fahrt um das Kap Horn möglich gewesen. Ich wiederhole also: es ist für die Vereinigten Staaten durchaus unerläßlich, daß sie sich eine Durchfahrt aus dem Mexikanischen Meerbusen in den Stillen Ozean bewerkstelligen, und ich bin gewiß, daß sie es erreichen.

Dieses möchte ich erleben; aber ich werde es nicht. Zweitens möchte ich erleben, eine Verbindung der Donau mit dem Rhein hergestellt zu sehen. Aber dieses Unternehmen ist gleichfalls so riesenhaft, daß ich an der Ausführung zweifle, zumal in Erwägung unserer deutschen Mittel. Und endlich drittens möchte ich die Engländer im Besitz eines Kanals von Suez sehen. Diese drei großen Dinge möchte ich erleben, und es wäre wohl der Mühe wert, ihnen zuliebe es noch einige fünfzig Jahre auszuhalten." [E.]

Rhein-Donau-Kanal.

G 79 Zu Eckermann, 29. Februar 1824.

Über Eugen Napoleon Beauharnais, Herzog von Leuchtenberg, sagte Goethe bei der Nachricht von seinem Tode:

„Er war einer von den großen Charakteren, die immer seltener werden, und die Welt ist abermals um einen bedeutenden Menschen ärmer. Ich kannte ihn persönlich; noch vorigen Sommer war ich mit ihm in Marienbad zusammen. Er war ein schöner Mann von etwa zweiundvierzig Jahren, aber er schien älter zu sein, und das war kein Wunder, wenn man bedenkt, was er ausgestanden und wie in seinem Leben sich ein Feldzug und eine große Tat auf die andere drängte. Er teilte mir in Marienbad einen Plan mit, über dessen Ausführung er viel mit mir verhandelte. Er ging nämlich damit um, den Rhein mit der Donau durch einen Kanal zu vereinigen. Ein riesenhaftes Unternehmen, wenn man die widerstrebende Lokalität bedenkt! Aber jemandem, der unter Napoleon gedient und mit ihm die Welt erschüttert hat, erscheint nichts unmöglich. Karl der Große hatte schon denselbigen Plan und ließ auch mit der Arbeit anfangen; allein das Unternehmen geriet bald in's Stocken; der Sand wollte nicht Stich halten, die Erdmassen fielen von beiden Seiten immer wieder zusammen.“ [E.]

Eugen Napoleon (1781—1824) war Stiefsohn Napoleons des Ersten, 1807 von diesem adoptiert.

Staat und Kirche.

Römische Politik.

G 80 Zu Eckermann und Meyer, 2. April 1829.

„Den Katholiken ist gar nicht zu trauen. Man sieht, welchen schlimmen Stand die zwei Millionen Protestanten gegen die Übermacht der fünf Millionen Katholiken bisher

in Irland gehabt haben und wie z. B. arme protestantische Pächter gedrückt, schikaniert und gequält worden, die von katholischen Nachbarn umgeben waren. Die Katholiken vertragen sich unter sich nicht, aber sie halten immer zusammen, wenn es gegen einen Protestanten geht. Sie sind einer Meute Hunde gleich, die sich untereinander beißen, aber sobald sich ein Hirsch zeigt, sogleich einig sind und in Masse auf ihn losgehen." [E.]

G 81 Eckermann, 3. April 1829.

Von Jesuiten und deren Reichtümern lenkte sich das Gespräch auf Katholiken und die Emanzipation der Irländer. „Man sieht," sagte Coudray, „die Emanzipation wird zugestanden werden, aber das Parlament wird die Sache so verklausulieren, daß dieser Schritt auf keine Weise für England gefährlich werden kann."

Goethe: „Bei den Katholiken sind alle Vorsichtsmaßregeln unnütz. Der päpstliche Stuhl hat Interessen, woran wir nicht denken, und Mittel, sie im stillen durchzuführen, wovon wir keinen Begriff haben. Säße ich jetzt im Parlament, ich würde auch die Emanzipation nicht hindern, aber ich würde zu Protokoll nehmen lassen, daß, wenn der erste Kopf eines bedeutenden Protestanten durch die Stimme eines Katholiken falle, man an mich denken möge."

Das Gespräch wendete sich nochmals zu den Katholiken, und wie groß der Geistlichen Einfluß und Wirken im stillen sei. Man erzählte von einem jungen Schriftsteller in Hanau, der vor kurzem in einer Zeitschrift, die er herausgegeben, ein wenig heiter über den Rosenkranz gesprochen. Diese Zeitschrift sei sogleich eingegangen, und zwar durch den Einfluß der Geistlichen in ihren verschiedenen Gemeinden. „Von meinem ‚Werther'," sagte Goethe, „erschien sehr bald eine italienische Übersetzung in Mailand. Aber von der ganzen Auflage war in kurzem auch nicht ein einziges Exemplar mehr zu sehen. Der Bischof war dahintergekommen und hatte die ganze Edition von den Geistlichen in den Gemeinden aufkaufen lassen. Es verdroß mich nicht; ich freute mich vielmehr über den klugen Herrn, der sogleich einsah, daß der ‚Werther' für die Katholiken ein schlechtes Buch sei, und ich mußte ihn loben, daß er auf der Stelle die wirksamsten Mittel ergriffen, es ganz im stillen wieder aus der Welt zu schaffen." [E.]

Coudray, Oberbaudirektor in Weimar, war selbst Katholik.

Weimarisches Judengesetz vom 20. Juni 1823.

G 82 F. v. Müller, 23. September 1823.

Ich war kaum gegen 6 Uhr in Goethes Zimmer getreten, als der alte Herr seinen leidenschaftlichen Zorn über unser neues Judengesetz, welches die Heirat zwischen beiden Glaubensverwandten gestattet, ausgoß. Er ahnte die schlimmsten und grellsten Folgen davon, behauptete, wenn der Generalsuperintendent Charakter habe, müsse er lieber seine Stelle niederlegen, als eine Jüdin in der Kirche im Namen der heiligen Dreifaltigkeit trauen. Alle sittlichen Gefühle in den Familien, die doch durchaus auf den religiösen ruhten, würden durch ein solch skandalöses Gesetz untergraben; überdies wolle er nur sehen, wie man verhindern wolle, daß einmal eine Jüdin Oberhofmeisterin werde. Das Ausland müsse durchaus an Bestechung glauben, um die Adoption dieses Gesetzes begreiflich zu finden; wer wisse, ob nicht der allmächtige Rothschild dahinter stecke! Überhaupt geschehen hier so viele Albernheiten, daß er sich bloß durch persönliche Würde im Auslande vor beleidigender Nachfrage schützen könne, daß er sich aber schäme, aus Weimar zu sein, und gerne wegzöge, wenn er nur wisse: wohin? [M.]

Der Kanzler bringt Goethes zornige Äußerungen in Zusammenhang mit den seelischen Aufregungen und Schmerzen, an denen Goethe nach seiner Rückkehr aus Marienbad und nach Vereitelung seiner Hoffnungen auf Ulrike v. Levetzow litt, und fügt hinzu:

„Was in seinem Judeneifer recht merkwürdig war, ist die tiefe Achtung vor der positiven Religion, vor den bestehenden Staatseinrichtungen, die trotz seiner Freidenkerei überall durchblickte: ‚Wollen wir denn überall im Absurden vorausgehen, alles Fratzenhafte zuerst probieren?‘ sagte er unter anderem.“

Zu beachten ist, daß zwei Menschenalter früher Juden in Weimar überhaupt noch nicht wohnen oder nächtigen durften. Erst Anna Amalia nahm zwei ‚Schutzjuden‘ in die Stadt. Beide Familien, Uhlmann und Elkan, kamen sehr bald zu Wohlstand und Ansehen. Es gab zu Goethes Zeit in ganz Deutschland nur etwa 150000 Juden, und sie waren von den christlichen Einwohnern viel schärfer

unterschieden und abgesondert als heute. In Preußen wurden sie 1811 Staatsbürger. Judenverfolgungen mittelalterlicher Art wurden 1816 und 17 in Frankfurt und Würzburg nur mit großer Anstrengung verhindert.

Ausland, Krieg, Weltbürgertum.

Die Völker des Altertums und wir.

G 83 Zu Riemer, 18. November 1806.

„Der Freiheitssinn und die Vaterlandsliebe, die man aus den Alten zu schöpfen meint, wird in den meisten Leuten zur Fratze. Was dort aus dem ganzen Zustand der Nation, ihrer Jugend, ihrer Lage zu andern, ihrer Kultur hervorging, wird bei uns eine ungeschickte Nachahmung. Unser Leben führt uns nicht zur Absonderung und Trennung von andern Völkern, vielmehr zu dem größten Verkehr; unsere bürgerliche Existenz ist nicht die der Alten. Wir leben auf der einen Seite viel freier, ungebundener und nicht so einseitig beschränkt als die Alten, auf der andern ohne solche Ansprüche des Staats an uns, daß wir eifersüchtig auf seine Belohnung zu sein Ursache und deswegen einen Patrizieradel zu soutenieren hätten.

Der ganze Gang unserer Kultur, der christlichen Religion selbst führt uns zur Mitteilung, Gemeinmachung, Unterwürfigkeit und zu allen gesellschaftlichen Tugenden, wo man nachgibt, gefällig ist, selbst mit Aufopferung der Gefühle und Empfindungen, ja Rechte, die man im rohen Naturzustande haben kann. Sich den Obern zu widersetzen, einem Sieger störrig und widerspenstig zu begegnen, darum weil uns Griechisch und Lateinisch im Leibe steckt, er aber von diesen Dingen wenig oder nichts versteht, ist kindisch und abgeschmackt. Das ist Professorstolz, wie es Handwerksstolz, Bauernstolz und dergleichen gibt, der seinen Inhaber ebenso lächerlich macht, als er ihm schadet.“ [R 2.]

Der Krieg.

G 84 Zu Riemer, 13. Dezember 1806.

„Der Krieg ist in Wahrheit eine Krankheit, wo die Säfte, die zur Gesundheit und Erhaltung dienen, nur verwendet werden, um ein Fremdes, der Natur Ungemäßes, zu nähren.“ [R 2.]

Nationalhaß.

G 85 Zu Eckermann, 14. März 1830.

„Ich haßte die Franzosen nicht, wiewohl ich Gott dankte, als wir sie los waren. Wie hätte auch ich, dem nur Kultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, eine Nation hassen können, die zu den kultiviertesten der Erde gehört und der ich einen so großen Teil meiner eigenen Bildung verdankte!

Überhaupt ist es mit dem Nationalhaß ein eigenes Ding. Auf den untersten Stufen der Kultur werden Sie ihn immer am stärksten und heftigsten finden. Es gibt aber eine Stufe, wo er ganz verschwindet und wo man gewissermaßen über den Nationen steht und man ein Glück oder ein Wehe seines Nachbarvolks empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet. Diese Kulturstufe war meiner Natur gemäß, und ich hatte mich darin lange befestigt, ehe ich mein sechzigstes Jahr erreicht hatte.“ [E.]

Verhältnis der Nationen zueinander.

G 86 Zu F. v. Müller, 11. Juni 1822.

„[Der Quäker Howard] will, die Nationen sollen sich wie Glieder einer Gemeinde betrachten, sich wechselseits anerkennen. Ich habe kürzlich einem Freunde geschrieben: Die Nationen sind an sich wohl einig über- und untereinander,

aber uneins in ihrem eigenen Körper. Andere mögen das anders ausdrücken; ich habe mir den Spaß gemacht, es so zu geben.“ [M.]

Über Howard s. D 95.

Die Vermittler zwischen den Völkern.

G 87 P. J. David, Adam Mickiewicz und Odyniec, 25. August 1829.

David erhob oder berührte vielmehr die Frage der nationalen Sympathien und Antipathien, indem er darlegte, welchen Einfluß die Dichtungen Byrons, Goethes und Schillers auf die gebildeten Klassen in Frankreich hinsichtlich ihrer Anschauungen über die Engländer und Deutschen geübt hätten. Goethe sagte darauf freilich nichts derartiges, was das Blut und den Atem zum Stocken gebracht hätte, was bei Adams Reden häufig der Fall ist; aus allem aber, was er sprach, war ein so tiefer, durchgebildeter und klarer Geist zu spüren, daß man vom bloßen Anhören ganz bestimmt an Weisheit zunahm.

Er wies nämlich nach, wie die angebornen Verschiedenheiten der Begriffe und Gefühle, oder, besser gesagt, der Weise zu begreifen und zu fühlen, welche sowohl ganzen Stämmen, als einzelnen Menschen eigentümlich und die Folge von Neigungen und Stolz oder verkehrten Ansichten oder leidenschaftlichen Überhebungen sind, sich mit der Zeit bei der blinden Menge zu unübersteiglichen Grenzen gestalten, welche die Menschheit so zerteilen, wie Gebirge oder Meere die Landschaften abgrenzen. Daraus gehe nun für die Höhergebildeten und Besseren die Pflicht hervor, ebenso mildernd und versöhnend auf die Beziehungen der Völker einzuwirken, wie die Schiffahrt zu erleichtern, oder Wege über Gebirge zu bahnen. Der Freihandel der Begriffe und Gefühle steigere ebenso wie der Verkehr in Produkten und Bodenerzeugnissen den Reichtum und das allgemeine Wohlsein der Menschheit. Daß das bisher nicht geschehen sei, liege an nichts anderem als daran, daß die internationale Gemeinsamkeit keine festen moralischen Gesetze und Grundlagen habe, welche doch im Privatverkehre die unzähligen individuellen Verschiedenheiten

zu mildern und in ein mehr oder minder harmonisches Ganze zu verschmelzen vermögen. Goethe gab freilich nicht an, woher diese Grundlagen und Gesetze kommen sollen. [O.]

Zur Sache vgl.: Die deutsche Sprache als Vermittlerin der Weltliteratur, P 105, 108. — Adam Mickiewicz (1798—1855) ist der berühmte polnische Dichter, auch sein Landsmann Odyniec (1809 geb.) war Schriftsteller. — David ist der große französische Bildhauer Jean Pierre D. (1789—1856), der nach Weimar gekommen war, um Goethes Kopf zu studieren und nachzubilden.

Die deutsche Frage.

Zukunft der Deutschen.

G 88 Frau Christine Reinhard an ihre Mutter, 1. Juni 1807.

Vorgestern wurde in meinem Salon die Frage behandelt, ob Deutschland und die deutsche Sprache zu völligem Verschwinden bestimmt seien. „Das glaube ich nimmermehr," sagte jemand, „die Deutschen wie die Juden lassen sich wohl unterdrücken, aber nicht vertilgen. Sie lassen sich nicht entmutigen und würden stark geeint bleiben, selbst, wenn es ihnen beschieden sein sollte, kein Vaterland mehr zu besitzen." Der das sprach, war Goethe. [Rd.]

Christine Reinhard war die Gattin von Goethes Freund R., vgl. Q 84.

G 89 Zu Riemer, 15. März 1808.

„Deutsche gehen nicht zugrunde, so wenig wie die Juden, weil es Individuen sind." [R.]

G 90 Zu F. v. Müller, 14. Dezember 1808.

„Welche unendliche Kultur ist schon an [den Franzosen] vorübergegangen zu einer Zeit, wo wir Deutsche noch ungeschlachte Burschen waren! Deutschland ist nichts, aber

jeder einzelne Deutsche ist viel, und doch bilden sich letztere gerade das Umgekehrte ein. Verpflanzt und zerstreut wie die Juden in alle Welt müssen die Deutschen werden, um die Masse des Guten ganz und zum Heil aller Nationen zu entwickeln, die in ihnen liegt." [M.]

G 91 Boisserée, 3. Mai 1811.

Als Sulpiz Boisserée in Weimar war, um Goethe für den Kölner Dom zu gewinnen, kamen sie auch auf Deutschlands Zukunft und die deutsche Bildung zu sprechen.

Goethe: „Sie glauben nicht: für uns Alte ist es zum Tollwerden, wenn wir da so um uns herum die Welt müssen vermodern und in die Elemente zurückkehren sehen, daß — weiß Gott wann! — ein Neues daraus erstehe!"

Boisserée: „Und doch ist es noch der einzige Trost, daß wir Jungen, als Leichenträger, gleichsam das Bessere, was in der Pest noch übrig bleibt, die alten Schätze der Bildung zu retten suchen und mit der Zeit, vielleicht erst in unsern Enkeln die Schulmeister und so auch die Herren der jungen Völker werden, die uns einst beherrschen sollen. Alle andern Hoffnungen und Bestrebungen sind leer."

Goethe: „Was Sie da aussprechen, das ist das Rechte. Aber die Dinge so anzusehen, dazu gehört Charakter, denn zur Resignation gehört Charakter." [B.]

„Die alten Schätze der Bildung zu retten": Sulpiz Boisserée, sein Bruder Melchior und sein Freund Bertram setzten ihre ganze Kraft daran, Werke der altdeutschen, besonders der niederrheinischen bildenden Kunst vor dem Untergang zu retten und diese Werke ihren Zeitgenossen wieder nahe zu bringen; sie hatten großen Erfolg. Ihre berühmten Sammlungen sind jetzt in der Münchener Pinakothek; auf die Vollendung des Kölner Doms hatte besonders Sulpiz großen Einfluß.

Deutschlands Freiheit und Ehre.

G 92 Zu Luden, November 1813.

„Glauben Sie ja nicht, daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland. Nein! diese Ideen sind in uns; sie sind ein Teil unsers Wesens, und

niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen; ich habe oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im einzelnen und so miserabel im Ganzen ist.

Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit andern Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche, und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag; denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität. Aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Gedanke an Deutschlands Zukunft; ich halte ihn so fest als Sie, diesen Glauben!

Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft, hat eine Zukunft! Das Schicksal der Deutschen ist — mit Napoleon zu reden — noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe zu erfüllen gehabt, als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zugrunde gegangen sein; da sie aber fortbestanden sind, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie nach meinem Glauben noch eine große Zukunft haben, eine Bestimmung, welche um soviel größer sein wird denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des römischen Reiches und der Gestaltung des Mittelalters, als ihre Bildung jetzt höher steht. Aber die Zeit, die Gelegenheit, vermag ein menschliches Auge nicht vorauszusehen und menschliche Kraft nicht zu beschleunigen oder herbeizuführen.

Uns einzelnen bleibt inzwischen nur übrig, einem jeden nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung, die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und durch dasselbe zu verbreiten nach allen Seiten und wie nach unten, so auch, und vorzugsweise, nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den andern Völkern, sondern wenigstens hierin

voraufstehe, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit es nicht verzage, nicht kleinmütig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen Tat, wenn der Tag des Ruhmes anbricht.

Aber wir haben es jetzt nicht mit der Zukunft zu tun, nicht mit unsern Wünschen, unsern Hoffnungen, unserm Glauben, und auch nicht mit den Schicksalen, die uns und unserm Vaterlande bevorstehen mögen, sondern wir sprechen von der Gegenwart, von den Verhältnissen, unter welchen Sie Ihre Zeitschrift beginnen wollen. Nun sagen Sie zwar: die Entscheidung ist gefallen. Freilich! Aber diese Entscheidung ist doch im besten Falle erst der Anfang vom Ende. Noch sind zwei Fälle möglich: entweder der Gewaltige besiegt seine Feinde allesamt noch einmal, oder er wird von ihnen besiegt. Ein Abkommen halte ich kaum für möglich, und wüßte man es auch zustande zu bringen, so würde es nichts helfen: wir wären auf der alten Stelle. Setzen wir nun den ersten Fall: Napoleon besiegt seine Feinde; — unmöglich! sagen Sie? So sicher sind wir nicht! Indes halte ich es selbst nicht für wahrscheinlich. Wir wollen also den Fall fallen lassen und ihn für unmöglich erklären. Es bliebe mithin nur der Fall übrig, daß Napoleon besiegt würde, gänzlich besiegt. Nun? und was soll nun werden?

Sie sprechen von dem Erwachen, von der Erhebung des deutschen Volks und meinen, dieses Volk werde sich nicht wieder entreißen lassen, was es errungen und mit Gut und Blut teuer erkauft hat, nämlich die Freiheit. Ist denn wirklich das Volk erwacht? Weiß es, was es will? Haben Sie das prächtige Wort vergessen, das der ehrliche Philister in Jena seinem Nachbar in seiner Freude zurief, als er seine Stuben gescheuert sah und nun nach dem Abzuge der Franzosen die Russen bequemlich empfangen konnte? Der Schlaf ist zu tief gewesen, als daß auch die stärkste Rüttelung so schnell zur Besinnung zurückzuführen vermöchte! Und ist denn jede Bewegung eine Erhebung? Erhebt sich, wer gewaltsam aufgestöbert wird? Wir sprechen nicht von

den Tausenden gebildeter Jünglinge und Männer, wir sprechen von der Menge, den Millionen.

Und was ist denn errungen oder gewonnen worden? Sie sagen: die Freiheit! Vielleicht würden wir es aber Befreiung nennen — nämlich Befreiung nicht vom Joche der Fremden, sondern von einem fremden Joche. Es ist wahr: Franzosen sehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiener; dafür aber sehe ich Kosaken, Baschkiren, Kroaten, Magyaren, Kassuben, Samländer, braune und andere Husaren. Wir haben uns seit einer langen Zeit gewöhnt, unsern Blick nur nach Westen zu richten und alle Gefahr nur von dorther zu erwarten, aber die Erde dehnt sich auch noch weithin nach Morgen aus. Selbst wenn wir all das Volk vor unsern Augen sehen, fällt uns keine Besorgnis ein, und schöne Frauen haben Roß und Mann umarmt.

Lassen Sie mich nicht mehr sagen! Sie zwar berufen sich auf die vortrefflichen Proklamationen fremder Herren und einheimischer. Ja, ja! Ein Pferd, ein Pferd! Ein Königreich für ein Pferd!"

Als ich auf dieses Wort etwas erwiderte, entstand ein Gespräch, in welchem Goethes Worte immer bestimmter, schärfer und ich möchte sagen: individueller wurden. Aber ich trage Bedenken niederzuschreiben, was gesprochen worden ist. Auch wüßte ich nicht, wozu es dienen sollte. Nur das eine will ich bemerken, daß ich in dieser Stunde auf das innigste überzeugt worden bin, daß diejenigen im ärgsten Irrtum sind, welche Goethe beschuldigen, er habe keine Vaterlandsliebe gehabt, keine deutsche Gesinnung, keinen Glauben an unser Volk, kein Gefühl für Deutschlands Ehre oder Schande, Glück oder Unglück. Sein Schweigen bei den großen Ereignissen und den wirren Verhandlungen dieser Zeit war lediglich eine schmerzvolle Resignation, zu welcher er sich in seiner Stellung und bei seiner genauen Kenntnis von den Menschen und von den Dingen wohl entschließen mußte. [L.]

„Der ehrliche Philister in Jena" vgl. G 20, S. 383. — Ähnliche Gespräche hatte um jene Zeit ein anderer jenaischer Professor und glühender Patriot, D. G. Kieser mit Goethe. Am 27. November 1813 schreibt er an seine Freundin Luise Seidler: „Wir redeten über die großen Welthändel zwei Stunden, verständigten uns ganz und fanden die große Wahrheit, daß Frankreich im Kampfe mit England untergehen müßte, weil das Meer gewaltiger als die starre Erde ist und

beide Elemente durch Feuer repräsentiert werden." Und am 12. Dezember: „Ich fand [Goethe] allein, wunderbar aufgeregt, glühend, ganz wie im Kügelgen'schen Bilde. Mit dem engsten konfidentiellen Vertrauen teilte er mir große Pläne mit und forderte mich zur Mitwirkung auf ... Ich sah ihn nie so furchtbar heftig, gewaltig, grollend; sein Auge glühte, oft mangelten die Worte, und dann schwoll sein Gesicht und die Augen glühten und die ganze Gestikulation mußte dann das fehlende Wort ersetzen ... Ob ihn der große Plan, den ich Ihnen nur mündlich sagen kann, so ergriff? Dann muß ich ihn noch mehr schätzen."

Deutsche Einheit und Mannigfaltigkeit.

G 93 Zu Eckermann, 23. Oktober 1828.

„Mir ist nicht bange, daß Deutschland nicht eins werde; unsere guten Chausseen und künftigen Eisenbahnen werden schon das Ihrige tun. Vor allem aber sei es eins in Liebe untereinander, und immer sei es eins gegen den auswärtigen Feind! Es sei eins, daß der deutsche Taler und Groschen im ganzen Reiche gleichen Wert habe; eins, daß mein Reisekoffer durch alle sechsunddreißig Staaten ungeöffnet passieren könne. Es sei eins, daß der städtische Reisepaß eines weimarischen Bürgers von dem Grenzbeamten eines großen Nachbarstaates nicht für unzulänglich gehalten werde als der Paß eines Ausländers. Es sei von Inland und Ausland unter deutschen Staaten überall keine Rede mehr. Deutschland sei ferner eins in Maß und Gewicht, in Handel und Wandel und hundert ähnlichen Dingen, die ich nicht alle nennen kann und mag.

Wenn man aber denkt, die Einheit Deutschlands bestehe darin, daß das sehr große Reich eine einzige große Residenz habe und daß diese eine große Residenz wie zum Wohl der Entwicklung einzelner großer Talente, so auch zum Wohl der großen Masse des Volkes gereiche, so ist man im Irrtum.

Man hat einen Staat wohl einem lebendigen Körper mit vielen Gliedern verglichen, und so ließe sich wohl die Residenz eines Staates dem Herzen vergleichen, von welchem

aus Leben und Wohlsein in die einzelnen nahen und fernen Glieder strömt. Sind aber die Glieder sehr ferne vom Herzen, so wird das zuströmende Leben schwach und immer schwächer empfunden werden. Ein geistreicher Franzose, ich glaube Dupin, hat eine Karte über den Kulturzustand Frankreichs entworfen und die größere oder geringere Aufklärung der verschiedenen Departements mit helleren oder dunkleren Farben zur Anschauung gebracht. Da finden sich nun besonders in südlichen, weit von der Residenz entlegenen Provinzen einzelne Departements, die in ganz schwarzer Farbe daliegen, als Zeichen einer dort herrschenden großen Finsternis. Würde das aber wohl sein, wenn das schöne Frankreich statt des einen großen Mittelpunktes zehn Mittelpunkte hätte, von denen Licht und Leben ausginge?

Wodurch ist Deutschland groß als durch eine bewundernswürdige Volkskultur, die alle Teile des Reiches gleichmäßig durchdrungen hat? Sind es aber nicht die einzelnen Fürstensitze, von denen sie ausgeht und welche ihre Träger und Pfleger sind? Gesetzt, wir hätten in Deutschland seit Jahrhunderten nur die beiden Residenzstädte Wien und Berlin, oder gar nur eine, da möchte ich doch sehen, wie es um die deutsche Kultur stände, ja auch um einen überall verbreiteten Wohlstand, der mit der Kultur Hand in Hand geht!

Deutschland hat über zwanzig im ganzen Reiche verteilte Universitäten und über hundert ebenso verbreitete öffentliche Bibliotheken, an Kunstsammlungen und Sammlungen von Gegenständen aller Naturreiche gleichfalls eine große Zahl; denn jeder Fürst hat dafür gesorgt, dergleichen Schönes und Gutes in seine Nähe heranzuziehen. Gymnasien und Schulen für Technik und Industrie sind im Überfluß da; ja es ist kaum ein deutsches Dorf, das nicht seine Schule hätte. Wie steht es aber um diesen letzten Punkt in Frankreich?

Und wiederum die Menge deutscher Theater, deren Zahl über siebzig hinausgeht und die doch auch als Träger und Beförderer höherer Volksbildung keineswegs zu verachten. Der Sinn für Musik und Gesang und ihre Ausübung ist in

keinem Lande verbreitet wie in Deutschland, und das ist auch etwas!

Nun denken Sie aber an Städte wie Dresden, München, Stuttgart, Kassel, Braunschweig, Hannover und ähnliche! Denken Sie an die großen Lebenselemente, die diese Städte in sich selber tragen; denken Sie an die Wirkungen, die von ihnen auf die benachbarten Provinzen ausgehen: und fragen Sie sich, ob das alles sein würde, wenn sie nicht seit langen Zeiten die Sitze von Fürsten gewesen!

Frankfurt, Bremen, Hamburg, Lübeck sind groß und glänzend, ihre Wirkungen auf den Wohlstand von Deutschland gar nicht zu berechnen: würden sie aber wohl bleiben, was sie sind, wenn sie ihre eigene Souveränität verlieren und irgend einem großen deutschen Reiche als Provinzialstädte einverleibt werden sollten? Ich habe Ursache, daran zu zweifeln." [E.]

Noch 1830 sagte Goethe (J 49): „Wir haben keine Stadt, ja wir haben nicht einmal ein Land, von dem wir entschieden sagen könnten: hier ist Deutschland. Fragen wir in Wien, so heißt es: hier ist Österreich, und fragen wir in Berlin, so heißt es: hier ist Preußen. Bloß vor sechzehn Jahren, als wir die Franzosen los sein wollten, war Deutschland überall." — Daß eine große Hauptstadt, wie sie Frankreich hat, einzelnen Talenten (z. B. Béranger) günstig sei, zeigt Goethe in H 45. — Dupin: gemeint von den drei damals bekannten Brüdern ist François Pierre Charles, Staatsmann und Polytechniker (1784—1873). Er gab seit 1820 große kultur- und wirtschaftsstatistische Werke heraus.

Weltpolitik.

Germanischer Bund.

G 94 Sommer 1824. Quelle: Varnhagen von Ense, Blätter aus der preußischen Geschichte.

Goethe äußerte diesen Sommer gegen [den Leipziger Sprachgelehrten und Schriftsteller Gottlieb Heinrich Adolf] Wagner, der ihn in Weimar besuchte:

Die nördlichen protestantischen Staaten müßten zum Heile der Welt eng verbunden bleiben gegen die nordöstlichen Barbaren; hauptsächlich gehörten Preußen und England in diesen Bund. [Bie.]

Vgl. Goethes Worte zu Luden (1813): „Es ist wahr, Franzosen sehe ich nicht mehr“ usw. G 92. Diese antirussischen Äußerungen sind um so bemerkenswerter, als in Weimar die Großfürstin Maria Paulowna, die Schwester des russischen Kaisers, den größten Einfluß hatte. Bei dem Sturze Napoleons hatte Karl August für sich und sein Land noch viel von der Protektion Rußlands erwartet, aber sehr wenig erhalten.

Orientalische Frage.

G 95 F. v. Müller, 11. Oktober 1824.

[Goethe sagte,] daß er die jetzigen Griechenkämpfe als ein Analogon und Surrogat der Kreuzzüge ansehe, wie diese auch jene zur Schwächung der Macht der Osmanen überhaupt höchst heilsam seien. [M.]

Vgl. B 34.

G 96 Zu F. v. Müller, 18. November 1824.

„Lord Strangfords Abreise von Konstantinopel ist sehr bedeutungsreich, ohne Zweifel ein Symptom, daß die Engländer die griechische Sache für gewonnen halten. Aus Europa kann man aber nun einmal die Türken doch nicht treiben, da keine christliche Macht Konstantinopel besitzen darf, ohne Herr der Welt zu werden. Aber beschneiden, reduzieren kann man die türkische Macht in Europa, so weit als die griechischen Kaiser in den letzten zwei Jahrhunderten.“ [M.]

Afrikanische Zukunft.

G 97 F. v. Müller, 28. Mai 1825.

[Wir sprachen] über Aufhebung des Sklavenhandels, wodurch eine gewaltigere Zusammenfassung der afrikanischen Völker und Vertreibung der Europäer von Afrikas Küsten drohen dürfte. [M.]

Volkscharaktere.

Europäische Altersentartung.

G 98 Zu Eckermann, 12. März 1828.

Goethe: „Es geht uns alten Europäern übrigens mehr oder weniger allen herzlich schlecht; unsere Zustände sind viel zu künstlich und kompliziert, unsere Nahrung und Lebensweise ist ohne die rechte Natur, und unser geselliger Verkehr ohne eigentliche Liebe und Wohlwollen. Jedermann ist fein und höflich, aber niemand hat den Mut, gemütlich und wahr zu sein, so daß ein redlicher Mensch mit natürlicher Neigung und Gesinnung einen recht bösen Stand hat. Man sollte oft wünschen, auf einer der Südsee-Inseln als sogenannter Wilder geboren zu sein, um nur einmal das menschliche Dasein ohne falschen Beigeschmack, durchaus rein zu genießen.

Denkt man sich bei deprimierter Stimmung recht tief in das Elend unserer Zeit hinein, so kommt es einem oft vor, als wäre die Welt nach und nach zum Jüngsten Tage reif. Und das Übel häuft sich von Generation zu Generation! Denn nicht genug, daß wir an den Sünden unserer Väter zu leiden haben, sondern wir überliefern auch diese geerbten Gebrechen, mit unseren eigenen vermehrt, unseren Nachkommen!"

Eckermann: „Mir gehen oft ähnliche Gedanken durch den Kopf, allein wenn ich sodann irgendein Regiment deutscher Dragoner an mir vorüberreiten sehe und die Schönheit und Kraft der jungen Leute erwäge,

so schöpfe ich wieder einigen Trost, und ich sage mir, daß es denn doch um die Dauer der Menschheit noch nicht so gar schlecht stehe."

Goethe: „Unser Landvolk hat sich freilich fortwährend in guter Kraft erhalten und wird hoffentlich noch lange imstande sein, uns nicht allein tüchtige Reiter zu liefern, sondern uns auch vor gänzlichem Verfall und Verderben zu sichern. Es ist als ein Depot zu betrachten, aus dem sich die Kräfte der sinkenden Menschheit immer wieder ergänzen und anfrischen. Aber gehen Sie einmal in unsere großen Städte, und es wird Ihnen anders zumute werden! Halten Sie einmal einen Umgang an der Seite eines zweiten Hinkenden Teufels oder eines Arztes von ausgedehnter Praxis, und er wird Ihnen Geschichten zuflüstern, daß Sie über das Elend erschrecken und über die Gebrechen erstaunen, von denen die menschliche Natur heimgesucht ist und an denen die Gesellschaft leidet." [E.]

Eines zweiten Hinkenden Teufels: in Gedanken an den Roman ‚Der hinkende Teufel' von Lesage.

Engländer und Deutsche.

G 99 — Eckermann, 12. März 1828.

Eckermann: „Ich habe in Sterne gelesen, wo Yorik in den Straßen von Paris umherschlendert und die Bemerkung macht, daß der zehnte Mensch ein Zwerg sei. Ich dachte soeben daran, als Sie der Gebrechen der großen Städte erwähnten. Auch erinnere ich mich, zur Zeit Napoleons unter der französischen Infanterie ein Bataillon gesehen zu haben, das aus lauter Parisern bestand und welches alles so schmächtige kleine Leute waren, daß man nicht wohl begriff, was man im Kriege mit ihnen wolle ausrichten."

Goethe: „Die Bergschotten des Herzogs von Wellington mögen freilich andere Helden gewesen sein!"

Eckermann: „Ich habe sie ein Jahr vor der Waterlooschlacht in Brüssel gesehen. Das waren in der Tat schöne Leute! Alle stark, frisch und behende, wie aus der ersten Hand Gottes. Sie trugen alle den Kopf so frei und froh und schritten mit ihren kräftigen nackten Schenkeln so leicht einher, als gäbe es für sie keine Erbsünde und keine Gebrechen der Väter."

Goethe: „Es ist ein eigenes Ding, liegt es in der Abstammung, liegt es im Boden, liegt es in der freien Verfassung, liegt es in der gesunden Erziehung — genug, die Engländer überhaupt scheinen vor vielen anderen etwas voraus zu haben. Wir sehen hier in Weimar ja nur ein Minimum von ihnen und wahrscheinlich keineswegs die besten: aber was sind das alles für tüchtige, hübsche Leute! Und so jung und siebzehnjährig sie hier auch ankommen, so fühlen sie sich doch in dieser deutschen Fremde keineswegs fremd und verlegen; vielmehr ist ihr Auftreten und ihr Benehmen in der Gesellschaft so voller Zuversicht und so bequem, als wären sie überall die Herren und als gehöre die Welt überall ihnen. Das ist es denn auch, was unseren Weibern gefällt und wodurch sie in den Herzen unserer jungen Dämchen so viele Verwüstungen anrichten. Als deutscher Hausvater, dem die Ruhe der Seinigen lieb ist, empfinde ich oft ein kleines Grauen, wenn meine Schwiegertochter mir die erwartete baldige Ankunft irgend eines neuen jungen Insulaners ankündigt. Ich sehe im Geiste immer schon die Tränen, die ihm dereinst bei seinem Abgange fließen werden. Es sind gefährliche junge Leute; aber freilich, daß sie gefährlich sind, das ist eben ihre Tugend."

Eckermann: „Ich möchte jedoch nicht behaupten, daß unsere weimarischen jungen Engländer gescheiter, geistreicher, unterrichteter und von Herzen vortrefflicher wären als andere Leute auch."

Goethe: „In solchen Dingen, mein Bester, liegt's nicht! Es liegt auch nicht in der Geburt und im Reichtum; sondern es liegt darin, daß sie eben die Courage haben, das zu sein, wozu die Natur sie gemacht hat. Es ist an ihnen nichts verbildet und verbogen, es sind an ihnen keine Halbheiten und Schiefheiten; sondern wie sie auch sind, es sind immer durchaus komplette Menschen. Auch komplette Narren mitunter, das gebe ich von Herzen zu; allein es ist doch was und hat doch auf der Wage der Natur immer einiges Gewicht.

Das Glück der persönlichen Freiheit, das Bewußtsein des englischen Namens und welche Bedeutung ihm bei anderen

Nationen innewohnt, kommt schon den Kindern zugute, so daß sie sowohl in der Familie als in den Unterrichtsanstalten mit weit größerer Achtung behandelt werden und einer weit glücklich-freieren Entwickelung genießen als bei uns Deutschen.

Ich brauche nur in unserem lieben Weimar zum Fenster hinauszusehen, um gewahr zu werden, wie es bei uns steht. Als neulich der Schnee lag und meine Nachbarskinder ihre kleinen Schlitten auf der Straße probieren wollten, sogleich war ein Polizeidiener nahe, und ich sah die armen Dingerchen fliehen, so schnell sie konnten. Jetzt, wo die Frühlingssonne sie aus den Häusern lockt und sie mit ihresgleichen vor ihren Türen gern ein Spielchen machten, sehe ich sie immer geniert, als wären sie nicht sicher und als fürchteten sie das Herannahen irgend eines polizeilichen Machthabers. Es darf kein Bube mit der Peitsche knallen oder singen oder rufen, sogleich ist die Polizei da, es ihm zu verbieten. Es geht bei uns alles dahin, die liebe Jugend frühzeitig zahm zu machen und alle Natur, alle Originalität und alle Wildheit auszutreiben, so daß am Ende nichts übrig bleibt als der Philister.

Sie wissen, es vergeht bei mir kaum ein Tag, wo ich nicht von durchreisenden Fremden besucht werde. Wenn ich aber sagen sollte, daß ich an den persönlichen Erscheinungen, besonders junger deutscher Gelehrten aus einer gewissen nordöstlichen Richtung, große Freude hätte, so müßte ich lügen. Kurzsichtig, blaß, mit eingefallener Brust, jung ohne Jugend: das ist das Bild der meisten, wie sie sich mir darstellen. Und wie ich mit ihnen mich in ein Gespräch einlasse, habe ich sogleich zu bemerken, daß ihnen dasjenige, woran unsereiner Freude hat, nichtig und trivial erscheint, daß sie ganz in der Idee stecken und nur die höchsten Probleme der Spekulation sie zu interessieren geeignet sind. Von gesunden Sinnen und Freude am Sinnlichen ist bei ihnen keine Spur, alles Jugendgefühl und alle Jugendlust ist bei ihnen ausgetrieben, und zwar unwiederbringlich; denn wenn einer in seinem zwanzigsten Jahre nicht jung ist, wie soll er es in seinem vierzigsten sein!"

Eckermann: „Es wäre not, daß ein zweiter Erlöser käme, um den Ernst, das Unbehagen und den ungeheuren Druck der jetzigen Zustände uns abzunehmen.“

Goethe: „Käme er, man würde ihn zum zweiten Male kreuzigen! Doch wir brauchten keineswegs ein so Großes. Könnte man nur den Deutschen, nach dem Vorbilde der Engländer, weniger Philosophie und mehr Tatkraft, weniger Theorie und mehr Praxis beibringen, so würde uns schon ein gutes Stück Erlösung zuteil werden, ohne daß wir auf das Erscheinen der persönlichen Hoheit eines zweiten Christus zu warten brauchten. Sehr viel könnte geschehen von unten, vom Volke, durch Schulen und häusliche Erziehung, sehr viel von oben durch die Herrscher und ihre Nächsten.

So z. B. kann ich nicht billigen, daß man von den studierenden künftigen Staatsdienern gar zu viele theoretisch-gelehrte Kenntnisse verlangt, wodurch die jungen Leute vor der Zeit geistig wie körperlich ruiniert werden. Treten sie nun hierauf in den praktischen Dienst, so besitzen sie zwar einen ungeheuren Vorrat an philosophischen und gelehrten Dingen, allein er kann in dem beschränkten Kreise ihres Berufs gar nicht zur Anwendung kommen und muß daher als unnütz wieder vergessen werden. Dagegen aber was sie am meisten bedurften, haben sie eingebüßt: es fehlt ihnen die nötige geistige wie körperliche Energie, die bei einem tüchtigen Auftreten im praktischen Verkehr ganz unerläßlich ist.

Und dann, bedarf es denn im Leben eines Staatsdieners, in Behandlung der Menschen, nicht auch der Liebe und des Wohlwollens? Und wie soll einer gegen Andere Wohlwollen empfinden und ausüben, wenn es ihm selber nicht wohl ist?

Es ist aber den Leuten allen herzlich schlecht! Der dritte Teil der an den Schreibtisch gefesselten Gelehrten und Staatsdiener ist körperlich anbrüchig und dem Dämon der Hypochondrie verfallen. Hier täte es not, von oben her einzuwirken, um wenigstens künftige Generationen vor ähnlichem Verderben zu schützen.

Wir wollen indes hoffen und erwarten, wie es etwa in einem Jahrhundert mit uns Deutschen aussieht, und ob wir es sodann dahin werden gebracht haben, nicht mehr abstrakte Gelehrte und Philosophen, sondern Menschen zu sein." [E.]

Sterne und Yorik vgl. O 62. — Eckermann war im Beginn der Befreiungskriege freiwilliger Jäger und als solcher auch in Belgien gewesen. — Das von Mounier in Weimar begründete Erziehungsinstitut zog viele junge Engländer nach Weimar; auch nach Mouniers Fortgang kamen sie, weil nun Weimar in ihrer Heimat berühmt war. Goethes Schwiegertochter fühlte sich als ‚englischer Konsul', Eckermann hatte oft Engländer als Schüler.

G 100 Zu Eckermann, 24. Februar 1825.

Im Gespräch über Lord Byron.

„Alle Engländer sind als solche ohne eigentliche Reflexion; die Zerstreuung und der Parteigeist lassen sie zu keiner ruhigen Ausbildung kommen. Aber sie sind groß als praktische Menschen." [E.]

Englische und deutsche Beredsamkeit.

G 101 Georg Ticknor und Eduard Everett, 25. Oktober 1816.

Goethe sprach zu uns in einer ruhigen, schlichten Art, die mich sehr überrascht haben müßte, hätte ich ihn nur aus seinen Werken gekannt. Ich konnte Jean Pauls Enttäuschung nachfühlen, der von Goethes Unterhaltung die Töne Werthers und Fausts erwartete. Doch einmal wurde er warm und ließ sich fast hinreißen, als er nämlich beklagte, daß es den Deutschen an der freien Beredsamkeit aus dem Stegreif fehle. Er sprach aus, was ich noch nie gehört hatte, was aber außerordentlich wahr ist.

Daß das Englische deshalb eine viel lebendigere Sprache ist und bleibt, weil es Einfluß ausübt. „Hierzulande", sagte er, „haben wir keine Beredsamkeit; die Predigt ist bei uns eine eintönige, mittelmäßige Deklamation; öffentliche Debatten haben wir überhaupt nicht, und wenn uns in unseren Vortragssälen einige Inspiration überkommt, so ist sie nicht am Platze, denn Beredsamkeit ist kein Unterricht." [T.]

Englische Philanthropie.

G 102 Zu Eckermann, 1. September 1829.

„Während die Deutschen sich mit Auflösung philosophischer Probleme quälen, lachen uns die Engländer mit ihrem großen praktischen Verstande aus und gewinnen die Welt. Jedermann kennt ihre Deklamationen gegen den Sklavenhandel, und während sie uns weismachen wollen, was für humane Maximen solchem Verfahren zugrunde liegen, entdeckt sich jetzt, daß das wahre Motiv ein reales Objekt sei, ohne welches es die Engländer bekanntlich nie tun und welches man hätte wissen sollen. An der westlichen Küste von Afrika gebrauchen sie die Neger selbst in ihren großen Besitzungen, und es ist gegen ihr Interesse, daß man sie dort ausführe. In Amerika haben sie selbst große Negerkolonien angelegt, die sehr produktiv sind und jährlich einen großen Ertrag an Schwarzen liefern. Mit diesen versehen sie die nordamerikanischen Bedürfnisse, und indem sie auf solche Weise einen höchst einträglichen Handel treiben, wäre die Einfuhr von außen ihrem merkantilischen Interesse sehr im Wege, und sie predigen daher nicht ohne Objekt gegen den inhumanen Handel. Noch auf dem Wiener Kongreß argumentierte der englische Gesandte sehr lebhaft dagegen; aber der portugiesische war klug genug, in aller Ruhe zu antworten, daß er nicht wisse, daß man zusammengekommen sei, ein allgemeines Weltgericht abzugeben oder die Grundsätze der Moral festzusetzen. Er kannte das englische Objekt recht gut, und so hatte auch er das seinige, wofür er zu reden und welches er zu erlangen wußte." [E.]

Vgl. D 89, F 40.

G 103 F. v. Müller, 30. Mai 1814.

[Goethe] erzählte von einer seltsamen Unterredung mit Lord Bristol, der ihm den durch seinen ‚Werther' angerichteten Schaden vorwarf.

„Wie viel tausend Schlachtopfer fallen nicht dem englischen Handelssystem zu Gefallen!" entgegnete [Goethe] noch

derber; „warum soll ich nicht auch einmal das Recht haben, meinem System einige Opfer zu weihen?“ [M.]

Die Unterredung ausführlicher F 40. — Weiteres über die Engländer E 39, K 19.

Italiener.

G 104 Zu Riemer 1817.

„Diese Italiener sind seltsame Personen; hohle Enkomiasten in ihren öffentlichen Vorträgen, heimliche Detraktoren, wenn sich Gelegenheit findet.“ [R.]

Enkomiast: Lobredner; Detraktor: Herunterreißer.

Franzosen.

G 105 Zu Andreas Eduard Kozmian, 1830.

„Die französische Nation ist die Nation der Extreme; sie kennt in nichts Maß. Mit gewaltiger moralischer und physischer Kraft ausgestattet, könnte das französische Volk die Welt heben, wenn es den Zentralpunkt zu finden vermöchte; es scheint aber nicht zu wissen, daß, wenn man große Lasten heben will, man ihre Mitte auffinden muß. Es ist dies das einzige Volk auf Erden, in dessen Geschichte wir die Bartholomäusnacht und die Feier der ‚Vernunft‘, den Despotismus Ludwigs XIV. und die Orgien der Sansculotten, beinahe in demselben Jahre die Einnahme von Moskau und die Kapitulation von Paris finden.“ [Bie.]

G 106 Zu Riemer, Kaaz und Falk, 20. Juli 1809.

[Goethe bemerkte:] Ein Franzose handle nie aus reinem Antrieb, um der Sache willen, er hänge ihr immer noch einen Schwanz von Absehen [Absicht] dabei an, entweder um

bei Hof, beim Kaiser, beim Publikum, bei den Frauen u. dgl. zu gewinnen . . . . . „Man kann in diesem Sinne die Franzosen die Weiber von Europa nennen.“ [R.]

Franzosen und Deutsche.

G 107 Zu Eckermann, 24. November 1824.

„Die Franzosen tun sehr wohl, daß sie anfangen, unsere Schriftsteller zu studieren und zu übersetzen; denn beschränkt in der Form und beschränkt in den Motiven, wie sie sind, bleibt ihnen kein anderes Mittel, als sich nach außen zu wenden. Man mag uns Deutschen eine gewisse Formlosigkeit vorwerfen, allein wir sind ihnen doch an Stoff überlegen. Die Theaterstücke von Kotzebue und Iffland sind so reich an Motiven, daß sie sehr lange daran werden zu pflücken haben, bis alles verbraucht sein wird. Besonders aber ist ihnen unsere philosophische Idealität willkommen; denn jedes Ideelle ist dienlich zu revolutionären Zwecken.

Die Franzosen haben Verstand und Geist, aber kein Fundament und keine Pietät. Was ihnen im Augenblick dient, was ihrer Partei zu gute kommen kann, ist ihnen das Rechte. Sie loben uns daher auch nie aus Anerkennung unserer Verdienste, sondern nur wenn sie durch unsere Ansichten ihre Partei verstärken können.“ [E.]

Über die Franzosen s. ferner C 68, G 8, 29, 90, H 45 und O 25—50.

Freiheitsdrang der Deutschen.

G 108 Zu Eckermann, 6. April 1829.

„‚Die Germanen‘, sagt Guizot, ‚brachten uns die Idee der persönlichen Freiheit, welche diesem Volke vor allem eigen war.‘ Ist das nicht sehr artig, und hat er nicht vollkommen recht, und ist nicht diese Idee noch bis auf den heutigen Tag

unter uns wirksam? Die Reformation kam aus dieser Quelle wie die Burschenverschwörung auf der Wartburg, Gescheites wie Dummes. Auch das Buntscheckige unserer Literatur, die Sucht unserer Poeten nach Originalität, und daß jeder glaubt eine neue Bahn machen zu müssen, sowie die Absonderung und Verisolierung unserer Gelehrten, wo jeder für sich steht und von seinem Punkte aus sein Wesen treibt: alles kommt daher. Franzosen und Engländer dagegen halten weit mehr zusammen und richten sich nach einander. In Kleidung und Betragen haben sie etwas Übereinstimmendes. Sie fürchten, von einander abzuweichen, um sich nicht auffallend oder gar lächerlich zu machen. Die Deutschen aber gehen jeder seinem Kopfe nach, jeder sucht sich selber genugzutun, er fragt nicht nach dem anderen; denn in jedem lebt, wie Guizot richtig gefunden hat, die Idee der persönlichen Freiheit, woraus denn, wie gesagt, viel Treffliches hervorgeht, aber auch viel Absurdes." [E.]

Vgl. O 40: „Wir sind lauter Partikuliers usw."

Deutsche Redlichkeit.

G 109 Schopenhauer, Zeit unbekannt. Quelle: ‚Über den Willen in der Natur', 1835.

Als Schopenhauer den Dichter beim Lesen von Frau v. Staels Buch ‚De l'Allemagne' fand, äußerte er, sie mache eine übertriebene Schilderung von der Ehrlichkeit der Deutschen, wodurch Ausländer irre geleitet werden könnten. [Goethe] lachte und sagte:

„Ja freilich! Die werden den Koffer nicht anketten, und da wird er abgeschnitten!"

Dann aber setzte er ernst hinzu:

„Aber wenn man die Unredlichkeit der Deutschen in ihrer ganzen Größe kennen lernen will, muß man sich mit der deutschen Literatur bekannt machen." [Bie.]

Vgl. C 33, Redlichkeit der Gelehrten.

Deutsche Stämme.

G 110 Zu F. v. Müller, 23. August 1827.

„Die Sachsen, vornehmlich die Ostfriesen, hatten von jeher mehr Kultur als die südlicheren Deutschen. Was ist Kultur anderes als ein höherer Begriff von politischen und militärischen Verhältnissen? Auf die Kunst, sich in der Welt zu betragen und nach Erfordern dreinzuschlagen, kommt es in Nationen an.“ [M.]

Die Preußen.

G 111 Grüner, 10. August 1822.

Während wir [in der ehemaligen Klosterbibliothek zu Waldsassen] unsere Betrachtungen anstellten, kamen Fremde von ansehnlichem Äußeren.

„Geben Sie acht, Freund,“ sagte Goethe, „es sind Preußen! Die wollen immer alles besser wissen als andere Leute.“

Goethe zog sich mit mir zurück, um aufmerksam zuzuhören. Als sie nun zu explizieren und zu debattieren anfingen, sah mich Goethe, der die Arme übereinander geschlagen hatte, warnend an, als ob ich aufmerken und mich durch sie belehren lassen sollte, und ging dann. Als wir allein waren, fragte er lächelnd:

„Nicht wahr, jetzt haben Sie alles weg?“ [G.]

Deutsche Städte.

Berlin.

G 112 Zu Eckermann, 30. März 1831.

„In einer klaren prosaischen Stadt wie Berlin fände [das Dämonische] kaum Gelegenheit, sich zu manifestieren.“ [E.]

Zu Eckermann, 4 Dezember 1823.

„Es lebt dort ein so verwegener Menschenschlag beisammen, daß man mit der Delikatesse nicht weit reicht,

sondern daß man Haare auf den Zähnen haben und mitunter etwas grob sein muß, um sich über Wasser zu halten." [E.]

Frankfurt a. M.

Zu F. v. Müller, 6. Juni 1824.

„[Der Pfarrer Kirchner] ist ein kluger Schelm, der klügste in Frankfurt. Dort herrscht der krasseste Geldstolz, die Köpfe sind dumpf, beschränkt und düster. Da taucht nun einmal so ein Lichtkopf wie Kirchner auf!" [M.]

Wiesbaden.

Zu F. v. Müller, 6. März 1818.

„Daß das Leben dort zu leicht, zu heiter sei, als daß man nicht verwöhnt würde für's übrige Leben. Er möge daher nicht zu oft hinreisen; Karlsbad störe das innere Gleichgewicht schon weit weniger." [M.]

Mannheim.

Zu Böttiger, Frühjahr 1796.

[Iffland sei ungerecht gegen die Kultur], „freilich sieht er auch in Mannheim die Grundsuppe der sogenannten Kultur in ihrer hassenswürdigsten Abscheulichkeit. Losgerissen von diesen herzlosen Modepuppen, würde er auch ganz andere Charaktere zeichnen." [Bö.]

Die Juden.

G 113 Grüner, 30. August 1821.

Bei Besichtigung einer alten Synagoge in Eger.

Mir lag daran, Goethes Meinung über die Juden zu erfahren. Was ich aber auch vorbringen mochte, er blieb in Betrachtung der alten Inschriften vertieft und äußerte sich nicht mit Bestimmtheit in betreff der Juden. [G.]

G 114 Zu Riemer, 1811.

„Wer keine Liebe fühlt, muß schmeicheln lernen, sonst kommt er nicht aus," bemerkte Goethe, als vom Charakter der Juden die Rede war. [R.]

„Weil sie [die Weiber] ebenso wie die Juden kein point d'honneur haben", läßt Riemer, der Antisemit war, Goethe im August 1810 sagen: Vgl. Goethes Empörung über das weimarische Judengesetz G 82 und seinen Briefwechsel mit Bettina v. Arnim über die Judenemanzipation in Frankfurt. — In Goethes Sprüchen steht der Satz: „Wer keine Liebe fühlt usw." ohne Nennung der Juden.

G 115 Simon Edler v. Laemel, Mai 1812.

In Karlsbad lernte Goethe den jüdischen Bankier Simon v. Laemel aus Prag kennen und kam mit ihm auf die Synagoge in Prag zu reden, der er kein so hohes Alter zuschreiben wollte, wie die dortigen Juden es taten.

Laemel: „Der Schiller, Ew. Exzellenz, hat uns Juden mit seiner Abhandlung ‚Die Sendung Mosis' sehr wehgetan, und was das Schlimmste ist, er hat uns gekränkt, weil er die Sache gar nicht verstanden hat."

Goethe (ohne in eine Meinungsäußerung einzugehen, doch bei dem Thema bleibend): „Der Eindruck, den ich in früher Jugend in meiner Vaterstadt empfing, war mir ein mehr erschreckender. Die Gestalten der engen und finstern Judenstadt waren mir gar sehr befremdliche und unverständliche Erscheinungen, die meine Phantasie beschäftigten, und ich konnte gar nicht begreifen, wie dieses Volk das merkwürdigste Buch der Welt aus sich heraus geschrieben hat. Was sich allerdings in meiner frühern Jugend als Abscheu gegen die Juden in mir regte, war mehr Scheu vor dem Rätselhaften, vor dem Unschönen. Meine Verachtung, die sich wohl zu regen pflegte, war mehr der Reflex der mich umgebenden christlichen Männer und Frauen. Erst später, als ich viele geistbegabte, feinfühlige Männer dieses Stammes kennen lernte, gesellte sich Achtung zu der Bewunderung, die ich für das bibelschöpferische Volk hege, und für den Dichter, der das hohe Liebeslied gesungen hat. Beide [?] Bücher haben mich mannigfach beschäftigt." [G J XI.]

Schiller bezeichnet die Hebräer „als ein unreines und gemeines Gefäß, worin aber etwas sehr Kostbares aufbewahrt worden". Er schildert, was aus ihnen bei den Ägyptern wurde: „Das roheste, das bösartigste, das verworfenste Volk der Erde, durch eine dreihundertjährige Vernachlässigung verwildert, durch einen so langen knechtischen Druck verzagt gemacht und erbittert, durch eine erblich auf ihm haftende Infamie [den Aussatz] vor sich selbst erniedrigt, entnervt und gelähmt zu allen heroischen Entschlüssen, durch eine so lange anhaltende Dummheit endlich fast bis zum Tier heruntergestoßen."

Allgemeines über den Volkscharakter.

G 116 Zu Eckermann, 2. April 1829.

„Soviel ist gewiß, daß außer dem Angeborenen der Rasse sowohl Boden und Klima als Nahrung und Beschäftigung einwirkt, um den Charakter eines Volkes zu vollenden." [E.]

Zusammenhang s. A 21. Vgl. auch G 99.

China.

G 117 Eckermann, 31. Januar 1827.

Es war von einem chinesischen Romane die Rede und von „Legenden, die alle auf das Sittliche und Schickliche gehen". Goethe äußerte:

„Aber eben durch diese strenge Mäßigung in allem hat sich denn auch das chinesische Reich seit Jahrtausenden erhalten und wird dadurch ferner bestehen." [E.]

Verweisungen.

Griechen B 25 (Erziehung), B 52 (Klassiker), H 45 (Kultur), O 3 (Kulturhöhe); Römer C 28; Deutsche ferner C 62 (Stil), C 67 (Besserwisserei), C 68 (Gelehrte); Engländer ferner C 62 (Stil); Franzosen ferner C 62 (Stil), G 29 (Preßfreiheit); Ungarn G 7 (Verfassung); Polen G 74; Mohammedaner, Türken B 25 (Erziehung); G 95, 96; Juden ferner C 22, G 82.

Zur politischen Geschichte.

Der Dreißigjährige Krieg und Bernhard von Weimar.

G 118 Luden, 1812.

Luden hatte die Absicht gehabt, eine Biographie Herzog Bernhards zu schreiben, wie Goethe früher auch. Luden sagte zu Goethe, daß er den Plan aufgegeben habe. Goethe erwiderte:

„Wir sind ganz einig; Ihre Geschichte ist in diesem Falle die meinige. Ich bin fast in derselben Weise wie Sie zu dem Versuche einer Biographie des Herzogs bewogen worden; auch habe ich in der Tat den Willen gehabt, das Buch zu schreiben, und die Hoffnung, es werde sich etwas Erfreuliches und Heiteres machen lassen. Aber ich erkannte bald, daß es schwer, wenn nicht unmöglich sein würde, dem Helden eine bestimmte anständige Physiognomie zu geben. Zwar bin ich auf das Kirchliche und Politische nicht eingegangen: das Kirchliche gehört der Zeit an; es war der Firnis, mit welchem man Leidenschaften und Bestrebungen überstrich, um Andere und sich selbst zu täuschen. Auf jener Seite wie auf dieser hat es Glaubenshelden gegeben; auf jener Seite wie auf dieser hat man sich selbst eingebildet und sich von Anderen vorsagen lassen, Kämpfer des Herrn zu sein.

Das Politische aber habe ich zur Seite geschoben: es gab keine andere Politik, als die Lust zu rauben, zu plündern, zu erobern. Das Reich war dahin und bestand nur noch in einer verblaßten überlieferten Vorstellung. Welcher Fürst bekümmerte sich um den Kaiser und das Reich anders, als indem er seinem Vorteile nachlief? Die Gedanken Vaterland und Nationalität waren dem Zeitalter fremd und sind den späteren Zeiten fremd geblieben, wie sie denn auch wohl früher selten wirksam gewesen sein mögen.

Darum ist niemandem zum Vorwurf zu machen, daß er nicht vaterländisch oder national handelte; es ist niemandem

zu verdenken, daß er sich nach allen Seiten wandte, um die Stellung zu erhalten, in welcher er größeren Einfluß gewinnen konnte, und kein Geschenk zurückwies, das er zu besitzen wünschte, gleichviel ob es ihm vom Norden her geboten ward oder vom Süden. Deswegen glaubte ich auch, den Herzog Bernhard nur als Heerführer und Held beachten und ihn in jedem Verhältnis aufnehmen zu müssen, in welchem ich ihn fand und wie ich ihn fand, ohne die Gründe zu beurteilen, die ihn in dieses Verhältnis gebracht haben mochten. Aber selbst in dieser Beschränkung, in welcher doch keine ungebührlichen Anforderungen gemacht wurden, geriet ich in Verlegenheit. Von dem Früheren kann, da der Herzog noch so jung und untergeordnet war, keine Rede sein, aber der Tag bei Lützen war schön und könnte wohl Begeisterung erregen.

Sie haben recht: Gustav Adolf verdankte den Heiligenschein seinem Tod in dieser Schlacht. Hätte er länger gelebt, so möchte allerdings das Urteil, ich will nicht sagen, der Geschichte, sondern der Geschichtschreiber anders geworden sein. Denn er würde sich wahrscheinlich in so wirre Dinge verstrickt haben, daß es ihm weder möglich gewesen wäre, seinem Wesen getreu zu bleiben, noch den Schein zu retten. Wenn, wie der König im Anfange der Schlacht, so der Herzog im Augenblicke des Sieges, als Wallenstein schon auf dem Rückzug oder auf der Flucht war, gefallen wäre, so würde auch er mit dem Heiligenschein in der Geschichte stehen. Er würde wie ein Held ohnegleichen gefeiert werden, der schnell der Sache ein Ende gemacht und all das Unglück abgewendet haben würde, das später über die Welt gekommen ist. Denn die Menschen sind gar sehr geneigt, einem jungen Manne, der rasch aus dem Leben hinweggerissen wird, alle Hoffnungen als Erfüllung anzurechnen. Und ein Götze ist ihnen immer Bedürfnis! Aber was ist mit Nördlingen anzufangen? Eine Gardine ist nicht niederzulassen, ein Schleier nicht darüber zu werfen. Und wenn auch der Dichter noch wohl einen Ausweg fände, so kommt ihr Historiker mit dem,

was ihr Wahrheit nennt, und treibt des Dichters Werk auseinander. Und so habe ich mich denn zurückgezogen und die Sache aufgegeben, wie Sie." [L.]

Nördlingen: die Schlacht bei N. am 5. und 6. September 1634, wo Bernhard von Weimar und Gustav Horn von den Kaiserlichen besiegt wurden. Goethe denkt wohl namentlich an den nun folgenden Vertrag zu St. Germain en Laye, wo sich Bernhard an Frankreich verkaufte.

Ursachen der französischen Revolution.

G 119 F. v. Müller, 16. März 1823.

[Er sprach] über die drei Hauptursachen der französischen Revolution, welche Weber aufgestellt, und gesellte ihnen eine vierte zu: Antoinettens gänzliche Vernachlässigung aller Etikette. „Wenn man einmal mehrere Millionen aufwendet an einem Hof, um gewisse Formen als Schranken gegen die Menge zu haben, so ist es töricht und lächerlich, wenn man solche selbst wieder über den Haufen wirft." [M.]

Joseph Weber: Mémoires concernant la Reine Marie Antoinette. Publ. par Berville et Barrière. Paris 1822. — Vgl. G 8, 39.

Napoleon.

G 120 Riemer, 27. Mai 1807.

Wir lasen in Zinckgräfs Apophthegmen, und Goethe wendete eine Sentenz sogleich an, indem er sagte, Napoleon habe die Tugend gesucht, und als er die nicht gefunden, die Macht bekommen. [R.]

Über Zinkgräfs Sprüche vgl. D 12.

G 121 Zu Riemer, 8. August 1807.

„Es sind zwei Formeln, in denen sich die sämtliche Opposition gegen Napoleon befassen und aussprechen läßt, nämlich Afterredung (aus Besserwissenwollen) und Hypochondrie.“ [R.]

In dem jetzt veralteten Worte ‚Afterredung‘ steckt das alte Verhältniswort after, niederdeutsch achter = nach, hinter. Sinn: üble Nachrede, Nörgelei.

G 122 Zu Riemer, 31. März 1810.

„Die ersten Menschen in der Revolution, als Lafayette u. a., waren noch eitel und wollten noch, daß die Menge etwas auf sie halten sollte; Napoleon hat ihnen gezeigt, daß gar nichts daran liege. Und das ist das Ungeheure, welches die Menschen auch nicht klein kriegen können, daß nämlich auch der Gegensatz von jenem existiere.“ [R.]

G 123 Boisserée, 8. August 1815.

Napoleon hat ihm imponiert, er habe den größten Verstand, den je die Welt gesehen ... Daru habe ihn [Goethe] präsentiert mit dem Bemerken, er habe Mahomet übersetzt. Da habe Napoleon gesagt: Mahomet est une mauvaise pièce. Dann habe er es entwickelt, und so richtig, als es nur zu verlangen. Goethe bemerkte:

„Ei, er, der ein anderer Mahomet war, mußte sich wohl darauf verstehen!“ [B.]

Es ist von Goethes Audienz in Erfurt am 2. Oktober 1808 die Rede; vgl. G 131. Daru war damals Generalintendant der französischen Armeen in Deutschland; er war Dichter und Gelehrter.

G 124 Eckermann, 16. Februar 1826.

Eckermann bedauerte, daß er Napoleon nicht gesehen habe.

Goethe: „Freilich, das war auch der Mühe wert. Dieses Kompendium der Welt!“

Eckermann: „Er sah wohl nach etwas aus?“

Goethe: „Er war es, und man sah ihm an, daß er es war: das war alles.“ [E.]

G 125 Zu Eckermann, 2. März 1831.

„Napoleon war im höchsten Grade [von dämonischer Art], so daß kaum ein anderer ihm zu vergleichen ist." [E.]

G 126 Zu Eckermann, 11. März 1828.

„Wenn man von Napoleon gesagt, er sei ein Mensch aus Granit, so gilt dieses besonders auch von seinem Körper. Was hat sich der nicht alles zugemutet und zumuten können! Von dem brennenden Sande der Syrischen Wüste bis zu den Schneefeldern von Moskau, welche Unsumme von Märschen, Schlachten und nächtlichen Biwaks liegt da nicht in der Mitte! Und welche Strapazen und körperliche Entbehrungen hat er dabei nicht aushalten müssen! Wenig Schlaf, wenig Nahrung, und dabei immer in der höchsten geistigen Tätigkeit! Bei der fürchterlichen Anstrengung und Aufregung des 18. Brumaire ward es Mitternacht, und er hatte den ganzen Tag noch nichts genossen, und ohne nun an seine körperliche Stärkung zu denken, fühlte er sich Kraft genug, um noch tief in der Nacht die bekannte Proklamation an das französische Volk zu entwerfen! Wenn man erwägt, was der alles durchgemacht und ausgestanden, so sollte man denken, es wäre in seinem vierzigsten Jahre kein heiles Stück mehr an ihm gewesen; allein er stand in jenem Alter noch auf den Füßen eines vollkommenen Helden.

Aber Sie haben ganz recht: der eigentliche Glanzpunkt seiner Taten fällt in die Zeit seiner Jugend. Und es wollte etwas heißen, daß einer aus dunkler Herkunft und in einer Zeit, die alle Kapazitäten in Bewegung setzte, sich so herausmachte, um in seinem siebenundzwanzigsten Jahre der Abgott einer Nation von dreißig Millionen zu sein!" [E.]

18. Brumaire: der 9. November 1799, wo Napoleon die bisherige Verfassung mit Gewalt aufhob und sich als erster Konsul an die Spitze der Regierung stellte.

G 127 Zu Eckermann, 11. März 1828.

„Des Menschen Verdüsterungen und Erleuchtungen machen sein Schicksal! Es täte uns not, daß der Dämon uns täglich am Gängelbande führte und uns sagte und triebe, was immer zu tun sei. Aber der gute Geist verläßt uns, und wir sind schlaff und tappen im Dunkeln.

Da war Napoleon ein Kerl! Immer erleuchtet, immer klar und entschieden, und zu jeder Stunde mit der hinreichenden Energie begabt, um das, was er als vorteilhaft und notwendig erkannt hatte, sogleich in's Werk zu setzen. Sein Leben war das Schreiten eines Halbgottes von Schlacht zu Schlacht und von Sieg zu Sieg. Von ihm könnte man sehr wohl sagen, daß er sich in dem Zustande einer fortwährenden Erleuchtung befunden; weshalb auch sein Geschick ein so glänzendes war, wie es die Welt vor ihm nicht sah und vielleicht auch nach ihm nicht sehen wird." [E.]

G 128 Eckermann, 6. April 1829.

Goethe erzählte mir von dem neuen Buche über Napoleon [Bourrienne, Mémoires sur Napoléon, 10 Bände].

Goethe: „Die Gewalt des Wahren ist groß. Aller Nimbus, alle Illusion, die Journalisten, Geschichtschreiber und Poeten über Napoleon gebracht haben, verschwindet vor der entsetzlichen Realität dieses Buchs; aber der Held wird dadurch nicht kleiner; vielmehr wächst er, sowie er an Wahrheit zunimmt."

Eckermann: „Eine eigene Zaubergewalt mußte er in seiner Persönlichkeit haben, daß die Menschen ihm sogleich zufielen und anhingen und sich von ihm leiten ließen."

Goethe: „Allerdings war seine Persönlichkeit eine überlegene. Die Hauptsache aber bestand darin, daß die Menschen gewiß waren, ihre Zwecke unter ihm zu erreichen. Deshalb fielen sie ihm zu, sowie sie es jedem tun, der ihnen eine ähnliche Gewißheit einflößt. Fallen doch die Schauspieler einem neuen Regisseur zu, von dem sie glauben, daß er sie

in gute Rollen bringen werde. Dies ist ein altes Märchen, das sich immer wiederholt; die menschliche Natur ist einmal so eingerichtet. Niemand dient einem Anderen aus freien Stücken; weiß er aber, daß er damit sich selber dient, so tut er es gern. Napoleon kannte die Menschen zu gut, und er wußte von ihren Schwächen den gehörigen Gebrauch zu machen.“ [E.]

G 129 Eckermann, 17. Januar 1827.

Frau v. Goethe brachte in die Unterhaltung große Anmut. Es war von einigen Anschaffungen die Rede, womit sie den jungen Goethe neckte und wozu dieser sich nicht verstehen wollte.

Goethe: „Man muß den schönen Frauen nicht gar zu viel angewöhnen, denn sie gehen leicht in's Grenzenlose. Napoleon erhielt noch auf Elba Rechnungen von Putzmacherinnen, die er bezahlen sollte. Doch mochte er in solchen Dingen leicht zu wenig tun als zu viel. Früher in den Tuilerien wurden einst in seinem Beisein seiner Gemahlin von einem Modehändler kostbare Sachen präsentiert. Als Napoleon aber keine Miene machte, etwas zu kaufen, gab ihm der Mann zu verstehen, daß er doch wenig in dieser Hinsicht für seine Gemahlin tue. Hierauf sagte Napoleon kein Wort, aber er sah ihn mit einem solchen Blick an, daß der Mann seine Sachen sogleich zusammenpackte und sich nie wieder sehen ließ.“

Frau v. Goethe: „Tat er dieses als Konsul?“

Goethe: „Wahrscheinlich als Kaiser, denn sonst wäre sein Blick wohl nicht so furchtbar gewesen. Aber ich muß über den Mann lachen, dem der Blick in die Glieder fuhr und der sich wahrscheinlich schon geköpft oder erschossen sah.“

Wir waren in der heitersten Laune und sprachen über Napoleon weiter fort. „Ich möchte,“ sagte der junge Goethe, „alle seine Taten in trefflichen Gemälden oder Kupferstichen besitzen und damit ein großes Zimmer dekorieren.“

Goethe: „Das müßte sehr groß sein, und doch würden die Bilder nicht hineingehen, so groß sind seine Taten!“ [E.]

G 130 Eckermann, 7. April 1829.

Vom ägyptischen Feldzuge Napoleons war die Rede.

Eckermann: „Ich muß bewundern, wie Napoleon bei solcher Jugend mit den großen Angelegenheiten der Welt so leicht und sicher zu spielen wußte, als wäre eine vieljährige Praxis und Erfahrung vorangegangen."

Goethe: „Liebes Kind, das ist das Angeborene des großen Talents! Napoleon behandelte die Welt wie Hummel seinen Flügel; beides erscheint uns wunderbar, wir begreifen das eine so wenig wie das andere, und doch ist es so und geschieht vor unseren Augen. Napoleon war darin besonders groß, daß er zu jeder Stunde derselbige war. Vor einer Schlacht, während einer Schlacht, nach einem Siege, nach einer Niederlage, er stand immer auf festen Füßen und war immer klar und entschieden, was zu tun sei. Er war immer in seinem Element und jedem Augenblick und jedem Zustande gewachsen, so wie es Hummeln gleichviel ist, ob er ein Adagio oder ein Allegro, ob er im Baß oder im Diskant spielt. Das ist die Fazilität, die sich überall findet, wo ein wirkliches Talent vorhanden ist, in Künsten des Friedens wie des Kriegs, am Klavier wie hinter den Kanonen." [E.]

Johann Nepomuk Hummel, der berühmteste Klaviervirtuose seiner Zeit, war seit 1820 Kapellmeister in Weimar.

G 131 Eckermann, 7. April 1829.

Goethe: „Aber, habt Respekt! Napoleon hatte in seiner Feldbibliothek: was für ein Buch? — Meinen ‚Werther'!"

Eckermann: „Daß er ihn gut studiert gehabt, sieht man bei seinem Lever in Erfurt."

Goethe: „Er hatte ihn studiert wie ein Kriminalrichter seine Akten, und in diesem Sinne sprach er auch mit mir darüber.

Es findet sich in dem Werke des Herrn Bourrienne eine Liste der Bücher, die Napoleon in Ägypten bei sich geführt, worunter denn auch der ‚Werther' steht. Das Merkwürdige an dieser Liste aber ist, wie die Bücher unter verschiedenen

Rubriken klassifiziert werden. Unter der Aufschrift ‚Politique‘ z. B. finden wir aufgeführt: ‚Le vieux testament‘, ‚Le nouveau testament‘, ‚Le coran‘, woraus man denn sieht, aus welchem Gesichtspunkt Napoleon die religiösen Dinge angesehen.“ [E.]

Lever in Erfurt: Morgenempfang am 2. Oktober 1808, wo Goethe dem Kaiser vorgestellt wurde.

G 132 Zu Eckermann, 10. Februar 1830.

Über Napoleons Gefangenschaft auf St. Helena; Goethe las damals Hudson Lowes, seines Bewachers, Rechtfertigungsschrift.

„Sie wissen, Napoleon trug gewöhnlich eine dunkelgrüne Uniform. Von vielem Tragen und Sonne war sie zuletzt völlig unscheinbar geworden, so daß die Notwendigkeit gefühlt wurde, sie durch eine andere zu ersetzen. Er wünschte dieselbe dunkelgrüne Farbe, allein auf der Insel waren keine Vorräte dieser Art; es fand sich zwar ein grünes Tuch, allein die Farbe war unrein und fiel ins Gelbliche. Eine solche Farbe auf seinen Leib zu nehmen, war nun dem Herrn der Welt unmöglich, und es blieb ihm nichts übrig, als seine alte Uniform wenden zu lassen und sie so zu tragen!

Was sagen Sie dazu? Ist es nicht ein vollkommen tragischer Zug? Ist es nicht rührend, den Herrn der Könige zuletzt so weit reduziert zu sehen, daß er eine gewendete Uniform tragen muß? Und doch, wenn man bedenkt, daß ein solches Ende einen Mann traf, der das Leben und Glück von Millionen mit Füßen getreten hatte, so ist das Schicksal, das ihm widerfuhr, immer noch sehr milde; es ist eine Nemesis, die nicht umhin kann, in Erwägung der Größe des Helden immer noch ein wenig galant zu sein. Napoleon gibt uns ein Beispiel, wie gefährlich es sei, sich in's Absolute zu erheben und alles der Ausführung einer Idee zu opfern.“ [E.]

Weiteres über Napoleon s. A 10, 12, 27; C 43; D 44, 45; E 23; G 40, 41; K 18; N 5, 6.

Blücher.

G 133 Grüner, 31. August 1821.

Das Gespräch fiel auf Blücher. Goethe lobte seine Geistesgegenwart, seine persönliche Bravour, seine Art, das Zutrauen seiner Soldaten zu gewinnen, dann seine Reden. |G.|

Über Blücher ferner B 59.

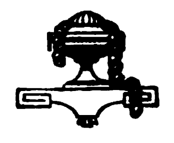
Talleyrand.

G 134 Zu Soret, 15. Februar 1830.

„Talleyrand ist der Voltaire der Diplomatie." [S.]

Verweisungen zur politischen Geschichte.

Alexander der Große E 39; Canning D 37, G 29; Capo d'Istria E 39 Anm., G 40; Friedrich der Große A 10, C 43, D 43, 60; Friedrich Wilhelm IV. G 55; Gustav Adolf G 118; Joseph II. B 17, E 21; Karl August Q 11—25; Lafayette G 122; Ludwig XIV. O 30; Ludwig XV. G 36; Ludwig Bonaparte, König von Holland D 96; Marie Antoinette G 39; Medici, Lorenzo von D 61; Mirabeau A 42, B 16; Napoleons Marschälle B 59; Osuna, Herzog von A 79; Peter der Große A 10, 18; D 43; Wellington B 59, G 34. — Österreich-Ungarn G 7; Vereinigte Staaten G 78. — Befreiungskriege B 59, G 15, 17, 18, 19; Heilige Allianz G 7, 34; Julirevolution C 99. — Kreuzzüge B 34, G 95.



E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW., Kochstraße 68—71